Das neue

Buch der Reisen und Entdeckungen.

Neu-Seeland
und
die übrigen Inseln der Südsee.

Von

Fr. Christmann und **Rich. Oberländer.**

1. Abtheilung:

Neu-Seeland, das Großbritannien der Südsee.

2. Abtheilung:

Die übrigen Inseln der Südsee.

Zur gefälligen Notiznahme:
Die zweite Abtheilung des Werkes erscheint in den ersten Monaten des Jahres 1871.

Das

Neue Buch der Reisen und Entdeckungen.

Otto Spamer's

Illustrirte Bibliothek der Länder- & Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Neu-Seeland

und

die übrigen Inseln der Südsee.

Von

Fr. Christmann und **Richard Oberländer.**

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern, Karten, Porträts u. s. w.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1871.



Vegetationscharakter der ozeanischen Inselwelt.

Die Übrigen

Berlin.



[illegible] Inseln.

Neu-Seeland

und

die übrigen Inseln der Südsee.

Geschichte
der Entdeckungsreisen und der Kolonisation Polynesiens.

Leben in der Wildniß
und in den Städten der Kultur auf den Australischen Inseln.

Von

Fr. Christmann und **Richard Oberländer.**



Mit 120 Text-Abbildungen, nebst mehreren Karten und acht Tonbildern.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1871.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorwort.

Neben dem Festlande Australien hat in den letzten Jahrzehnten namentlich auch Neu-Seeland politisch und kommerziell eine außerordentlich hohe Bedeutung erlangt, wenn gleich die Auswanderung dorthin noch eine erstaunlich geringe ist. Merkwürdiger Weise sind aber die Aussichten für das Vorwärtskommen europäischer Ansiedler auf den Neuseeländischen Inseln so vortheilhaft, wie kaum in irgend einer andern Kolonie.

Neu-Seeland ist etwa so groß wie Italien und hat die mannichfachste Abwechslung in seiner Oberflächengestalt aufzuweisen. Die Küsten zunächst, meistens felsig und steil, sind reich an vortrefflichen Häfen; vom Meere an dehnen sich fruchtbare Ebenen, zum Theil mit dicht verschlungenem Urwalde bedeckt, zum Theil auch nur mit Farrenkraut oder Flachs bewachsen, bis zum Fuße der Gebirge, welche auf der Nordinsel die Mitte des Landes und die Ostseite, auf der Südinsel dagegen die Westseite einnehmen. Die gebirgige Ostseite der nördlichen Insel ist noch unerforscht; die Mitte jener Insel aber, eine ungemein merkwürdige Region, kann als gut bekannt gelten und hier, in dem von den Eingeborenen bewohnten sogenannten Seen-Distrikt, befinden sich die bei diesen wie bei den Kolonisten berühmten natürlichen warmen Bäder und Seen von Ohinemutu, Roto-mahana u. a. In dem westlichen Theil der Nordinsel, auf der großen nördlichen Landzunge, sowie endlich in den nach den südlichen Gestaden sich öffnenden Thälern, sind bereits an vielen Punkten die Anfänge der Kolonisation gemacht worden, aber große Strecken des prachtvollsten Ackerbodens wurden noch niemals vom Pfluge berührt.

Aehnlich sind die Verhältnisse auf der Südinsel. Die Westseite dieses großen Eilandes wird, wie erwähnt, seiner ganzen Länge nach von einem gewaltigen, schnee- und gletscherreichen Gebirge überlagert, welches in vielen Beziehungen die erstaunlichste Aehnlichkeit mit den europäischen Alpen darbietet. Von den Gletschermassen und Eismeeren dieser neuseeländischen Alpen stürzen brausend und schäumend unzählige Wildbäche herab in die vorgelagerte, breite und fruchtbare Ebene, von wo sie, zu Strömen vereinigt, hinausfließen in das Meer. Diese niemals versiegenden Gebirgswasser repräsentiren gewaltige Arbeitskräfte; sie könnten Tausende von Mühlen, Stampfwerken und anderen gewerblichen Anlagen treiben. Außer diesem Wasserschatz besitzt Neu-Seeland auch die zwei Grundbedingungen zur Entwickelung der Industrie, nämlich Steinkohlen und Eisen, und endlich birgt der Boden dieses Landes enorme Schätze von Gold, deren Hebung voraussichtlich noch Jahrhunderte in Anspruch nehmen wird. Um eine Vorstellung von der Bedeutung dieser Reichthümer zu geben, sei erwähnt, daß während der zehn Jahre von 1858 bis 1867 für 14,580,204 Pfund Sterling (also für 175 Millionen Gulden oder 100 Millionen Thaler) Gold von Neu-Seeland nach England verschifft worden ist. Die gesammte europäische Bevölkerung Neu-Seelands belief sich aber im J. 1867 auf kaum mehr als 200,000 Menschen, während, wie

sich aus dem Vorstehenden zur Genüge ergiebt, Raum genug für Millionen fleißiger Viehzüchter, Ackerbauer und Gewerbtreibender vorhanden ist.

Daß sich der Strom der Auswanderung noch nicht hierher gewendet, muß wol hauptsächlich drei Ursachen zugeschrieben werden: erstens den seit Jahren auf der Nordinsel wüthenden Kriegen zwischen den Europäern und den Eingebornen des Landes, den tapferen und intelligenten Maori; zweitens der ungeheuren Entfernung Neu-Seelands von Europa, die eine Reise nach jenen Gegenden zu einer Fahrt um den halben Erdball macht, und drittens der zum Theil aus dieser großen Entfernung folgenden Unbekanntschaft mit neuseeländischen Verhältnissen und Zuständen überhaupt.

Diesem letzteren Mangel soll das vorliegende Buch abhelfen. Der Leser findet hier eine Schilderung des Verhältnisses zwischen den Eingebornen und den Kolonisten, ehemals und jetzt, eine Beschreibung der Beschaffenheit des Landes im Allgemeinen, sowie der Eigenthümlichkeiten seiner Thier- und Pflanzenwelt, und die Ausführungen des Verfassers werden unterstützt durch zahlreiche, sorgfältig gearbeitete Illustrationen, welche die geschilderten Oertlichkeiten oder andere zur Sprache kommende Gegenstände zur unmittelbaren bildlichen Anschauung bringen.

Frankfurt a/M., im Juli 1870. **Fr. Christmann.**

Den vorstehenden Bemerkungen über die Bedeutung des hier abgehandelten Thema's kann sich die Unterzeichnete in allen Punkten nur anschließen. Die erste Abtheilung dieses Bandes, die Schilderung von Neu-Seeland, dem Großbritannien der Südsee, wird durch die nachfolgende zweite über die ozeanische Inselwelt ergänzt. Letztere beschäftigt sich also mit den übrigen Eilandsgruppen der Südsee und bringt dadurch das Gesammtgemälde vom fünften Welttheile zum Abschluß. Beide zu einem Bande vereinigte Abtheilungen werden dann, mit dem bereits vorangegangenen Bande über das Festland Australien, das ganze tropische und subtropische Gebiet des Stillen Ozeans von der Ostküste Asiens und den vor ihr liegenden Inseln bis zur Westküste des südlichen Amerika zu einem einheitlichen geographischen und kulturhistorischen Bilde zusammenfassen.

Im Einverständnisse mit Herrn Fr. Christmann hat die Unterzeichnete für gedachte zweite Abtheilung dieses Bandes, jene Inselgruppen, welche in neuerer Zeit als „Perlen des Großen Ozeans" zu hoher Bedeutung gelangt sind, Herrn Richard Oberländer gewonnen. Derselbe hat durch vieljährigen Aufenthalt in verschiedenen Regionen der australischen Welt Land und Leute aus eigener Anschauung genau kennen gelernt und wird in diesem Werke den reichen Schatz langjähriger Erlebnisse, Erfahrungen und Studien niederlegen. — Wir können daher aus dieser Feder eine gediegene Zuendeführung des nach dem Urtheil Sachverständiger in trefflicher Weise begonnenen Werkes erwarten und unseren Lesern auch in dem Schlußabschnitte eine überaus interessante Lektüre in Aussicht stellen. **Leipzig**, im September 1870.

Die Redaktion des neuen Buches der Reisen.

Inhaltsverzeichniß zu
Neu-Seeland und die übrigen Inseln der Südsee.

Erste Abtheilung.
Neu-Seeland, das Großbritannien der Südsee.

Erster Abschnitt.
Entdeckungs- und Kolonisations-Geschichte Neu-Seelands.

Zweiter Abschnitt.

Wanderungen durch das Land und Schilderungen aus Vergangenheit und Gegenwart.

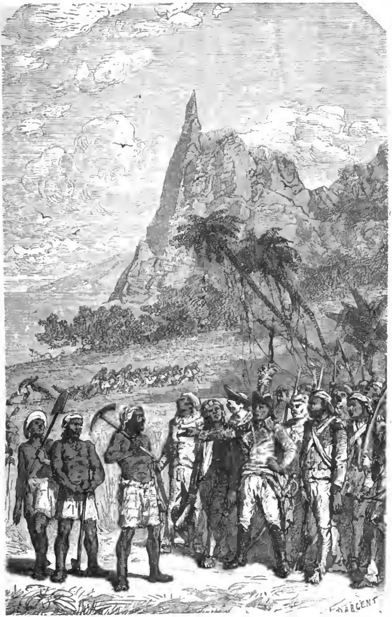
Neu-Seeland,

das Großbritannien der Südsee.

Von

Fr. Christmann.

Die Tonbilder der ersten Abtheilung gehören zu:



Rua Tara unterweist die Eingeborenen im Ackerbau.

[illegible]

und konservirt, nach Sydney verkaufen zu können, von wo sie dann weiter nach dem Ort ihrer Bestimmung verführt wurden. Um aber den Bewohnern von Sydney den Beweis zu liefern, daß die Menschenschlächterei auf Neu-Seeland immer noch in vollem Gange sei, wurden sogar Töpfe voll gesalzenen Menschenfleisches nach Sydney verschifft, bis der Gouverneur von Neu-Süd-Wales endlich diesem furchtbaren Unwesen ein Ende machte.

Fast zu derselben Zeit, als die ersten Europäer sich in Neu-Seeland niederließen, begannen auch die Eingeborenen dieses Landes, getrieben von ihrem angeborenen Reisedrang, die Fremden in ihren Besitzungen in Neu-Süd-Wales zu besuchen. Die Neu-Seeländer kannten und besaßen kein Geld und — wie sich leicht denken läßt — verfügten auch wol nur in seltenen Fällen über so viele sonstige Gegenstände von Werth, daß sie die Kosten einer Seereise auf einem europäischen Schiffe hätten bestreiten können. So kam es, daß die reiselustigen Maori, obschon sie die Söhne vornehmer und mächtiger Häuptlinge waren, sich in den meisten Fällen als Matrosen auf englischen Schiffen verdingten und sich zu Arbeiten und Dienstleistungen bequemten, die sie in ihrer Heimat schwerlich jemals verrichtet hätten. Indessen ging Alles gut, wenn nur die englischen Kapitäne ihre Verbindlichkeiten gegen die braunen Neu-Seeländer erfüllten. Dies thaten jedoch nicht alle. Die von den englischen Schiffskapitänen und ihren weißen Untergebenen gegen die wehr- und freundlosen Maori begangenen Brutalitäten sind sogar in einzelnen Fällen geradezu unbegreiflich und kaum für möglich zu halten.

So hatte Tepahi, einer der mächtigsten Häuptlinge an der Inselbai, im Jahre 1804 oder 1805, die Reise nach der Insel Norfolk und von da nach Port Jackson unternommen. Er war von dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales mit Auszeichnung empfangen und auch nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Sydney mit dem Schiffe „Lady Nelson" wieder in seine Heimat gebracht worden, wohin er eine große Menge nützlicher Gegenstände und Werkzeuge mitbrachte, welche ihm der Gouverneur zum Geschenk gemacht hatte. Ein junger Engländer, George Bruce mit Namen, begleitete Tepahi nach Neu-Seeland und ließ sich dort nieder. Nachdem sich Bruce, wie ein geborener Neu-Seeländer, hatte tätowiren und unter die Krieger aufnehmen lassen, erhielt er die Tochter Tepahi's zur Frau und lebte Jahre lang mit seinen neuen Landsleuten, denen er in vielen Beziehungen nützlich wurde, in Frieden und Freundschaft. Da landete im Jahre 1808 ein Walfischfänger, der den gleichen Namen wie der Sieger von Manila, Dalrymple, führte, in der Inselbai, und Bruce erwies diesem Manne eine Menge Gefälligkeiten. Zuletzt begleitete er noch in Gemeinschaft mit seiner Frau den englischen Kapitän auf dessen Schiffe nach einer Stelle der neuseeländischen Küste, an welcher Dalrymple Gold vermuthet hatte. Statt jedoch die beiden Leute wieder an ihrem heimatlichen Gestade zu landen, wie er versprochen hatte, fand der Engländer es bequemer, sie beide mitzunehmen. In Malakka ließ er den Mann zurück, die Frau dagegen verkaufte er in Pulo-Pinang. Erst nach Ueberwindung der größten

Schwierigkeiten glückte es den beiden Gatten, sich wieder zusammenzufinden und in ihre Heimat zurückzukehren.

Dies ist eine der zahlreichen Proben von Treulosigkeit und Undankbarkeit, welche die Engländer den Neu-Seeländern zu geben für gut fanden. Viel wechselvoller noch waren die Schicksale eines Neffen Tepahi's, Namens Dua-Tara oder Rua-Tara, der, von dem Wunsche beseelt, den König Georg III. von England zu sehen, sich im Jahre 1805 als Matrose auf dem Walfischfänger „Argo“, Kapitän Baden, vermiethete, unter der Bedingung, daß er mit nach England genommen werde. Die Geschichte Rua-Tara's hat nicht nur darum ein Interesse, weil durch sie das Verfahren vieler englischen Seefahrer den Neu-Seeländern gegenüber in ein helles Licht gestellt wird, sondern auch deshalb, weil Rua-Tara nach seiner endlichen Rückkehr in die Heimat eine merkwürdige Rolle als Apostel der Civilisation zu spielen bestimmt schien.

Der junge Neu-Seeländer — Rua-Tara war damals noch nicht 19 Jahre alt — kannte jedenfalls den Werth des von Kapitän Baden erhaltenen Versprechens noch viel zu wenig, sonst hätte er sich gewiß nicht dem engen Raume des Schiffes anvertraut. Nachdem sich der Kapitän etwa fünf Monate lang an verschiedenen Punkten Neu-Seelands aufgehalten hatte, um Walfische zu fangen, kehrte er noch einmal in die Inselbai zurück. Darauf verließ er Neu-Seeland wirklich und fuhr nach Sydney. Von hier aus wurde eine zweite Fahrt nach den Küsten Neu-Seelands ausgeführt, und nachdem die „Argo“ wiederum — nach weiteren sechs Monaten — in Port Jackson angekommen war, entließ der Kapitän den neuseeländischen Matrosen, der ein Jahr lang gedient hatte, ohne ihm jedoch den geringsten Lohn auszuzahlen.

Nun schiffte sich Rua-Tara auf dem Schiffe „Albion“, Kapitän Richardson, ein, das gleichfalls in den Meeren Neu-Seelands fischte. Nach abermals sechs Monaten landete das Fahrzeug in der Inselbai, und Rua-Tara kehrte zu seinen Freunden zurück, nachdem er von dem Kapitän seinen Lohn in verschiedenen europäischen Artikeln erhalten hatte, jedoch ohne dem Ziele seiner Wünsche nur um irgend Etwas näher gekommen zu sein.

Rua-Tara war übrigens nicht der Mann, der sich so leicht von seinem Plane abbringen ließ. Zum zweiten Male unternahm der muthige Neu-Seeländer die Reise nach England. Der Walfischfänger „Santa-Anna“, Kapitän Moody, lag in der Inselbai vor Anker, und nachdem Rua-Tara von Moody das bestimmte Versprechen erhalten hatte, daß er ihn nach England mitnehmen wolle, verdingte sich derselbe auf dem englischen Schiffe als Matrose. Zunächst ging aber die Fahrt nach der wüsten und wasserlosen Insel Bounty, südöstlich von Neu-Seeland gelegen, wo Rua-Tara, ein anderer Maori, zwei Tahitier und zehn Europäer ans Land gesetzt wurden, um Seehunde zu fangen. Ein kleiner Vorrath von Wasser, Brot und gesalzenem Fleisch wurde für die Seehundsjäger ausgeschifft. Darauf segelte das Schiff nach Neu-Seeland zurück, um Bataten einzunehmen, und von da nach Norfolk, um Schweine zu holen. Erst nach Verlauf von beinahe

vier Monaten kam das Fahrzeug wieder an der Insel Bounty an; die Jäger hatten sich unterdessen 8000 Seehundsfelle verschafft, aber sie hatten auch die bitterste Noth gelitten. Die geringen Vorräthe waren bald verzehrt gewesen, und nachdem dies geschehen, hatten die Männer nichts mehr zum Stillen des nagenden Hungers gehabt, als das thranige Fleisch der Robben und Seevögel, und um den quälenden Durst zu löschen, war ihnen keine andere Wahl geblieben, als das Blut der erlegten Vögel zu trinken, da nicht ein einziger Tropfen Wasser auf der ganzen Insel aufzutreiben war. Zwei Europäer und ein Tahitier waren diesen furchtbaren Leiden erlegen. Die Häute wurden eingeschifft, und jetzt endlich machte sich der Kapitän mit seinem Schiffe auf den Weg nach England.

Im Juli 1809 langte Rua=Tara in der Themsestadt an. Aber er bekam dort weder den König zu sehen, noch erhielt er einen Pfennig Bezahlung von seinem Kapitän, ja kaum die allernothdürftigste Bekleidung und Verköstigung. Moody verwies den Neu=Seeländer wegen seiner Bezahlung an die Schiffseigenthümer in Sydney und ließ schließlich den armen Mann von seinen weißen Matrosen auf die grausamste Weise mißhandeln. Glücklicher Weise traf Rua=Tara auf einem andern Schiffe, der „Ann“, Kapitän Gwinn, auf welchem er nach Sydney zurückkehren wollte, den englischen Missionär und späteren Apostel der Neu=Seeländer, Marsden, welcher sich des armen, kranken und durchaus entkräfteten Mannes annahm und bei welchem Rua=Tara von seiner Landung in Sydney an, die im Februar 1810 erfolgte, bis zum November jenes Jahres blieb. In dem genannten Monat schiffte sich der vielgeprüfte Mann an Bord des Walfischfahrers „Frederik“ ein, in der Hoffnung, sein Vaterland bald wieder zu sehen; aber erst, nachdem er wiederum alle Arten von Mißgeschick und Unrecht erduldet hatte, von dem gewissenlosen Kapitän des genannten Schiffes auf der Insel Norfolk ausgesetzt und nachher von dem zufälliger Weise nach dieser Insel gekommenen Kapitän Gwinn von der „Ann“ nach Sydney gebracht worden war, wo er zum zweiten Male bei seinem Beschützer Marsden einen Zufluchtsort fand, gelang es ihm endlich, im Jahre 1812, seine Heimat wieder zu erreichen.

Rua=Tara's Oheim, Tepahi, war während der siebenjährigen Irrfahrten des Ersteren gestorben, und dieser wurde nunmehr Häuptling des Stammes der Rangihu. Von nun an benutzte Rua=Tara allen seinen Einfluß, um unter seinen Landsleuten den Geschmack an nützlichen Beschäftigungen, besonders aber am Ackerbau, zu beleben. Er selbst widmete seine ganze Zeit dem Anbau und der Pflege der verschiedenen, von Sydney mitgebrachten Sämereien und Pflanzen; insbesondere versuchte er es, den Getreidebau auf Neu=Seeland einzuführen. Zu diesem Zwecke erzählte er zunächst seinen Freunden und den benachbarten Häuptlingen, daß das Brot, welches sie Alle schon auf den europäischen Schiffen gesehen und so gerne gegessen hatten, aus den Körnern bereitet werde, die er ihnen zeigte und von welchen er einige Säcke voll aus Neu=Süd=Wales mitgebracht hatte. Obwol fast Alle die Auseinandersetzungen Rua=Tara's mit ungläubigen Mienen

anhörten, nahmen sie dennoch einen Theil jener Körner an, und er zeigte ihnen, wie man sie säen müsse. Den Rest seiner Saatfrucht behielt Rua-Tara für sich und seinen Oheim Hongi.

Nun waren leider die Neu-Seeländer zu ungeduldig, als daß sie die Zeit der Reife des Weizens abgewartet hätten. Die Saat war kaum aufgeschossen, so untersuchten sie dieselbe schon, um die versprochenen Früchte zu finden. Die Maori waren in dem Irrthume befangen, die Körner müßten, wie dies bei den Bataten der Fall ist, an den Wurzeln der Pflanzen sitzen, und da sie im Boden kein Getreide fanden, so rissen sie die Pflanzen aus und verbrannten sie. Rua-Tara's und Hongi's Getreide reifte, die Aehren wurden gesammelt und gedroschen, und obwol die anderen Häuptlinge sich jetzt überzeugen mußten, daß Rua-Tara Recht gehabt hatte, als er ihnen sagte, die Frucht wachse oben an den Pflanzen, so glaubten sie darum ihrem vielerfahrenen Landsmanne noch immer nicht, daß man Brot daraus machen könne. Rua-Tara besaß aber keine Mühle, um das Mehl bereiten zu können, und so vergingen nochmals mehrere Monate, bis es ihm endlich gelang, seinen Landsleuten auch für diese Behauptung den Beweis zu liefern.

Marsden, der die Anstrengungen Rua-Tara's, so viel er vermochte, unterstützte, hatte nämlich unterdessen ein Schiff, die „Active", gekauft und mit zwei Missionären, Hall und Kendall, nach Neu-Seeland geschickt. Mit diesem Schiffe kam die erste Getreidemühle (eine kleine Handmühle) dort an, und Rua-Tara begann alsbald vor den Augen seiner Landsleute Getreide zu mahlen. Als die Maori nun das Mehl sahen, schrieen und tanzten sie vor Freude. Rua-Tara aber formte einen Kuchen und bereitete in einer Bratpfanne das erste Brot, das von Neu-Seeländern gebacken wurde.

Als im Januar 1815 Marsden selbst in der Inselbai landete, sah er schon reifen und glänzenden Weizen auf den Feldern stehen; Rua-Tara aber schien an dem großen Ziele seiner Bestrebungen angekommen zu sein. Mit freudigem Stolze und triumphirenden Blicken sprach er zu Marsden: „Jetzt habe ich den Anbau des Getreides auf Neu-Seeland eingeführt; in kurzer Zeit wird mein Vaterland eine große Bedeutung erhalten; ich werde Getreide nach Port Jackson ausführen und dagegen Hacken, Beile und Spaten, Thee und Zucker und Alles, was wir brauchen, eintauschen können." Mit diesem Gedanken beschäftigt, traf er mit seinen Landsleuten Verabredungen über große Getreidekulturen; auch entwarf er den Plan zur Erbauung einer Stadt mit regelmäßigen Straßen nach europäischer Weise und an einem Platze, welcher die Einfahrt in die Inselbai und die umliegende Gegend beherrschte. Schon wurden die Straßen dieser Stadt ausgesteckt — da, mitten in der Ausführung solcher, gewiß großartigen Pläne wurde Rua-Tara auf sein Sterbelager geworfen. Im Alter von 28 Jahren starb der Mann, der sicherlich der größte Wohlthäter seines Volkes geworden wäre, wenn er nur noch einige Jahre länger gelebt hätte.

Die Gegend an der Inselbai war, wie auch aus dem Mitgetheilten zur Genüge hervorgeht, der Ort, an welchem fremde Schiffer vorzugsweise

gern landeten, offenbar deshalb, weil sie hier wegen der Niederlassung der Pakeha-Maori auf ein besseres Entgegenkommen von Seiten der Eingeborenen rechneten. Dennoch kam es auch an diesem Platze zu blutigen Konflikten zwischen den Engländern und den Maori. Dabei darf man allerdings nicht vergessen beizufügen, daß die Engländer jedesmal auf irgend eine Weise die Veranlassung zu dem nachfolgenden Gemetzel gegeben hatten, und daß der Grundzug in dem Charakter der Maori, erlittenes Unrecht niemals ruhig zu ertragen, sondern, sobald sich Gelegenheit dazu bietet, blutige Rache dafür zu nehmen, bei allen diesen traurigen Ereignissen immer die letzte und leitende Ursache gewesen ist.

Im Jahre 1809 war der Kapitän des Schiffes „Boyd", von Sydney nach Neu-Seeland bestimmt, darauf eingegangen, einige Neu-Seeländer von Sydney aus in ihre Heimat mitzunehmen, unter der Bedingung, daß sie während der Fahrt Matrosendienste leisteten. Unter diesen Leuten befand sich Taara, der Sohn eines der Häuptlinge des Wangaroastammes an der Inselbai. Taara erkrankte auf der Reise und weigerte sich, den Dienst zu thun. Da aber der Kapitän nicht glauben wollte, daß der Wilde wirklich krank sei, so ließ er ihn peitschen und arg mißhandeln. Als nun das Schiff vor der neuseeländischen Küste vor Anker lag, schilderte Taara seinen Landsleuten die Beleidigungen, welche er zu erdulden gehabt hatte, und forderte sie auf, Rache dafür an dem Kapitän und dem Schiffsvolke zu nehmen. Solches geschah, und in so gründlicher Weise, daß es nur zwei Frauen und zwei Kindern gelang, dem allgemeinen Blutbad zu entgehen. Siebzig Menschen wurden geschlachtet und von den Maori verzehrt. Das Schiff selbst ging zu Grunde. Der Vater Taara's wollte nämlich, während er sich noch auf dem Fahrzeuge befand, eine der erbeuteten Flinten probiren. Unglücklicher Weise stand er in der Nähe eines Pulverfasses, als der Schuß losging. Das Pulver entzündete sich, mit einem furchtbaren Knall ging ein Theil des Schiffes in Trümmer und der Rest fing Feuer; Taara's Vater aber und viele andere Neu-Seeländer fanden bei der Explosion ihren Tod, und Taara, weit entfernt, sich gerächt zu glauben, schrieb nun auch die Schuld an dem tragischen Ende seines Vaters den Weißen zu.

Im folgenden Jahre, 1810, kamen einige Walfischfahrer in die Bai und zerstörten das Dorf Tepahi's, der an dem Unternehmen gegen die Mannschaft des „Boyd" ganz unbetheiligt gewesen war, sich vielmehr umsonst Mühe gegeben hatte, einige der Unglücklichen zu retten. Bei dieser Gelegenheit wurden mehrere Eingeborene getödtet und Tepahi sowie noch viele Andere verwundet. Infolge dieses Rachezuges begann die Wegnahme europäischer Schiffe ein regelmäßiges Geschäft der Neu-Seeländer zu werden, und nur zu oft hatten Unschuldige für Schuldige zu leiden. Die Europäer ihrerseits wurden aber zu neuen blutigen Vergeltungszügen gereizt, und während der Jahre 1815, 1816 und 1817, d. h. zu einer Zeit, in welcher bereits die englischen Missionen an den neuseeländischen Gestaden eingerichtet waren, wurden allein in der Nähe der Inselbai an hundert Neu-Seeländer von Europäern erschlagen.

Und so ging es mehr als zehn Jahre fort.

Noch im Jahre 1828 wurde an demselben Platze die ganze Mannschaft eines englischen Schiffes bis auf einen Einzigen, einen Offizier, ermordet und das Fahrzeug geplündert. Doch glückte es der Mannschaft eines anderen kurze Zeit darnach dieselbe Küste besuchenden Fahrzeugs, das Schiff selbst wieder mitzunehmen. Von der Mannschaft schien Niemand mehr zu retten zu sein; der einzige Ueberlebende wurde nicht entdeckt. Dieser war der allgemeinen Schlächterei nur durch einen Zufall entgangen; immerhin schien es sehr unwahrscheinlich, daß die Kannibalen ihn noch lange am Leben lassen würden, bis ein neuer Zufall ihm wirklich das Leben rettete. Die Wilden wurden nämlich wenige Tage, nachdem sie die Weißen ermordet und die reiche Beute des Schiffes an sich gebracht hatten, von einem benachbarten Stamm mit Krieg bedroht. Ihr Häuptling verlangte deshalb von dem weißen Manne zu wissen, wer von ihnen Sieger bleiben würde. Zugleich brachte er den Sextanten herbei, den die Wilden aus dem Schiffe geraubt hatten, mit der Weisung, aus diesem Instrument die verlangte Prophezeiung zu machen. Der Engländer entsprach dem Verlangen des Wilden und weissagte ihm den Sieg. Anderen Tages wurde die Schlacht geschlagen. Der gefangene Engländer hörte das Geschrei der gegen einander stürmenden Feinde, lange Zeit wogte der Kampf unentschieden hin und her, da erdröhnte die Luft von Geschützdonner; es waren die aus dem Schiffe genommenen Kanonen, welche gegen die Angreifer abgefeuert wurden, und dies entschied den Sieg der Angegriffenen. Der englische Offizier aber wurde von dem Tage an von dem ganzen Stamme mit einer wahren Ehrfurcht behandelt. Es gelang ihm später, zu entkommen und die Niederlassung Kororarika zu erreichen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß es in andern Gegenden Neu-Seelands nicht besser um die Sicherheit des Lebens und Eigenthums der an der Küste landenden Seefahrer bestellt war, als an der Inselbai und ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, deren Eingeborene doch immerhin in einigem Verkehr mit den Pakeha-Maori in der Niederlassung lebten.

So hatten z. B. im Jahre 1806 die Neu-Seeländer an der Westküste der Südinsel die Mannschaft des Schiffes „Sydney-Cove" — allerdings wieder zur Rache für eine von den Weißen den Wilden zugefügte Ungerechtigkeit — niedergemetzelt und das Schiff zerstört, und an der Cooks- wie an der Foveauxstraße war es zu ähnlichen Ereignissen gekommen.

Nirgends aber hatte der Umgang der englischen Seefahrer mit den Eingeborenen Neu-Seelands zu irgend einer wesentlichen Verbesserung der Sitten der Ureinwohner dieses Landes geführt, und noch weniger waren, wie leicht einzusehen, die verwilderten europäischen Kolonisten in Kororarika und den anderen Küstenplätzen im Stande, eine Aenderung in der wilden Lebensweise der Maori zu bewirken. Dafür befanden sich jene Kolonisten selbst auf einem viel zu tiefen Stande der Gesittung; ja die Zuchtlosigkeit der Europäer wurde zuletzt selbst den Maori zu arg.



Das Innere eines befestigten Dorfes auf Neu-Seeland.

II. Die Urgeschichte der Maori.

Abstammung der Maori. — Aussehen derselben. — Tätowirung — Sprache. — Religiöse Anschauungen. — Das Tapu. — Schöpfungssagen der Polynesier. — Te-Ika-a-Maui. — Maui's Fischzug. — Einwanderungssagen der Maori. — Te-Wahi-Punamu. — Rakiura. — Die „Insel Hawaiki". — Die Unterwelt der Maori. — Die wilden Maero und Ngatimamoe. — Te-Uira und sein Mere-punamu. — Spuren eines älteren Volkes auf Neu-Seeland.

Alle Nachrichten, welche sich bei den verschiedenen Völkerschaften der Südsee-Inseln aus ihrer Geschichte früherer Zeiten erhalten und auf die späteren Generationen vererbt haben, erscheinen durchaus dürftig und unbedeutend, wenn man sie mit den reichen Schätzen von Sagen und geschichtlichen Ueberlieferungen anderer Menschengeschlechter vergleicht. Und ganz natürlich! Besaßen doch alle diese Völker der Südsee-Inseln kein anderes Mittel zum Gedankenaustausch, als die Sprache! Weder hieroglyphische noch andere Schriftzeichen waren bei ihnen im Gebrauche, nicht einmal Denkschnüre (Quipos) kannten sie, wie sich solche bei den Peruanern, oder Gedächtnißknoten, wie sie sich bei andern, gleichfalls noch auf den ersten Kulturstufen stehenden Völkern vorfanden.

Ganz besonders gilt das Gesagte von der eingeborenen Bevölkerung Neu-Seelands. Zerstreut über das ganze Land und getheilt in viele einzelne, kleine

und von einander vollständig unabhängige Stämme, zwischen welchen zudem oftmals blutige und vernichtende Kriege wütheten, fehlte den verschiedenen Völkerschaften Neu-Seelands jeder staatliche Zusammenhang und damit auch fast jede Tradition, die auf die Gesammtheit des Volkes Bezug gehabt hätte. Das Gedächtniß der Einzelnen an vergangene Zeiten beschränkte sich meistens auf die Erinnerung an die Thaten ihrer Väter und Großväter und reichte selten bis in das dritte oder vierte Glied der Vorfahren. Die hoch angesehenen Familien, aus deren Mitgliedern die Häuptlinge hervorzugehen pflegten, sorgten allerdings dafür, daß irgend einer ihrer Angehörigen sich mit der Sammlung und Weiterverbreitung ihrer Gesetze (tikanga), ihrer Lieder und Gesänge, sowie der historischen Sagen des eigenen Stammes befaßte. Um so mehr ist die Mannichfaltigkeit der auf diese Art noch erhaltenen Ueberlieferungen überraschend. Klagegesänge zum Andenken an verstorbene Verwandte und Freunde, feurige Kriegslieder und Heldengedichte über die Großthaten ihrer Voreltern, aber auch sinnige Liebeslieder und launige Spottgedichte bilden den Inhalt ihrer poetischen Sammlungen, und außer diesen hat sich eine Menge Sagen und Märchen über den Ursprung, die Wanderungen und Abenteuer der einzelnen Stämme der Maori, wenn auch etwas vag und unbestimmt, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und bis auf den heutigen Tag erhalten.

Aus diesen Sagen geht zunächst hervor, daß sich die Maori selbst als Angehörige des Menschenstammes betrachten, der die östlichen Inseln des Großen Ozeans bevölkert und von welchem einige Gruppen, wie die Bewohner der Gesellschaftsinseln (Tahiti), der Freundschaftsinseln (Tonga) und andere, durch ihre körperliche Schönheit sowol, als durch die Zierlichkeit ihres Wesens und die Anmuth ihrer Sitten so hoch berühmt geworden sind.

Allerdings hätte auf diese Zusammengehörigkeit schon die äußere Erscheinung der Eingeborenen Neu-Seelands hinweisen müssen.

Sie sind weit verschieden von den unglücklichen Australiern und nicht, wie diese, schwarz und schmuzig, mit übelriechendem Fett, sowie mit Rauch und Ruß bedeckt, sondern stehen auf der Stufenleiter menschlicher Gesittung um ein Beträchtliches höher. Dies wurde auch alsbald von den ersten Europäern, welche in Berührung mit den Bewohnern Neu-Seelands kamen, erkannt; die Neu-Seeländer sind im Allgemeinen von ziemlich lichter Hautfarbe und müssen als ein einziges Volk angesehen werden, obschon verschiedene dunklere Schattirungen der Haut bei ihnen vorkommen, von Gelblichbraun bis zu Rothbraun und selbst Schwärzlichbraun. Diese Verschiedenheiten verrathen nur, daß die Bewohner Neu-Seelands auf ihren unzweifelhaft über weite Strecken unternommenen Wanderungen vielfache Vermischungen mit anderen Völkern erfahren haben müssen.

Der Gliederbau der Neu-Seeländer ist durchweg von vollendetem Ebenmaß, und ihre Gesichtszüge sind oftmals von erstaunlicher Regelmäßigkeit. Die jüngeren Maori-Frauen und mehr noch die erwachsenen Mädchen können im Allgemeinen sogar hübsch genannt werden; einzelne sind von

merkwürdiger Schönheit und beinahe eben so weiß, wie die Frauen im südlichen Europa. Freilich muß zugegeben werden, daß diejenigen Völkerschaften, welche auf den näher am Aequator gelegenen, durch großartige Fruchtbarkeit wie durch ein paradiesisches Klima gleich ausgezeichneten Inseln wohnen, hinsichtlich ihres Körperbaues nicht vollständig mit den Neu-Seeländern übereinstimmen und den letzteren namentlich in Bezug auf Schönheit und Zierlichkeit der Körperformen überlegen sind. Die Bewohner der Tonga-Inseln sind durchweg kleiner, die Tahitier heller gefärbt, die Bewohner der Carolinen von sanfterer, ruhigerer Gemüthsart als die Maori, welche, wie die Einwohner von Nukahiva, sich oft blutige Kämpfe liefern; allein das Alles sind Verschiedenheiten, die sich zum großen Theile schon aus den klimatischen Verhältnissen und der veränderten Lebensweise der einzelnen Völkerschaften erklären. Die in den wärmeren Himmelsstrichen vorherrschende Pflanzenkost ist bekanntlich allein schon im Stande, unter sonst gleichen Verhältnissen das Temperament des Menschen ruhiger und sanfter zu erhalten, während die in rauheren Gegenden lebenden und Fleisch essenden Menschen von hitzigerer Gemüthsart zu werden pflegen, und in völliger Uebereinstimmung mit diesem Satze steht die Thatsache, daß die Maori durchweg von athletischem Körperbau und kolossaler Muskelstärke, aber auch von eben so ungemein reizbarer und heftiger Gemüthsart sind. Hinsichtlich ihrer geistigen Begabung stehen die Maori sicherlich hinter keinem andern Volk der Südsee-Inseln zurück, und in Bezug auf ihre Zahl müssen sie als der bedeutendste Stamm aller Polynesier angesehen werden.

Wenn es übrigens noch eines Beweises für den gemeinschaftlichen Ursprung des australischen Volksstammes und der übrigen Polynesier bedürfen sollte, so müßte derselbe in dem über einen großen Theil Polynesiens verbreiteten oder vielmehr verbreitet gewesenen Gebrauch der Tätowirung gefunden werden. Die Neu-Seeländer übten diese Kunst nicht nur sehr allgemein, sondern übertrafen darin sogar unzweifelhaft alle übrigen Polynesier, vielleicht mit einziger Ausnahme der Bewohner von Nukahiva. Das Klima, unter welchem alle diese Völker leben, erlaubt ihnen, ihren Körper nur mit leichten Kleidern zu bedecken, auch die Neu-Seeländer pflegten sich einen großen Theil des Jahres nur mit dem Mantel von Flachsstreifen zu bekleiden, aber, getrieben von dem Wunsche, sich zu schmücken, erfanden die Menschen einen Ersatz für die Kleidung; sie bemalten sich oder ritzten sich Zeichnungen in die Haut ein, die durch einen ätzenden Pflanzensaft dunkel gefärbt und für die ganze Lebenszeit haltbar gemacht wurden.

Die Neu-Seeländer hießen die Tätowirung „Moko", und es gab eigene Künstler, Tohunga genannt, die sich mit der Ausübung dieser Kunst befaßten; einzelne derselben besaßen einen hohen Ruf. Die Operation selbst war sehr mühsam; sie wurde mittels eines kleinen Meißels (Uhi) ausgeführt, der früher aus scharfen und harten Federkielen oder aus Fischgräten u. dergl. verfertigt war, seit Einführung des Stahles jedoch durch diesen ersetzt wurde, und der jedesmal, bevor er mit einem hölzernen Hammer durch die Haut getrieben wurde, in die färbende Flüssigkeit getaucht

werden mußte. Zur Herstellung des Färbestoffes selbst (Ngarahu) war der Ruß der Kauri-Tanne (Dammara australis) erforderlich, welcher gewonnen wurde, indem man Stückchen Kauri-Holz auf den Blättern des Ti-Strauches (Cordyline australis) verkohlen ließ. Dieser Ruß wurde mit einer Auskochung aus der Rinde des Hinau (Elaeocarpus Hinau) vermischt und, zu Kugeln geknetet, aufbewahrt. Bevor der Färbestoff gebraucht werden sollte, wurde eine solche Kugel in dem Safte der Frucht des Tupa-kihi (Coriaria sarmentosa) aufgelöst.

Das vollkommene Moko umfaßte das Gesicht, die Arme, Brust und die Schenkel innen und außen bis an die Lenden hinauf und bis zu den Knieen herab. Bei den Frauen wurden nur die Hände, die Ohrläppchen, das Kinn und die Lippen tätowirt; letztere erhielten dadurch ein fast schwarzes Aussehen, was jedoch auf Neu-Seeland als Hauptmerkmal weiblicher Schönheit galt.

Es ist einleuchtend, daß die Operation des Tätowirens äußerst schmerzhaft sein muß; sie ist es in der That in so hohem Grade, daß sie ohne Lebensgefahr nicht auf ein Mal ausgeführt werden kann. Es ist nur ein einziger Fall bekannt, daß ein Maori das ganze Moko auf ein Mal an sich anbringen ließ; indessen starb er, als die letzten Linien eingeschlagen waren. Die tätowirten Theile schwellen an und veranlassen manchmal schlimme Entzündungen; im Allgemeinen jedoch heilen die mit dem Uhi eingeschlagenen Wunden nach zehn bis zwölf Tagen.

Durch die Einführung des Christenthums unter den Eingeborenen Neu-Seelands ist übrigens das Tätowiren fast ganz außer Gebrauch gekommen, und so kann man heutzutage diesen Schmuck, der durch die blauschwarze Färbung der Zeichnungen auf der Haut dem Gesicht einen unheimlich düsteren Ausdruck giebt, nur noch an alten Maori bewundern.

Außer den beiden erwähnten, mehr äußerlichen Kennzeichen der Zusammengehörigkeit der Neu-Seeländer mit den übrigen Polynesiern, nämlich der ähnlichen Hautfarbe und dem Gebrauch des Tätowirens, giebt es aber auch noch viel wesentlichere, die in der Verwandtschaft der Sprache und der religiösen Begriffe ihre Begründung finden.

Was zunächst die sprachliche Zusammengehörigkeit betrifft, so ist diese so groß, daß heutigen Tages noch die Bewohner der neuseeländischen Inseln und die Bewohner von Sawai in der Samoagruppe sich vollkommen gut verstehen, obwol sie durch ein Meer von 300 geographischen Meilen Ausdehnung von einander getrennt sind. Die neuseeländische Sprache ist nur als einer der verschiedenen Dialekte zu betrachten, in welche der große, gemeinsame Sprachstamm der polynesischen Völkerschaften zerfallen mußte, nachdem diese, durch weite Meere getrennt, vielleicht Jahrhunderte lang nicht mehr mit einander in Verkehr gestanden hatten.

Am auffallendsten aber ist die Uebereinstimmung der Neu-Seeländer und der Bewohner von Tahiti, der Samoagruppe und aller der vielen anderen kleinen Inseln bis hinüber zu den Sandwichsinseln in ihren religiösen Anschauungen. Alle Polynesier haben den einfachsten Naturgottesdienst. Sie verehren in der Sonne, der Erde, dem Monde, dem Meere, der Luft 2c.

eben so viele Elementargeister, jedoch ohne Götzenbilder oder Tempel zu besitzen; allen Polynesiern ist die so äußerst merkwürdige Einrichtung des *Tapu* gemeinsam, d. h. des Gebrauchs, gewisse Personen oder Dinge für



Tätowirung eines neuseeländischen Häuptlings.

eine bestimmte Zeit oder für immer heilig zu sprechen und für unantastbar zu erklären, und alle Polynesier haben endlich denselben *Mythus über die Erschaffung der Welt.*

Wie die Tonga-Insulaner erzählen, daß Tangalao die Welt aus dem Meere gezogen habe, als er mit der Leine fischte, und die Tahitier sagen, daß Taroa aus den Scherben der Muschel, in der er gefangen gewesen und die er zerbrochen, den Grund zu dem „großen Lande" (Tahiti) gelegt und aus den kleineren Bruchstücken jener Muschel die anderen kleineren Inseln gebildet habe, so besitzen auch die Neu-Seeländer eine Schöpfungssage, die mit derjenigen der Tonga-Insulaner eine ganz auffallende Uebereinstimmung zeigt und nebenbei auch den Namen der nördlicheren der beiden größeren neuseeländischen Inseln erklärt.

Diese Insel heißt Ahi-na-Maui oder Te-Ika-a-Maui *), der Fisch des Maui. Maui war aber ein gewaltiger neuseeländischer Held, der, wie der griechische Herakles, eine ganze Reihe großer und erstaunlicher Thaten vollbracht hatte. Er war nicht nur der Lehrer im Kahn- und Häuserbau, der Erfinder der Kunst, aus Flachs Stricke zu drehen und Schlingen zu binden, er hatte auch der Sonne und dem Monde ihre Bahnen angewiesen, war der Herr des Wassers und des Feuers, der Luft und des Himmels und endlich der Schöpfer der Erde, welche er aus dem Meere gefischt hatte.

Maui hatte nämlich fünf Brüder, die alle fleißig dem Fischfang oblagen, während er selbst träge zu Hause saß, so daß Alle über ihn und seine Trägheit klagten. Eines Tages sagte Maui, er wolle fischen gehen, aber er werde einen Fisch fangen, so groß, daß ihn die Brüder nicht würden aufessen können. Da nun die Brüder wohl wußten, welch' mächtiger Zauberer Maui war, und ihn wegen seiner Zauberkünste fürchteten, so wollten sie ihn nicht mit sich ins Boot nehmen. Maui kam aber dennoch mit. Er verwandelte sich in einen kleinen Vogel und flog in das Kanoe; erst auf offener See gab er sich zu erkennen.

Als sie nun weit draußen im Meere waren, wollte Maui fischen. Er hatte einen kostbaren Angelhaken bei sich, der aus der Kinnlade seines Großvaters gemacht war; die Brüder aber wollten ihn auf jede Weise an der Ausführung seines Vorsatzes hindern und weigerten sich, ihm einen Köder zu geben. Da schlug sich Maui ins Gesicht, daß seine Nase blutete, und tränkte etwas Flachs, den er neben sich im Kanoe fand, mit diesem Blute. Das war der Köder. Maui warf die Angel aus und ließ die Schnur ablaufen. Es dauerte nicht lange, so biß es an und zog mit solcher Gewalt, daß die Brüder fürchteten, das Kanoe möchte umschlagen, und riefen: „Maui, laß los!" „Ka mauta Maui, ki tona ringa ringa e kore e taia te ruru." „Was Maui hält, läßt er nicht wieder los", war die Antwort, die bei den Neu-Seeländern seitdem zum Sprüchwort geworden ist. Dabei

*) Te-Ika-a-Maui und Te-Wahi-Punamu sind neuere Schreibarten dieser Wörter, so wie dieselben der deutschen Aussprache sich am besten anpassen; die auf einigen Karten gebrauchten, etwas abweichenden Schreibweisen sind die von Cook angegebenen und lange Zeit beibehaltenen. Bemerkt sei noch, daß Ta-Wai-Punamu „Grünstein-Wasser" bedeuten würde.

zog Maui mehr und mehr und zog ein Land heraus. „Ranga whenua“, riefen die Brüder, „der Fisch ist ein Land.“ Maui fragte sie, ob sie den Namen des Fisches wüßten, und als sie diese Frage verneinten, sagte er ihnen: „Haba whenua“, „das gesuchte Land“. Als der Fisch vollends aus dem Wasser war, eilten die Brüder, ihn unter sich zu vertheilen; sie zogen und zerrten von allen Seiten, und daher kommen die Unebenheiten auf der Insel. Das Kanoe aber strandete, als das Land in die Höhe kam, und heute noch erzählen die Eingeborenen, es liege auf dem Gipfel des Berges Ikaurangi bei Waipiro, nahe dem Ostkap der Insel, wo auch Maui begraben liegt.



Waldpartie auf Neu-Seeland.

An diese neuseeländische Schöpfungssage reihen sich dann die Einwanderungssagen der Maori an, mit welchen ähnliche Sagen der Tongalesen und Tahitier wiederum in ganz merkwürdiger Weise übereinstimmen. Sie haben alle eine nach den Vorstellungen der Neu-Seeländer im Osten oder Nordosten gelegene Insel, Hawaiki genannt, zum Ausgangspunkte, von welcher die Entdecker Neu-Seelands, die Vorfahren der jetzigen Maori, abstammen sollen.

Eine dieser Sagen berichtet, daß Ngahue, ein Häuptling auf Hawaiki, infolge von Streitigkeiten und Krieg geflüchtet und nach langer Seefahrt nach Tuhua, einer Insel an der Ostküste von Ika-a-Maui, gekommen sei. Von da ging er auf die große Nordinsel selbst und erreichte, der Küste entlang fahrend und die Meerenge überschreitend, die Südinsel, und auf

der Westseite derselben das Land Arahura, wo er den hochgeschätzten Punamustein entdeckte, den neuseeländischen Grünstein oder Nephrit, nach welchem in der Folge die ganze Insel ihren Namen: „Te-Wahi-Punamu", „das Land des Grünsteins", erhielt. Da die Flüsse und Bäche fischreich waren und riesige Vögel (die Moa) in großer Zahl die Wälder bevölkerten, so kehrte Ngahue nach Hawaiki zurück und bewog seine Freunde, weil der Krieg dort immer noch fortdauerte, mit ihm nach dem neuentdeckten Lande zu fahren.

Beiläufig möge hier auch noch der neuseeländische Name für die dritte Insel der Gruppe, die Stewarts-Insel der Engländer, erwähnt werden. Dieselbe heißt nämlich bei den Maori der Nordinsel Rakiura, was, wörtlich übersetzt, schönes, trockenes Wetter bedeutet und sich ziemlich einfach erklärt, wenn man weiß, daß für die Bewohner der Nordinsel der Südwind, welcher ja aus der Gegend jener Insel kommt, klaren Himmel zu bringen pflegt.

Einer anderen Sage zufolge heißt der Entdecker Neu-Seelands Kupe. Derselbe war ausgezogen, um seine Frau aufzusuchen, welche ihm von seinem Bruder entführt worden war. Nach langer Fahrt landete er bei Wanganui-a-tera, auf der Nordinsel an der Cooksstraße, ohne die Flüchtigen gefunden zu haben. Da er aber das schöne Land sah, mochte er die Treulose vergessen; er durchforschte die Wälder und kehrte darauf in seine Heimat zurück, um Alle zur Auswanderung nach dem großen Lande aufzufordern.

Eine große Zahl Kanoes wurde ausgerüstet, und merkwürdig, nicht nur die Namen dieser Kanoes, welche die Vorväter der Maori in die neue Heimat brachten, sind in den Ueberlieferungen einzeln aufgeführt, jedes der Kanoes hat auch seine besondere Wandersage und seine eigenen Helden. Man erkennt daraus deutlich, von welch' großartiger Bedeutung für das ganze Volk die Gewinnung der neuen großen Heimat gewesen sein muß.

Während die Erinnerung an spätere geschichtliche Ereignisse aus dem Gedächtnisse des Volkes zum Theil ganz und gar entschwunden zu sein scheint, hat es jene Anfänge seiner Geschichte in dem neuen Lande mit so gewissenhafter Sorgfalt aufbewahrt, daß es sich selbst der besonderen Umstände der Reise, der Erlebnisse einzelner Führer und endlich verschiedener Pflanzen und Thiere erinnert, welche von Hawaiki mitgebracht worden waren. Und in der That weichen alle von den Neu-Seeländern als eingeführt bezeichneten Pflanzen und Thiere, wie die Batate (Convolvulus Batata), der Taro (Arum esculentum), der Karakabaum (Corynocarpus laevigata), der Flaschenkürbis (Lagenaria vulgaris), der grüne Papagei Kakariki (Platycerus) 2c. von dem übrigen Naturcharakter Neu-Seelands in ganz auffallender Weise ab und deuten auf eine unter den Tropen gelegene Heimat hin.

Nicht minder merkwürdig ist es, daß die Eingeborenen sich noch heutigen Tages der angeblichen Landungsplätze der ersten Kanoes zu erinnern wissen. So wird am Kawia-Hafen (auf der Westseite der Nordinsel) ein

etwas über einen Meter langes, aus plattigem Kalkstein bestehendes, in schiefer Richtung aus dem Dünensand hervorragendes Felsstück (vergl. Schlußvignette, S. 36) von den Bewohnern jenes Hafens als der Rest des Tainui-Kanoe's bezeichnet, von dessen Insassen sie selbst ihre Abstammung herleiten. Der Platz war früher tapu, d. h. heilig und unnahbar, und auch jetzt noch bleiben die Maori, welche das Kanoe Tainui besuchen wollen, in angemessener Entfernung davon stehen, um die Heiligkeit des Ortes nicht zu entweihen. Bei Maketu (Plenty-Bai) lag nach der Sage das Kanoe Arawa auf dem Strande. Es wurde jedoch vom Blitz getroffen und zerstört, und jetzt sieht man nur noch den Steinanker davon. Ein anderer solcher Steinanker liegt auch an der Mündung der Mokau, er ist der Ueberrest von dem Kanoe Tokamaru.

Und nicht genug mit allen diesen Einzelnheiten, von welchen sich doch nicht gut annehmen läßt, daß sie jeglicher Grundlage entbehren; die verschiedenen Stämme der Neu-Seeländer leiten sogar auch ihre eigene Abkunft in langen Ahnenreihen von jenen ersten Einwanderern ab.

Nach allem Diesem mußte man unbedenklich zugestehen, daß in den Wandersagen der Neu-Seeländer wirkliche historische Erinnerungen niedergelegt sind, und man hat sich demgemäß Mühe gegeben, nach der Anzahl der in jenen genealogischen Tafeln aufgeführten Ahnen ungefähr die Zeit zu bestimmen, wann jene erste Einwanderung in Neu-Seeland stattgefunden haben mochte. Da nun diese Ahnenlisten etwa 18 bis 20, in einem Falle sogar 26 Generationen ergaben, so folgerte man daraus, daß die Einwanderung der Maori auf Neu-Seeland wahrscheinlich vor fünf- bis sechshundert Jahren, also um das Jahr 1300 der christlichen Zeitrechnung, erfolgt sei; die Zahl der ursprünglichen Einwanderer aber wurde mit einiger Wahrscheinlichkeit auf etwa 800 Menschen berechnet. Dr. Thomson, gestützt auf seine eigenen, während vieler Jahre an Ort und Stelle gesammelten Notizen, hat die Zeit der Maori-Einwanderung noch um 100 Jahre später, nämlich „um das Jahr 1419", gesetzt.

Für die Insel Hawaiki hatte man zuerst die große und bekannte Insel Hawaii in der Sandwichsgruppe gehalten. Der Name kommt übrigens unter den Inseln der Südsee mehrmals vor, und die Frage, welche davon das echte Hawaiki der Maori wol sein möge, war wirklich unentschieden, bis H. Hale, der Philolog der großen amerikanischen Expedition unter Wilke's Kommando, nach sorgfältigen Untersuchungen gefunden hat, daß unter allen Inseln der Südsee für keine größere Ansprüche erhoben werden könnten, das Hawaiki der neuseeländischen Sage zu sein, als für die Insel Sawaii in der Samoagruppe, zumal diese Gruppe sich gerade in der Mitte des ganzen, großen Inselgürtels befindet, welcher von dem polynesischen Volksstamme bewohnt ist. Auch in der für die Einwanderung nach Neu-Seeland angenommenen Zeit ist Hale abweichender Ansicht. Er hält nämlich dafür, daß die erste Einwanderung auf Neu-Seeland und ebenso auf Tahiti vor etwa 3000 Jahren, also vielleicht um die Zeit des Trojanischen Krieges, stattgefunden habe, während das Hawaii der Sandwichsinseln erst um das

Jahr 450 der christlichen Zeitrechnung bevölkert worden wäre, demnach zur Zeit, als die Fluten der großen Völkerwanderung in Europa schon bis nach Italien gedrungen waren.

Allerdings existirt noch eine andere Auffassung. Nach dieser sollen die Wandersagen ebenso, wie die Schöpfungssage, durchaus mythischer Natur sein und Hawaiki nicht sowol den Namen einer Insel, als vielmehr die Unterwelt, das Schattenreich, bedeuten, den Anfang und das Ende, den Ort, woher die Ahnen kamen und wohin die Seelen der Verstorbenen zurückkehren. Und auch dieser Auslegung läßt sich für etliche Einzelnheiten ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit nicht geradezu absprechen. Nach der Vorstellung der Maori überschreiten nämlich die Geister der Verstorbenen bei der Höhle Reinga, am Nordkap der Nordinsel, die irdische Schwelle, den Eingang in das Todtenreich. An jener Höhle steht ein uralter, mit einem ewigen Tapu belegter, also geweihter Pohutukauabaum (Metrosideros tomentosa), dessen tief hinabreichende Aeste den Geistern der Todten als Leitern dienen. Der Weg führt erst tief hinunter in die Erde, dann wieder bergauf und endlich auf dem Geisterpfad Rerenga wairu an ein Meer. Dort besteigen die Geister den Todtenkahn und fahren über nach dem Lande Hawaiki, der „Wiege des Volkes". Unaufhaltsam ziehen die Schatten ihren Weg durch die dunkle Pforte der Unterwelt nach dem Jenseits ihrer ursprünglichen Heimat; vergeblich wäre es, nach ihnen zu greifen, um sie zu erfassen, denn sie sind wesenlos; wenn aber große Schlachten geschlagen werden, dann hören die Bewohner der nördlichen Gegenden der Insel zur Nachtzeit den Flug der Geister durch die Lüfte.

Gewiß muß man hierin eine durch und durch poetische Auffassung von dem Fortleben des Menschen nach dem Tode erblicken. Wen sollte diese Sage nicht lebhaft an die griechische Mythe vom Hades erinnern, dem Aufenthaltsort der Seelen der Abgeschiedenen, und an den Fährmann Charon, der in seinem Nachen die bleichen Schatten über die trüben und salzigen Fluten des Acheron hinüber brachte in die lieblichen Gefilde Elysiums oder an die Pforte des Schreckens, den Tartaros!

Uebrigens ist nicht einzusehen, was für die zufriedenstellende Beantwortung der Frage nach der Zeit der Einwanderung der Maori nach Neu-Seeland gewonnen wird, wenn man diese in eine mythische Zeit zurück verlegt und statt der Insel Hawaiki jenen mythischen Ort Hawaiki als Ausgangspunkt des gesammten polynesischen Volkes betrachtet. Die auf dem Boden der wirklichen Geschichte stehenden Muthmaßungen erklären wol eben so viel, denn die hauptsächlichste Frage, wie oder woher wol jenes Urvätervolk nach Hawaiki gekommen sein mag, ob aus Asien oder von Amerika herüber, ob zu Wasser oder über Länder hinweg, die seitdem untergegangen sein müßten, konnte durch keine der bis jetzt aufgetauchten Vermuthungen in irgend genügender Weise beantwortet werden. Nur so viel scheint unzweifelhaft zu sein, daß die Polynesier bei der unwiderleglichen Einheit und Zusammengehörigkeit der ganzen polynesischen Menschenwelt in weit auseinander gelegenen Zeiträumen großartige Wanderungen unternommen



Eingeborene von Neu-Seeland, Maori, Mann und Frau.

Erster Abschnitt.

Entdeckungs- und Kolonisations-Geschichte auf Neu-Seeland.

I. Die ersten Europäer auf Neu-Seeland.

Abel Tasman. — Die wilden Neu-Seeländer. — Ermordung von Tasman's Matrosen. — Cook und Surville. — Cook's Küstenaufnahme. — Streit mit den Eingeborenen. — Alte Waffen. — Häuser und Dörfer der Maori. — Kleidung derselben. — Kannibalismus. — Cook's zweite und dritte Reise. — Furneaux auf Neu-Seeland. — Surville's Landung. — Gefangennehmung eines Häuptlings. — Marion du Fresne. — Freundliches Entgegenkommen der Eingeborenen. — Ermordung Marion's und vieler Franzosen. — Crozet's Rache. — Englische Seeleute an den neuseeländischen Küsten. Pakeha-Maori. — Gründung von Kororarika. — Handelsverkehr mit Sydney. — Maori auf Reisen. — Tepahi und Bruce. — Rua-Tara's Schicksale. — Einführung des Getreidebaues auf Neu-Seeland. — Erneute Grausamkeiten der Maori.

Der erste europäische Seefahrer, von dem es sicher ist, daß er die Küste Neu-Seelands gesehen, war Abel Tasman. Es war auf seiner ersten großen, zur Auffindung des „Südlandes“ unternommenen Reise, die der berühmte holländische Kapitän auf Befehl des Generalstatthalters van Diemen von Batavia aus angetreten hatte, daß Tasman am 13. Dez. 1642 das westliche Gestade der großen Südinsel erreichte. Er verfolgte dasselbe nordwärts, bis er einige Tage später hinter einer Sanddüne, dem heutigen Farewell-Spit, einen passenden Ankerplatz gefunden.

Am 18. Dez. Morgens in der Frühe wurden zwei Boote ausgesandt, um einen Wasserplatz aufzusuchen, und in der Nacht kamen dieselben zurück, gefolgt von zwei Kanoes mit Eingeborenen. Da die Neu-Seeländer

ihre Seemuscheln erschallen ließen, so antworteten ihnen die Holländer auf dem Schiffe mit den Trompeten. Die Eingeborenen zogen sich aber bald zurück, um am folgenden Morgen in größerer Zahl wieder zu erscheinen. Sieben Fahrzeuge stießen auf einmal vom Lande ab, jedes mit 12—18 Eingeborenen bemannt, die sehr rasch ruderten und den holländischen Schiffen (Hemskirk und Zeehaan) sich bis auf die Weite eines Steinwurfs näherten. Nun sah Tasman zum ersten Male die Neu-Seeländer. Sie waren alle von starkem Körperbau und gelblich-braun von Farbe. Ihre schwarzen Haare, in welchen Vogelfedern als Zierathen steckten, waren auf dem Scheitel in ein Bündel zusammengebunden, und ihre Kleidung bestand aus Matten, die, wie sich später herausstellte, aus neuseeländischem Flachs verfertigt waren. Die meisten unter ihnen trugen die Brust unbedeckt, sodaß man deutlich den dunklen Schein der Tätowirungen darauf sehen konnte. Die Fahrzeuge endlich waren „lange und schmale, je zu zweien zusammengebundene und mit Bretern zum Sitzen bedeckte Piroguen." Die mehr als zwei Meter langen Ruder, Pagaien genannt, waren ziemlich breit und liefen nach vorn spitzig zu. Die Wilden wußten ihre Ruder mit erstaunlicher Gewandtheit zu gebrauchen; die Boote schossen förmlich über das Wasser dahin, und die große Menge der sich gleichzeitig hebenden und senkenden Ruder gab ihnen fast das Aussehen lebender Wesen, schrecklicher Ungethüme, die mit hundert Armen und Füßen über die Fluten hinwegzueilen schienen.

Die Neu-Seeländer in ihren Booten gaben sich Zeichen mit ihren Pagaien und riefen sich sowol als den Holländern in den Schiffen öfter zu, die letztern verstanden sie jedoch nicht. Die Worte der Eingeborenen waren nicht in dem Wörterbuche von den Salomons-Inseln zu finden, das Tasman in Batavia mitbekommen hatte. Die Holländer zeigten den Neu-Seeländern Fische, weißes Tuch und Messer, um sie herbeizulocken; diese ließen sich aber nicht bewegen, näher zu kommen, sondern umringten nur die beiden Schiffe. Als aber von dem „Hemskirk" ein Boot mit einem Offizier und sechs Matrosen nach dem in einiger Entfernung liegenden „Zeehaan" hinüberfahren wollte, verfolgten es die Eingeborenen mit ihren Piroguen und holten es bald ein. Sie stießen mit solcher Wucht auf das Boot, daß dieses sich auf die Seite legte und mit Wasser füllte. Fast gleichzeitig begann auch der Angriff, dem in wenig Augenblicken vier Matrosen erlagen. Der Offizier und die zwei andern Matrosen schwammen dem Schiffe zu und wurden von einem herbeieilenden Boote glücklich wieder aufgenommen. Einen der Todten nahmen die Wilden in eine Pirogue; das Boot der Holländer trieb auf dem Wasser. Nun kamen noch viel mehr Fahrzeuge vom Lande her; aber obwol von beiden Schiffen aus ein heftiges Flinten- und Kanonenfeuer gegen die Wilden eröffnet wurde und man deutlich die Kugeln auf den feindlichen Fahrzeugen aufschlagen hörte, so scheint doch die Wirkung derselben keine sehr mörderische gewesen zu sein.

Tasman, von Schrecken und Abscheu erfüllt, verließ alsbald diese unglückselige Küste, die er die Moardenoars-Bai (Mörderbai) nannte, und

segelte an der Westseite des Landes weiter bis zu den Drei-Königsinseln an der nordwestlichen Spitze, wo er am 4. Jan. 1643 ankam. Da er indessen auch hier schon vom Schiffe aus die Kriegsrüstungen der Eingeborenen gewahrte, und außerdem die Heftigkeit der Brandung an der von Korallenriffen eingesäumten Küste eine etwa beabsichtigte Landung sehr zu erschweren drohte, so ging er unter Segel, ohne Wasser eingenommen zu haben, obschon er dessen sehr bedürftig war.



Ein Maori aus früherer Zeit.

Die entdeckten Länder erhielten den Namen Staatenland, weil Tasman der irrigen Meinung war, daß dieselben einen Theil des großen südlichen Kontinents bildeten und mit den von Shouten und Le Maire im Jahre 1615 östlich vom Feuerland aufgefundenen und mit demselben Namen belegten Gegenden zusammenhängen müßten. Als bald darauf dieser Irrthum eingesehen wurde, erhielt das von Tasman entdeckte Land den Namen, welchen es noch heute führt, Neu-Seeland, eigentlich Neu-Zealand, ein Wort, welches in der Sprache der Eingeborenen, die dasselbe gleichfalls angenommen haben, Nuitireni lautet.

In den folgenden Jahrzehnten gerieth wol ein oder das andere europäische Schiff an die Küsten dieser Inseln, wie sich wenigstens aus dunklen Erzählungen der Wilden vermuthen läßt; von keinem Besuche ist jedoch ein Bericht bekannt geworden. Offenbar eilten Alle, so rasch als möglich wieder

fortzukommen aus einem Lande, in welchem der Kannibalismus in solch unbegrenztem Maße zu Hause war, wie auf Neu-Seeland.

Erst 127 Jahre nach Tasman besuchten fast gleichzeitig Engländer und Franzosen die Gestade dieser großen Inseln im südlichen Meere. Am 8. Okt. 1769 landete nämlich Cook auf seiner ersten Reise [vgl. „Australien“ *), S. 31 fg.], in der Tauranga- oder Povertybai an der Ostküste der nördlichen Insel, und am 17. Dez. desselben Jahres ankerte Surville in der von ihm Lauristonbai genannten Meeresbucht, welche heutigen Tages den Namen Doubtleßbai führt und nahe am Nordende der nördlichen Insel gelegen ist.

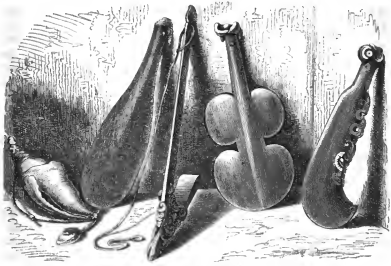
Während eines Aufenthaltes von sechs Monaten gelang es Cook, eine vollständige Aufnahme der drei Inseln zu machen, aus welchen Neu-Seeland besteht, und auf seinen beiden folgenden Reisen vervollständigte er diese Aufnahme der Art, daß an seinen Karten selbst durch die neuen, von der englischen Admiralität angeordneten und mit viel besseren Instrumenten, wie mit viel größerem Aufwand an Zeit ausgeführten Küstenvermessungen nur kleine Unrichtigkeiten nachgewiesen werden konnten. Welch glänzendes Zeugniß von unermüdlichem Fleiß und grenzenloser Ausdauer für Cook und seine Gefährten damit abgelegt wird, läßt sich einigermaßen beurtheilen, wenn man die in einem großen Maßstabe entworfene Karte Neu-Seelands, welche diesem Bande beigegeben ist, betrachtet und die vielen tiefen Einschnitte der steilen, felsigen Küste an der ganzen südlichen und westlichen Seite der großen Südinsel genauer ins Auge faßt, dabei aber noch bedenkt, daß diese Gegenden einen großen Theil des Jahres hindurch stürmischen Westwinden, infolge davon fortwährender heftiger Brandung und unendlichen Regengüssen ausgesetzt sind, während an andern Stellen des Landes flacher, sandiger oder sumpfiger Strand, oder Verderben drohende Korallenriffe die Annäherung von Booten nicht minder erschweren.

Gleich bei der ersten Landung der Engländer war es zu einem blutigen Zusammenstoß mit den Eingeborenen gekommen, wobei einer derselben erschossen worden war. Am folgenden Tage (9. Okt.) erschien eine größere Anzahl von Eingeborenen an dem Orte, an welchem Abends vorher der Kampf stattgefunden hatte. Cook ließ mehrere Boote aussetzen und begab sich in Begleitung von Banks, Dr. Solander und dem tahitischen Dolmetscher Tupia, sowie unter Bedeckung einer beträchtlichen, aus Matrosen und Marinesoldaten bestehenden Mannschaft, an den Strand. Ein Flüßchen trennte die Engländer von den Eingeborenen. Diese sprangen vom Boden auf und schienen feindliche Absichten zu hegen; doch beruhigten sie sich nach einiger Zeit, und ein Theil davon näherte sich den Fremden, welche ihnen Glasperlen und Eisenwaaren, d. h. Nägel u. dgl., anboten. Auf beides schienen die Neu-Seeländer keinen großen Werth zu legen; dagegen machten sie den Vorschlag, die Waffen gegenseitig zu tauschen, und

*) Australien, Geschichte der Entdeckungsreisen und der Kolonisation; Bilder aus dem Leben in der Wildniß und den Stätten der Kultur der neuesten Welt. Von Fr. Christmann. Verlag von O. Spamer.

da die Engländer auf diese Art von Tauschhandel nicht einzugehen willens waren, so versuchten die Wilden, ihnen die Flinten und Säbel gewaltsam zu entreißen. Einer der Eingeborenen erwischte in der That einen Hirschfänger und lief damit fort; eine ihm nachgeschickte Kugel erreichte ihn jedoch und streckte ihn todt nieder. Die Waffe wurde nach großen Anstrengungen zurückerobert.

Nach einigen Tagen gelang es Cook, sieben Eingeborene, die in einem Boote fuhren, vom Lande abzuschneiden. Die Wilden setzten sich alsbald mit ihren Rudern gegen die Engländer kräftig zur Wehre; diese machten natürlicher Weise sofort wiederum Gebrauch von ihren Mordwaffen und tödteten vier Eingeborene. Die drei andern sprangen ins Meer, um ans Land zu schwimmen; sie wurden aber aufgefischt und an Bord des Schiffes gebracht.



Alte neuseeländische Streitäxte (Patu-Patu und Mere-Mere), sowie die Muschelltrompete.

Hier waren sie anfänglich in großer Angst, bis es Tupia gelang, sie zu beruhigen. Man gab ihnen zu essen, schenkte ihnen Kleider, und des Abends schliefen sie gesund und unbesorgt ein. Doch erlangten sie ihre natürliche Heiterkeit erst wieder, nachdem man sie am andern Morgen ans Land gebracht hatte.

In den folgenden Tagen kamen Scharen von Eingeborenen in Kähnen bis nahe an das Schiff gerudert, sie schwangen ihre Waffen und schienen durchaus feindliche Absichten gegen die Fremden zu verfolgen. Diese fanden für gut, bei zwei solchen Gelegenheiten mit Kartätschen geladene Vierpfünder zwischen die Wilden hinein abzufeuern, „ohne jedoch auf sie zu zielen.“ Immerhin hatten diese Beweismittel den Erfolg, daß die Neu-Seeländer sich eiligst zurückzogen.

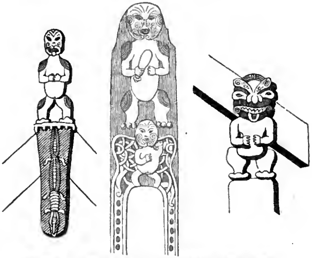
Bei der Weiterfahrt längs der Ostküste der nördlichen Insel kam Cook an einem ziemlich einförmig aussehenden Lande vorüber und ankerte am 24. Okt. in der Tolagobai. Dort wurde Holz und Wasser im Ueberfluß gefunden, es waren aber nur sehr wenig Eingeborene anzutreffen. Dieselben hatten, wie man von einem alten Manne erfuhr, die Wohnungen in den Niederungen verlassen und die auf den Höhen gelegenen Hütten bezogen. Aus der großen Zahl von Häusern ließ sich übrigens der Schluß ziehen, daß diese Gegend ganz besonders gut bevölkert sein müsse.

Der Wilde zeigte den Engländern den Gebrauch seiner Waffen. Dabei diente ihm ein alter Baumstumpf dazu, den Feind vorzustellen. Zuerst speerte der Krieger seinen Feind mit einem etwa drei Meter langen, an beiden Enden zugespitzten hölzernen Speer und danach griff er denselben mit der Streitaxt (Patu-Patu) an, die aus sehr hartem Holz gemacht war und mit welcher der Wilde einen Streich führte, der sicherlich hingereicht hätte, einem Menschen den Schädel zu zerschmettern.

Die meisten neuseeländischen Gegenden, welche Cook bisher zu sehen Gelegenheit hatte, waren in hohem Grade malerisch, ebenso schien der Boden überall außerordentlich fruchtbar zu sein, und diese Beobachtungen haben sich in der Folge auch wirklich bestätigt. Oftmals bedeckten hochstämmige Wälder auf weite Strecken das Land, die Berghänge wie die Thäler prangten im üppigsten Pflanzenschmucke, häufig sah man Bäume von 30 Meter Höhe bis zum Anfang der Aeste und von 5 Meter Umfang; Scharen von Vögeln, worunter prachtvolle Papageien, bevölkerten Bäume und Sträucher, so weit das Auge reichte. Merkwürdig war aber, daß man von vierfüßigen Thieren nur Ratten und häßliche, mit kleinen, spitzigen Ohren versehene Hunde sah; die letzteren waren ganz zahm und wurden anscheinend von den Eingeborenen gehalten, um ihnen zur Nahrung zu dienen. Fische und Schalthiere gab es an allen Küsten in ungeheuren Mengen, und fast nirgends ankerten Cook's Schiffe, wo man nicht durch Angeln allein so viele Fische gefangen hätte, daß sie für den Bedarf der ganzen Mannschaft hinreichten. Uebrigens bewiesen die Neu-Seeländer ein bedeutend größeres Geschick im Fischfang als die Europäer. Einmal brachten dieselben so viele Makrelen zum Schiffe, daß man, nachdem sie eingesalzen waren, einen ganzen Monat Proviant für die gesammte Schiffsmannschaft, etwa 90 Personen, hatte.

Trotz der anfänglichen Schwierigkeiten war es nämlich Cook gelungen, einen Tauschhandel mit den Eingeborenen zu Stande zu bringen, mittels dessen die Seefahrer einige der bereits genannten Waffen und einige Keulen von Grünstein erhielten. Diese Keulen, von den Eingeborenen Mere-Mere „Feuer der Götter“, oder Mere-Punamu genannt, sind aus einem lauchgrünen, oftmals geflammten, durchscheinenden Nephrit, dem neuseeländischen Grünstein, geschliffen, 40—60 Centimeter lang und von großem Werth. Sie vererben sich noch heutigen Tages in den Familien der Häuptlinge, und manchmal werden 100 Pfd. St. für eine solche Mordwaffe aus früheren Zeiten bezahlt.

Nach mannichfachen Anstrengungen glückte es auch Cook und seinen Begleitern, Ausflüge ins Innere des Landes zu unternehmen. Auf diesen Wanderungen wurden große Schätze an Pflanzen und Mineralien und viele Notizen über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen gesammelt. Cook, Banks und Dr. Solander lieferten schon recht genaue Beschreibungen von den großen und dauerhaften Kriegsfahrzeugen mit den merkwürdigen Holzschnitzereien, von den Neu-Seeländern Wahe genannt, die aus ausgehöhlten Baumstämmen gebaut wurden und manchmal 70—80 Mann fassen konnten; sie sahen die von den Neu-Seeländern angelegten Pflanzungen, welche zusammenhängende Fluren bis zu 200 Morgen Landes bildeten und auf welchen Taro (Dracaena indivisa), süße Bataten und Kürbisse angebaut waren.



Holzschnitzereien an einem Hause in Ohinemutu (am Rotorua-See).

Sie erzählten endlich schon, daß die Eingeborenen sich selbst Maori nennen, in Dörfern beisammen wohnen, welche mit Wällen, Gräben und Pallisadenzäunen umgeben und dadurch vor etwaigen feindlichen Ueberfällen geschützt sind, und daß ihre geräumigen und mit kunstvoll ausgeführten Holzschnitzwerken verzierten Häuser, obgleich ihnen das Eisen und seine Verwendung unbekannt war, doch sehr solid aus Holz mit Schilf- und Mattenflechtwerk hergestellt werden. Die menschlichen Figuren an den Schnitzereien stellen übrigens keine Götzenbilder vor, sondern sind Bilder der dahingeschiedenen Ahnen der Familie. Ebenso schilderte Cook die verschiedenen Arten des Fischfangs, sowie die gewerblichen Beschäftigungen und die Kunstfertigkeiten der Maori, namentlich die Art, wie aus dem überall im ganzen Lande wachsenden neuseeländischen Flachs (Phormium tenax) eine Menge von Gegenständen geflochten oder gewebt wird. Die Eingeborenen verstanden nämlich damals schon Matten, Kragen und

Mäntel (Kakahu) aus diesem Material herzustellen und verzierten diese Dinge manchmal noch mit Vogelfedern, Muscheln u. dgl. Die Anfertigung der Mäntel war eine ziemlich einfache. Die Blätter wurden einzeln neben und über einander an einem dünnen Netzwerk aus demselben Material angebunden, sodaß die einzelnen Schichten dachziegelförmig über einander lagen und der ganze Mantel ein sehr dickes Kleid abgab, das vom Regen nur schwer durchnäßt wurde.

Man hatte frühzeitig erkannt, daß die Faser dieser Flachspflanze weit stärker und besser ist, als die Faser des europäischen Hanfes oder Flachses, und demgemäß auch versucht, sie in England und Frankreich anzubauen; doch scheint die Sache nicht recht gelungen zu sein. Bis jetzt wenigstens ist der neuseeländische Flachs nur in Gewächshäusern und Ziergärten heimisch geworden. Auch die Ausfuhr dieser Nutzpflanze aus Neu-Seeland hat niemals solche Dimensionen erreicht, als man hätte erwarten sollen; offenbar liegt der Grund davon in der Schwierigkeit, die Faser rein genug herzustellen und große Quantitäten wohlfeil zu gewinnen. Trotz vielfacher Versuche scheint diese Aufgabe immer noch nicht befriedigend gelöst zu sein.

Cook hatte bei seiner, im Jahre 1771 erfolgten, Rückkehr von der ersten Reise eine so hohe Meinung von der Tauglichkeit der neuseeländischen Inselwelt für europäische Ansiedelungen, und sein Bericht über das herrliche Klima, den fruchtbaren Boden und die prachtvollen, immergrünen Wälder fesselte so sehr den auf das Praktische gerichteten Verstand Benjamin Franklin's, daß der amerikanische Philosoph schon im folgenden Jahre einen Vorschlag zur Kolonisirung dieses neu entdeckten Landes veröffentlichte, und als im Jahre 1786 im englischen Parlament die Angelegenheit von der Gründung einer Strafkolonie an irgend einem Orte Australiens zur Verhandlung kam, wurde derselbe Gedanke, jedoch ohne Erfolg, von Neuem in Anregung gebracht.

Man kam namentlich deshalb davon ab, die beabsichtigte Strafkolonie auf Neu-Seeland anzulegen, weil Cook auch schon davon gesprochen hatte, daß ein fürchterlicher Zug in dem Charakter der Neu-Seeländer seinen düstern Schatten auf alle jene Anfänge von Kultur bei diesem Volke werfe, nämlich die bei ihnen allgemein verbreitete schreckliche Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen. Die Eingeborenen der Südinsel hatten bereits auf Cook's erster Reise diesem Seemanne ganz ohne Scheu erzählt, daß sie ihren Feinden den Schädel einschlügen, den Bauch aufschlitzten, den Körper in Stücke zerschnitten und diese endlich brieten und verzehrten, sodaß Cook der Bestätigung eines so schrecklichen Gebrauchs durch eigene Anschauung im Grunde nicht bedurft hätte. Indessen sollte sich ihm auf seiner zweiten Reise auch hierzu Gelegenheit bieten. Vom März 1773 an hielt sich nämlich Cook wiederum an den Gestaden Neu-Seelands auf und traf mit den Eingeborenen verschiedener Plätze zu wiederholten Malen zusammen. Er hatte ihnen Schweine, Hühner, Kartoffeln und verschiedene andere nützliche Pflanzen mitgebracht. Bei einem dieser Besuche, den Cook im Oktober 1773 im Königin Charlotte-Sund machte, traf es sich, daß einige seiner

Offiziere verstümmelte Glieder eines jungen Maori-Mannes fanden, die bereits zum Braten zugerichtet waren. Sie nahmen dieselben mit an Bord. Dort wurden die Stücke Menschenfleisch gekocht und den Eingeborenen überlassen, welche mit wahrer Lust davon aßen.

Kurze Zeit, nachdem Cook den Königin Charlotte-Sund verlassen hatte, kam sein Begleiter Furneaux, welcher mit seinem Schiffe, „Adventure", auf der Reise um die Südspitze Afrika's von jenem getrennt worden war, an demselben Platze an. Unglücklicherweise entspann sich ein Streit zwischen Furneaux' Leuten und den Eingeborenen, zu welchem übrigens die Engländer die Veranlassung gegeben hatten, der damit endete, daß die Wilden eines der Schiffsboote wegnahmen und die darin befindlich gewesenen zehn Matrosen erschlugen und verzehrten. Ein Jahr später erschien wiederum Cook am Königin Charlotte-Sund, und bei seiner dritten Reise landete er nochmals — im Monat Februar 1777 — an demselben Platze, ohne daß es indessen bei diesen zwei Besuchen zu einer Wiederholung solch schrecklicher Ereignisse gekommen wäre.

Wie erwähnt, war zu derselben Zeit, als Cook an der Küste Neu-Seelands hinabfuhr, im Dezember 1769, der französische Schiffskapitän Surville an denselben Gestaden gelandet. In einem Sturme, den Surville zu bestehen hatte, war sein Schiff in arge Gefahr gekommen; die Kranken wurden in die Schaluppe gebracht, um ans Land geschafft zu werden; allein wegen der Heftigkeit des Windes und der Brandung konnte die Schaluppe weder den Landungsplatz erreichen, noch das Schiff wieder gewinnen, wurde vielmehr in einer benachbarten kleinen Bucht (die davon den Namen Zufluchtsbai erhielt) auf den Strand geworfen. Hier fanden die kranken und halbverhungerten Franzosen in dem Hause eines Häuptlings Namens Nagui-Nui gastliche Aufnahme und die sorgfältigste Verpflegung, ohne daß derselbe eine Bezahlung oder irgend eine Vergütung dafür angenommen hätte. Erst nach mehreren Tagen war die Schaluppe im Stande, das Schiff wieder zu erreichen. Während des Sturmes hatte aber Surville das am Schiffe angebundene Boot verloren; es war allem Vermuthen nach in die Zufluchtsbai getrieben und dort von den Eingeborenen gefunden und verborgen worden. Surville war erzürnt darüber, daß die Wilden ihn um das Boot gebracht hatten; er ließ einen der am Ufer stehenden Eingeborenen ergreifen und gebunden auf das Schiff bringen; es war derselbe Häuptling Nagui-Nui, der seine armen Kranken gepflegt und seine hungrigen Matrosen gespeist hatte; Surville's Leute machten ihn darauf aufmerksam, sie legten Fürbitten ein für ihren Wohlthäter, es war umsonst; Nagui-Nui blieb Gefangener. Der Kapitän befahl, eine der Piroguen vom Strande wegzunehmen und die andern anzuzünden. Danach wurde noch das ganze Dorf verbrannt, und nachdem Schrecken und Unheil weit und breit über die Gegend ausgestreut waren, verließ Surville Neu-Seeland. Der unglückliche Häuptling, der seinen Verwandten und Freunden, wie seinem vaterländischen Boden, als Gefangener entführt worden war, sah seine Heimat niemals wieder. Er erlag dem Kummer nach wenig Monaten, am 12. März

1770 in der Nähe der Insel Juan Fernandez; seine Leiche wurde ins Meer geworfen.

Wol ahnte Surville die unglückseligen Folgen seiner übereilten Handlungen nicht; sie blieben aber deshalb nicht aus. Im Monat Mai 1772 ankerte Kapitän **Marion du Fresne** mit zwei Schiffen, „Mascarin" und „Castries", in der dem Schauplatz von Surville's Thaten benachbarten Inselbai. Schon zu Anfang des Monats, als sich Marion noch in der Nähe von Kap Brett befand, hatten sich Eingeborene in ihren Piroguen den französischen Schiffen genähert und dieselben bestiegen. Diese Wilden waren mit eisernen Werkzeugen, Kleidern und dergleichen beschenkt worden und hatten darauf andere ihrer Landsleute veranlaßt, die „Kaipuke", die „schwimmenden Berge", der Fremden zu besuchen. Die Zutraulichkeit der Wilden war so groß, daß in der ersten Nacht, in welcher sich die französischen Fahrzeuge in der Nähe des Landes befanden, fünf oder sechs Wilde auf einem der Schiffe blieben. Unter ihnen befand sich sogar ein Häuptling, **Takuri** mit Namen.

Nachdem Marion etwa eine Woche lang in der Nähe des Kap Brett sich aufgehalten, ging er am 11. Mai unter Segel, um einen sicheren Hafen zu suchen, und landete am folgenden Tage auf einem kleinen Eiland, von den Eingeborenen Motu-aro genannt, mitten in der Inselbai, das Holz und Wasser im Ueberfluß darbot. Dort wurden Zelte aufgeschlagen, die Kranken dahin verbracht und ein Wachtposten dabei eingerichtet.

Eine Menge Piroguen erschien; die Wilden kamen an Bord mit allen Zeichen der freundschaftlichsten Gesinnungen und brachten kostbare Fische, die sie, nach ihrer Aussage, ausdrücklich für die Fremden gefangen hatten. Gleich in der ersten Nacht schliefen wieder acht oder zehn Wilde an Bord eines der Fahrzeuge, gleich als wenn sie schon langjährige Bekannte der französischen Seeleute gewesen wären, und so ging es Tag für Tag, Nacht um Nacht fort. Sogar Frauen und Mädchen kamen an Bord der Schiffe, und Neu-Seeländer wie Neu-Seeländerinnen waren in jeglicher Beziehung die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit selbst. Nie brachten die Männer Waffen mit; vielmehr luden sie die Weißen ein, ans Land zu kommen und die Eingeborenen in ihren Dörfern zu besuchen. Als dies nach einigen Tagen geschah, kamen die Wilden den Europäern wiederum ohne Waffen, aber in Begleitung ihrer Frauen und vieler Mädchen entgegen, obschon die Matrosen alle mit Gewehren versehen waren. Die Franzosen wurden in die Dörfer geleitet, überall umhergeführt und mit allen nur erdenklichen Zeichen der Freundschaft behandelt.

Die Seeleute brauchten neue Masten für eins der Schiffe. Sie suchten die Bäume dazu unter den prachtvollen Cedern der Insel Matu-aro aus, bauten einen Weg von dem Standort der Bäume an das Wasser, errichteten eine Schmiede am Ufer der Insel und begannen die Bearbeitung der Stämme. Bei allen diesen Beschäftigungen leisteten die Wilden jeden möglichen Beistand; sie halfen nicht allein die Bäume fällen, den Weg durch den Wald aushauen und die Breter für die Schmiedehütte und die

andern Arbeitshütten sägen; sie brachten den Arbeitern auch Fische und Geflügel herbei und trugen sogar die Franzosen an den Arbeitsplatz oder bei ihren Streifzügen im Innern des Landes, wenn dieselben zu müde zum Gehen geworden waren.

Indessen blieben die Europäer trotz aller Beweise von Güte und Freundschaft lange Zeit auf ihrer Hut. Die Mannschaft der Boote ging nie unbewaffnet an das Land, und man gestattete den Eingeborenen nie, mit Waffen versehen an Bord zu kommen, was sie einige Male zu thun versucht hatten. Endlich befestigte sich aber das Vertrauen in die friedfertigen Gesinnungen der Neu-Seeländer so gut, daß Marion am 8. Juni befahl, die Boote nicht mehr zu bewaffnen, wenn sie ans Land gingen, um den Eingeborenen einen Beweis zu geben, wie sehr die Franzosen das freundschaftliche Wesen derselben zu schätzen wüßten.

An dem genannten Tage begab sich auch Marion selbst wieder ans Land. Er war, wie immer, von den Wilden umringt, von welchen er Viele mit Namen kannte; diesmal wurde er aber von ihnen mit noch weit größeren Freudenbezeigungen empfangen. Die Häuptlinge verschiedener Dörfer hielten eine große Versammlung ab, in welcher sie Marion unter dem lauten Beifall der Menge zu ihrem obersten Häuptling erwählten. Zum Zeichen dafür wurde Marion's Kopf mit vier Vogelfedern geschmückt, und zufriedener als je kam der Kommandant auf sein Schiff zurück.

Vier Tage später fuhr der Kapitän mit 16 Leuten von der Schiffsmannschaft und in Begleitung des Häuptlings Takuri, sowie von fünf oder sechs Wilden, welche auf dem Schiffe gewesen, ans Land. Marion wollte am Strande vor Takuri's Dorfe Austern und Fische fangen. Er kam jedoch nicht wieder auf das Schiff zurück. Man beunruhigte sich nicht darüber, da schon öfter Leute von der Schiffsmannschaft über Nacht am Lande geblieben waren, wenn es ihnen zu spät geschienen hatte, auf das Schiff zurückzukehren. Am andern Morgen in der Frühe wurde, wie gewöhnlich, eine Schaluppe an das Land geschickt, um frisches Wasser und Holz für den Tag zu holen. Um 9 Uhr des Vormittags aber sah man vom Bord des „Castries“ aus einen Mann im Meere und den Schiffen zuschwimmen. Sogleich schickte man ein Boot ab, das ihn aufnahm. Der Matrose hatte mehrere Lanzenstiche und erzählte, daß er ganz allein dem Blutbade entronnen sei, das die Wilden unter ihnen angerichtet. Er hätte gerade noch Zeit gehabt, sich zu verstecken, als die Wilden die Holz suchenden und nichts Böses ahnenden Seeleute von allen Seiten her überfallen hätten, um sie niederzumetzeln. Alle, die mit ihm gewesen, seien ermordet und die Leichname in Stücke zerschnitten worden; offenbar sollten sie von den Kannibalen bei dem Siegesschmaus verzehrt werden.

Nun war allerdings kein Zweifel, daß Marion und seine Gefährten Tags zuvor dasselbe Schicksal, wie die Leute der Schaluppe, erlitten hatten. Die Offiziere an Bord schickten alsbald eine bewaffnete Abtheilung aus, um an der Küste das Boot und die Schaluppe aufzusuchen, und dem Lieutenant Crozet, welcher die Arbeiten auf der Insel Matu-aro leitete,

Anzeige von dem Vorgefallenen zu machen. Im Vorüberfahren wurden die beiden von den Wilden erbeuteten Fahrzeuge am Strande gesehen, die Neu-Seeländer umstanden dieselben in großer Zahl, und man bemerkte deutlich, daß sie sich mit den Beilen und Aexten bewaffnet hatten, welche die Matrosen zum Holzhauen hatten gebrauchen wollen.

Crozet hatte auf seinem Posten an dem Mastbaum-Werkplatz wohl bemerkt, daß er von allen Seiten in auffallender Weise von den Wilden beobachtet wurde, doch hatte er sich diesen Umstand bei der bisherigen Freundlichkeit der Eingeborenen nicht schlimm gedeutet; jetzt gewann es freilich einen andern Anschein. Nachdem Crozet die furchtbaren Neuigkeiten von dem Führer der Soldaten erfahren hatte, ließ er zunächst alle Werkzeuge, Geräthschaften und Materialien, die wegen des Mastbaues an das Land gebracht worden waren, zusammenholen und fuhr mit denselben auf das Schiff zurück. Die Wilden, welche den Franzosen während ihres Rückzugs von allen Seiten zuriefen:

„Takuri mate Marion; Takuri hat Marion getödtet;"

hatten die Seeleute sich einschiffen lassen. Sobald dies aber geschehen war, eilten sie bis an den Rand des Wassers herbei, schleuderten Spieße und Steine nach der Schaluppe, verbrannten die Hütten der Franzosen, welche am Ufer standen, und bedrohten unter fortwährendem Geschrei die davon Eilenden. Crozet meinte, die Neu-Seeländer triumphirten über die Flucht der Franzosen, und da wollte er die Ehre der französischen Waffen retten, d. h. er ließ von mehreren geübten Schützen unter die am Strand stehende Menge feuern, und es „schien unzweifelhaft, daß eine Anzahl Wilder, darunter auch mehrere Häuptlinge, getödtet oder mindestens schwer verwundet worden sein mußten".

Trotzdem gelang es Crozet, an demselben Tage noch sämmtliche Kranke, die, wie erwähnt, auch auf der Insel untergebracht waren, auf die Schiffe zu retten, und ein Posten, welcher bei der Schmiede aufgestellt wurde, um das Eisen, einen von den Wilden sehr begehrten Gegenstand, zu bewachen, erfuhr während der ganzen Nacht nicht die geringste Beunruhigung. Am folgenden Morgen schickte Crozet ein zweites Detachement auf die Insel mit dem Auftrage, Wasser und Holz zu holen, aber außerdem auch die Wilden zu zerstreuen, im Falle sich dieselben gefährlich zeigen sollten. Auf der Insel befand sich nämlich ein Dorf, welches von etwa dreihundert Eingeborenen bewohnt sein mochte. Diese kamen am Nachmittage gegen die Franzosen heraus, der Häuptling des Dorfes war von fünf andern Häuptlingen begleitet, und diese ermuthigten durch lautes Geschrei ihre Krieger, die Weißen anzugreifen. Die Franzosen marschirten unangefochten bis dicht vor das Dorf, dort stellten sie sich in Pistolenschußweite von den Neu-Seeländern in Schlachtordnung auf, und nachdem dies Alles mit der größten Gemächlichkeit ausgeführt worden, begannen sie zu feuern. Die sechs Häuptlinge waren unter den Ersten, welche fielen; alle Krieger flohen entsetzt durch das Dorf zu ihren Piroguen, die Franzosen verfolgten sie, spießten eine große Zahl mit den Bajonnetten, trieben die Andern ins Meer und

steckten das Dorf in Brand. Die Weiber und Kinder waren größtentheils schon nicht mehr auf der Insel; was man aber von ihnen noch erreichen konnte, wurde umgebracht. So machten sich die Franzosen zu Herren der Insel.



Rama-Rama, Waldgegend in der Nähe des Waikato. Nach der „Novarareise".

Darauf ward alles Farrnkraut auf derselben, das sehr dicht stand und fast zwei Meter hoch gewachsen war, abgeschnitten, damit die Wilden, welche etwa vom Lande herüber kämen, sich nicht darin verbergen könnten, und schließlich wurde die Schmiede und der Eisenvorrath eingeschifft.

Die schönen Mastbäume, welche auf der Insel lagen, konnten jetzt

freilich nicht mehr auf das Schiff gebracht werden; dazu hätte man der Hülfe der Wilden bedurft. Man mußte sich also mit Masten behelfen, welche aus den an Bord der Schiffe selbst vorhandenen Stücken Holz gezimmert werden konnten; aber dennoch blieb Crozet noch einen ganzen Monat auf seinem Ankerplatz, um sich nach und nach mit den 700 Stückfässern Wasser und den 70 Klaftern Brennholz zu versehen, deren die Franzosen bedurften, ehe sie ihre Reise fortsetzen konnten.

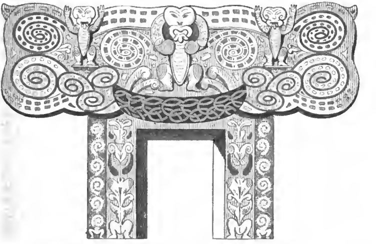
Crozet unterließ aber auch nicht, nach Marion und seinen Gefährten genaue und umfassende Nachforschungen anzustellen, und „die Schuldigen zu bestrafen, so weit er ihrer habhaft werden konnte." Zu diesem Zwecke wurde die Schaluppe, mit Steinböllern und Büchsen wohl bewaffnet, nach Takuri's Dorfe abgeschickt. Dasselbe war verlassen; nur zwei alte Männer fanden sich darin, welche ihren Kameraden nicht hatten folgen können und vor den Thüren ihrer Häuser saßen. Einer von ihnen wurde getödtet, weil er einen Spieß gegen einen der Weißen erhoben hatte, „dem andern that man nichts zu Leide", wie sich Crozet in seinem Berichte ausdrückt. Darauf durchsuchte man das Dorf. In Takuri's Hause fand man den Schädel eines Menschen, der vor einigen Tagen gekocht worden war, und auch ein Stück von einem Menschenschenkel, der an einem Spieß steckte und zu drei Viertheilen verzehrt war. In einem andern Hause fand man Marion's Hemd, über und über blutig und mit einigen Löchern am Kragen. Außerdem wurden noch die Pistolen eines der Offiziere, welche Marion begleitet hatten, und ein Haufen Lumpen, Ueberbleibsel von den Kleidern der Seeleute, herbeigebracht. Takuri selbst war in der Ferne zu sehen; er hatte Marion's blauen Mantel mit dem rothen Kragen, der weithin kenntlich war, umgehängt.

Nachdem solchergestalt kein Zweifel mehr an der Ermordung Marion's und seiner Kameraden bestehen konnte und die verschiedenen Effekten, welche sich vorgefunden hatten, gesammelt waren, wurden sämmtliche Häuser des ganzen Dorfes in Brand gesteckt. Während die Soldaten mit dieser Arbeit beschäftigt waren, bemerkten sie, daß ein benachbartes Dorf von seinen Bewohnern geräumt wurde. Alsbald zogen sie auf dasselbe los, durchsuchten gleichfalls die Häuser und fanden, wie in dem ersten, Ueberreste der Kleider von Matrosen und Soldaten, sowie andere Effekten aus Marion's Boot; wie sich leicht denken läßt, theilte dieses Dorf das Schicksal des andern. Nach einigen Stunden waren beide in Aschenhaufen verwandelt.

Darauf verließen am 14. Juli 1772 die Franzosen unter Crozet's und Duclesmeur's Befehlen Neu-Seeland. — Das Andenken, welches sie bei den Maori hinterließen, war ein fürchterliches.

Der an Marion begangene Mord war offenbar die Vergeltung für die von Surville verübte Verrätherei und Gewaltthat an Nagui-Nui. Takuri und seine Krieger gehörten zu demselben Stamme, welchem der unglückliche, von Surville entführte Häuptling gleichfalls angehört hatte; wahrscheinlich war dieser sogar ein naher Verwandter Takuri's, und wenn der Letztere so lange damit gezögert hatte, den seinem Stamme angethanen Schimpf

zu rächen, so geschah dies jedenfalls nur, weil Takuri sich vergewissern wollte, ob Marion zu Surville's Volk gehöre, und weil er eine günstige Gelegenheit abwarten wollte, d. h. eine solche, bei welcher eine möglichst große Zahl der Feinde zum Opfer fallen mußte. Es ist ganz natürlich, daß der furchtbare, von Crozet ausgeführte Rachezug nur dazu dienen mußte, den Haß der Neu-Seeländer gegen die Franzosen von Neuem zu entflammen, und er ist in der That selbst heute noch nicht erloschen. Die Maori wissen nämlich sehr genau die Franzosen von den Engländern zu unterscheiden; sie heißen die ersteren wiwis (von oui, oui), ganz ähnlich wie die Eingeborenen von Neu-Caledonien die Franzosen die oui-men, die Engländer dagegen die yes-men zu nennen pflegen.



Holzschnitzereien an einem Wharepuni (Versammlungshaus aus früherer Zeit).

Besser, als mit den Franzosen, schienen die Maori sich mit den Engländern vertragen zu wollen. Von Zeit zu Zeit ankerte ein Walfischfänger oder ein Schiff mit Robbenjägern an den neuseeländischen Küsten. Die ersten Anfänge von Tauschhandel entwickelten sich zwischen den Fremden und den Eingeborenen, und es scheint, als ob namentlich die Neu-Seeländerinnen eine eigenthümliche Anziehungskraft auf die Matrosen jener Schiffe ausgeübt hätten, denn bereits um das Jahr 1795 blieben einige derselben an den Gestaden Neu-Seelands zurück, als ihr Schiff abfuhr, und ließen sich unter den Maori häuslich nieder. Zu diesen ersten europäischen Ansiedlern gesellten sich bald die verwegensten Abenteurer, die in der Fremde irgendwo eine Zufluchtsstätte suchten und im Lande der wilden Maori einen recht geeignet scheinenden Schauplatz für ihre Thaten fanden. Entlaufene Matrosen, entsprungene Sträflinge aus Neu-Süd-Wales, welche, in einem Schiffe versteckt, die Reise mitgemacht hatten, rohe Walfischfänger und Seehundsjäger und endlich Glücksritter aller Art waren es, welche sich an

dem gewöhnlichen Landungsplatze der europäischen Schiffe, an der Inselbai, zusammenfanden.

Merkwürdigerweise wurden alle diese Menschen von den Neu-Seeländern freundlich aufgenommen; ja, diese überließen den Europäern willig ihre Töchter zu Frauen, und als man, namentlich in Neu-Süd-Wales, einmal merkte, daß die zuerst angelegte Niederlassung der Europäer an der Inselbai, welche den Namen Kororarika führte, gedieh, so entstanden bald ähnliche Sammelplätze verwilderter Europäer auch an andern Küsten des Landes. Das Wort „Europäer" heißt im Neuseeländischen „Pakeha", und so wurden also von den Maori diese Wohnorte der weißen Männer aus Europa bezeichnend genug die Niederlassungen der Pakeha-Maori genannt.

Sicherlich hätte man sich einem argen Irrthume hingegeben, wenn man hätte erwarten wollen, daß das wilde, sittenlose Volk von Verbrechern und Schwindlern, welches da hauste, eine merkliche Verbesserung der Sitten der Eingeborenen herbeiführen würde; im Gegentheil war es nur zu natürlich und durchaus nicht zu verwundern, daß die Europäer den Neu-Seeländern recht viele Proben ihrer eigenen Schlechtigkeit gaben und überall so viel Unrecht begingen, als sie nur konnten, ohne die blutige Rache der Eingeborenen befürchten zu müssen. Die Maori ihrerseits waren aber, wie es scheint, damals schon praktisch genug, die Fremdlinge zu dulden, welche ihnen gar mancherlei bis dahin noch unbekannte Geräthe mitbrachten, sowie Verbesserungen und Erleichterungen im Acker- und Häuserbau einführten. Wie sich leicht denken läßt, wurden die Feuerwaffen von den wilden Neu-Seeländern ganz besonders geschätzt, seitdem sie die Ueberlegenheit derselben über ihre eigenen Waffen kennen gelernt hatten. Sie boten Alles auf, um sich solche von den ankommenden Walfischfängern und Seehundsjägern zu verschaffen, und oftmals wurde eine ganz alte, noch obendrein durchaus verdorbene Flinte für 30 oder 40 Schweine oder für einige hundert Körbe voll Bataten gekauft.

Das Gedächtniß an die von den Maori an Holländern und Franzosen begangenen Mordthaten hatte übrigens immer noch fortgelebt und Viele von der Ausführung des Gedankens abgehalten, sich bei einem so unbändig wilden Volke niederzulassen. Als jedoch im Laufe der Jahre die Furcht, von den Neu-Seeländern aufgegessen zu werden, mehr und mehr verschwand, wuchs die Zahl der fast eben so wilden europäischen Ansiedler in immer mehr steigendem Verhältniß, und es kam sogar zu einer ziemlich lebhaften Handelsverbindung zwischen Kororarika und Sydney.

Wollene Decken, alte Schießgewehre, Pulver und Blei, Messer, Säbel, Beile und Tabak wurden in jenen Hafenplatz der Inselbai eingeführt, und Lebensmittel, d. h. Kartoffeln, Gemüse und Schweinefleisch, sowie neuseeländischer Flachs, wurden verschifft. Allerdings ward auch noch eine andere Waare von Neu-Seeland aus in den Handel gebracht, nämlich geräucherte Menschenschädel, die für die europäischen Museen bestimmt waren. So schrecklich es auch klingt, so ist es dennoch buchstäblich wahr, daß Eingeborene Andere erschlugen, nur um ihre Köpfe, ordnungsmäßig geräuchert

haben müssen, wie auch heutigen Tages noch alle Insulaner der Südsee eine merkwürdige Liebe zum Meere und eine große Neigung zum Reisen auszeichnet.

Viel dunkler und unsicherer, als die Geschichte von der Einwanderung der Maori, ist ihre Geschichte von der Zeit an, da sie festen Fuß auf Neu-Seeland gefaßt hatten. „Keine Königsgräber und keine Säulenhallen von Tempeln oder Palästen erzählen die Thaten vergangener Geschlechter." Es gab auf Neu-Seeland durchaus keine bleibenden, von Menschenhand errichteten Denkmäler; weder Tempel und Paläste noch Städte kannten die Maori, bevor die Europäer in ihr Land kamen, und der Mangel einer geschriebenen Sprache hat natürlicher Weise verursachen müssen, daß alle geschichtlichen Begebenheiten sich sehr bald mit einem unbestimmten Dunkel umhüllten.

So viel scheint aber sicher zu sein, daß zunächst die Nordinsel bevölkert und die Südinsel erst kolonisirt wurde, nachdem die Zahl der Bewohner im Norden zu groß geworden war. Zu Cook's Zeiten schätzte man 100,000 Menschen im Ganzen auf beiden Inseln; im Jahre 1859 waren es nur noch 55,000, und von diesen lebten 53,000 auf der Nordinsel und nur 2000 auf der Südinsel.

Auch scheint es, daß Neu-Seeland **vor** der Ankunft der Maori völlig unbewohnt gewesen ist. Zwar erzählen die Bewohner der Nordinsel von wilden Menschen, „Maero" genannt, mit langen Haaren und langen Nägeln an den Fingern, die ihre Nahrung roh essen und in den unzugänglichsten Schluchten und Urwäldern des Tararua-Gebirges (im südlichen Theile der Nordinsel) wohnen sollen. Ebenso erzählen sie von den Ngatimamoe als von wilden, im Innern der Südinsel hausenden Männern. Es scheint jedoch nicht, als ob diese beiden Völkerschaften für Ueberreste von vormaligen Ureinwohnern Neu-Seelands gehalten werden dürften; vielmehr machen die Erzählungen der Maori selbst in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Ngatimamoe wirkliche Maori sind, die sehr frühzeitig nach der Südinsel hinüber gefahren waren und sich dort in einer Gegend niedergelassen hatten, in welcher sie Ueberfluß an jagdbarem Wild (flügellosen Vögeln) fanden. Als später die Ngatitara und ihre Freunde, die Ngatikuri, durch einzelne ihrer Leute erfahren hatten, wie schön das Land jenseit der Meerenge (der Cooksstraße) sei, und welch guten Aalfang es dort gebe, ruderten diese beiden Stämme gleichfalls nach der Südinsel, und nun entstanden Streitigkeiten zwischen den neuen Ankömmlingen, die den gemeinschaftlichen Namen Ngatihahu angenommen hatten, und den alten Besitzern des Bodens, die damit endeten, daß die Ngatimamoe von der Küste mehr und mehr in das Innere der Insel zurück gedrängt wurden.

Dr. **Ferdinand von Hochstetter**, der berühmte Geolog der Novara-Expedition, welcher sich fast ein Jahr lang auf Neu-Seeland aufhielt, berichtet sogar, daß ein Häuptling von der Westküste der Südinsel noch vor wenig Jahren erzählt habe, die Ngatimamoe wären vor einem Jahrhundert schon bis zur Jacksonbai zurück getrieben gewesen und ihre

Kriegsbefestigungen (Pa) am Mawhera (Greyfluß) und Arahura (Brunnerfluß) wären zu jener Zeit bereits in die Hände der Ngatihahu gefallen. Damals sei der Anführer der Ngatimamoe ein berühmter Krieger, Te-Uira, „der Blitz", gewesen, und der Stamm hätte ein sehr kostbares Mere-Punamu besessen, das ist, wie bereits erwähnt, eine Streitaxt aus Nephrit, welche der Häuptling des Stammes zu führen und aufzubewahren hat. Diese Waffe hätten die Ngatitahu lange Zeit vergeblich in ihre Gewalt zu bekommen versucht, bis es ihnen endlich durch List gelungen wäre, Te-Uira mit seinem Mere zu fangen. Er wäre nach dem Pa am Arahura gebracht und an einen Baum festgebunden worden, um getödtet zu werden, sobald die Freunde vom Mawhera-Pa, zu denen Boten geschickt worden, herüber gekommen wären. Te-Uira aber, ein sehr starker Mann, hätte seine Bande zerrissen und sei in das Dickicht des Waldes entwischt. Nur hätte er nicht zu seinem Stamme zurückkehren wollen, ohne das kostbare Mere-Punamu. So habe er sich nochmals in die Nähe des feindlichen Pa zurück geschlichen und auf eine Gelegenheit gelauert, die Waffe zu erobern. Da habe er bemerkt, wie einer der Maori das Wachtfeuer verlassen hatte. Te-Uira wäre auf ihn losgesprungen, hätte ihn erdrosselt, sich in den Mantel des Getödteten gehüllt und sei dann ruhig nach dem Feuer gegangen, wo er sich unter seine Feinde gesetzt habe. Diese hätten eben das herrliche Mere bewundert, welches von Hand zu Hand gegangen wäre. Te-Uira hätte es gleichfalls erhalten. Kaum aber hätte er die gewohnte Waffe in seiner Hand gefühlt, so wären von ihm durch zwei kräftige Streiche nach rechts und links die beiden Krieger, zwischen denen er saß, nieder gestreckt worden; er aber sei aufgesprungen und nach dem Walde gelaufen, ohne daß ihn seine Feinde hätten einholen können. Die Ngatihahu, erbost darüber, daß ihnen Te-Uira entsprungen war, hätten ihm den Rückweg abschneiden wollen und seien nach dem Pa an der Jackfonbai aufgebrochen. Te-Uira hätte denselben aber schon vorher erreicht gehabt, und die Befestigung wäre so gut gewesen, daß die Verfolger keinen Angriff hätten wagen dürfen. In der zweiten Nacht aber hätten sie auf einem steilen Felsen, oberhalb des Pa ein Feuer brennen sehen. Das sei das unter den Ngatimamoe früher verabredete Zeichen gewesen, sich in das Innere des Landes nach einem schon vorher bestimmten Platze zurückzuziehen. Ihr kostbares Mere-Punamu hätten sie mit sich in die Wildnisse der Wälder genommen, und seitdem hätte man Nichts mehr von ihnen gehört.

Immerhin geht noch die Sage, daß in den ödesten Gegenden des Landes westlich vom Wanaka-See einige dieser verwilderten Ngatimamoe leben sollen; Eingeborene und europäische Ansiedler wollen solche außerordentlich menschenscheue Maori gesehen haben.

Ein ähnlicher versprengter, in das Gebirge zurück getriebener und dort verwilderter Volksstamm mag wol auch derjenige der Maero der Nordinsel sein.

Im Jahre 1862 sind allerdings bei der heutigen Stadt Wellington unter den Wurzeln eines dicken Totarabaumes (Podocarpus totara, eine Conifere).

eigenthümliche Geräthschaften aufgefunden worden, gänzlich verschieden von den bei den Maori gebräuchlichen, nämlich runde Sinker für Fischleinen aus krystallinischem Kalk und mit einem Loch in der Mitte, sowie verschiedene Schneidewerkzeuge aus einem Quarzgestein, das nur an dem Wairaufluß auf der Südinsel vorkommt. Dieser Fund hat der alten, von Taylor und Dr. Lorenz Dieffenbach aufgestellten Behauptung eine neue Grundlage gegeben, nach welcher die beiden neuseeländischen Inseln schon zur Zeit der Ankunft der Einwanderer aus dem Norden von einem anderen dunkel gefärbten Volke von völlig verschiedener Abstammung bewohnt gewesen seien.



Dr. Ferdinand von Hochstetter.

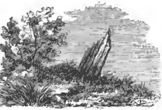
Und in der That scheint eine solche Annahme viel für sich zu haben. Zunächst muß nämlich daran erinnert werden, daß alle Maori-Stämme aus **Freien** und **Sklaven** bestehen, ein Umstand, der leicht auf den Gedanken führen kann, daß die Einwanderer bei ihrer Ankunft auf Neu-Seeland die daselbst vorgefundenen Bewohner unterjocht und zu Sklaven gemacht haben, eine Unterstellung, die an Wahrscheinlichkeit gewinnt, seitdem nachgewiesen ist, daß die Maori noch vor wenigen Jahrzehnten unter einander Kriege führten, wesentlich zu dem Zwecke, Gefangene zu machen, welche nachher dem feindlichen Stamme als Sklaven zu dienen hatten.

Der Hauptgrund für die Behauptung Taylor's und Dieffenbach's liegt aber in dem Umstande, daß viele Bewohner der Gegenden zwischen dem Waikato-Fluß und der Bai of Plenty sich durch eine ganz besonders dunkle, fast schwarze Hautfarbe, eine sehr merkwürdige, an den israelitischen

3*

Typus erinnernde Gesichtsbildung und schwarze, krause, jedoch nicht wollige Haare auszeichnen, während die vornehmen Familien der Rangatira, aus welchen die Häuptlinge hervorzugehen pflegen, auch in dem so eben bezeichneten Theile des Landes den rein polynesischen Typus — hellbraune Hautfarbe mit schlichten schwarzen Haaren — bewahrt haben.

Dennoch ist die ganze Hypothese unsicher. Es ist völlig undenkbar, daß alle die zahlreichen Sagen über die Einwanderung der Maori einen ungemein wichtigen Umstand, wie das Zusammentreffen mit einem Urvolk, mit Stillschweigen übergangen hätten, wie es nicht minder unglaublich ist, daß ein solches Urvolk sich, ohne irgend einen Widerstand zu leisten, dazu bequemt hätte, den neuen Ankömmlingen den Boden, die Jagdbezirke und die Fischplätze so ganz ohne Weiteres zu überlassen. Viele Ueberlieferungen schildern die riesenhaften Vögel, welche die Maori bei ihrer Ankunft in dem neuen Lande antrafen, und beschreiben aufs Umständlichste die furchtbaren Kämpfe, die sie mit jenen zu bestehen hatten. Wie viel mehr würde das kriegslustige Volk die Kämpfe mit den Urbewohnern beschrieben haben, aus denen zudem die Maori als Sieger hervorgegangen wären, wenn es überhaupt zu solchen Kämpfen gekommen wäre. Dazu gesellt sich noch der ganz gewichtige Umstand, daß überall im Bereich der neuseeländischen Inseln nur eine einzige Sprache mit äußerst geringen dialektischen Verschiedenheiten gesprochen wird, und endlich ist hervorzuheben, daß das Vorhandensein der bei Wellington aufgefundenen Gegenstände keineswegs unbedingt darauf hinweist, daß diejenigen, welche jene Dinge unter dem Totarabaum zurückgelassen haben, auch an jenem Platze gewohnt haben müssen. Bei dem überaus wanderlustigen Leben der Polynesier ist es aber nicht einmal so unwahrscheinlich, als es vielleicht auf den ersten Anblick scheinen mag, daß Eingeborene irgend einer anderen Insel jene Gegend auf Neu-Seeland zeitweilig oder vorübergehend besuchten und ihre Fischerei-Geräthschaften an der Küste verbargen, an welcher sie reichen Fang gemacht hatten und wohin sie später zurückzukehren gedachten.



Die Ueberreste des Tainui-Kanoes.



Ufer des Waikatoflusses auf Neu-Seeland. Aus dem Novara-Reisewerke.

III. Die Niederlassungen der Engländer auf Neu-Seeland.

Die „Aboriginal-Protection-Society". — Die Kirchen-Missions-Gesellschaft. — Marsden, der Apostel der Neu-Seeländer. — Erste Missionsreise nach Neu-Seeland. — Marsden's erste Reise. — Geringe Fortschritte der Missionen. — Einrichtung derselben. — Das europäische Gesindel in Kororarika. — Marsden's zweite und dritte Reise. — Hongi's Reise nach England. — Die Kriegszüge Hongi's. — Der „Napoleon" Neu-Seelands. — Bessere Fortschritte der Missionen. — Politische Bestrebungen derselben. — Die „Neuseeländische Compagnie". — Gründung von Wellington. — Der Vertrag von Waitangi. — Der erste Handel der Neuseeländischen Compagnie mit den Maori. — Die Schlacht an der Wairau. — Das Fest der Eingeborenen bei Auckland. — Heke erobert und zerstört Kororarika. — Heke bedroht Auckland. — Te-Whero-Whero rettet die Stadt. — Gouverneur Grey.

Der Unfug, den die verwilderten Europäer auf Neu-Seeland trieben, und nicht minder die ganz unverantwortliche Art, mit welcher die Schiffskapitäne und Seeleute zuweilen die unglücklichen Insulaner behandelten, welche sich auf englischen Schiffen als Matrosen vermiethet hatten, mußte mit der Zeit die Aufmerksamkeit der Regierung von Neu-Süd-Wales auf sich ziehen. Auch hätte der Gouverneur Lachlan Macquarie (vergl. „Australien", S. 81 fg.), bald nach dem Antritte seines Amtes (1. Januar 1810), außerordentlich gern irgend Etwas gethan, um der einen wie der anderen Kalamität in diesem, wie es schon damals schien, für den Handel von Wichtigkeit werdenden Lande abzuhelfen. Er vermochte jedoch zunächst nichts weiter, als die Gründung einer Gesellschaft in Sydney fördern zu helfen,

welche den Titel „Aboriginal-Protection-Society" führte und sich zur Aufgabe stellte, alle Ungehörigkeiten englischer Unterthanen gegen die Eingeborenen in der Presse Englands öffentlich zur Sprache zu bringen, d. h. an den Pranger zu stellen. Die Möglichkeit, Weiteres zu unternehmen, war dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales dadurch abgeschnitten worden, daß die englische Regierung Neu-Seeland beharrlich als ein unabhängiges Land ansah.

Zwei Jahre vor Macquarie's Ankunft, also im Jahre 1808, hatte sich aber bereits die Kirchen-Missionsgesellschaft in England (Church Missionary Society) damit beschäftigt, das Missionswerk bei den Eingeborenen Neu-Seelands in Angriff zu nehmen, und insbesondere beschlossen, eine Niederlassung auf jenen Inseln zu gründen.

Im Februar des Jahres 1810 kam, wie Seite 19 schon erwähnt, der Prediger Samuel Marsden, der Bischof von Neu-Süd-Wales, in Begleitung von zwei Missionären, Hall und King, in Sydney an. Marsden und seine Begleiter hatten, wie gleichfalls bereits erzählt, schon während ihrer Seereise Gelegenheit, die Bekanntschaft des Neu-Seeländers Rua-Tara zu machen und die Sprache desselben kennen zu lernen. Das Letztere thaten sie denn auch gewissenhaft; es vergingen aber noch einige Jahre, ehe der Versuch gewagt werden durfte, Missionäre nach der Heimat der wilden Kannibalen und dem Wohnorte der fast eben so wilden Pakeha-Maori zu schicken. Insbesondere hatte die Katastrophe des „Boyd" genöthigt, die Missionsangelegenheit in jenem Lande bis auf ruhigere Zeiten zu verschieben.

Im Jahre 1813 wollte Marsden, nachdem noch ein dritter Missionär, Kendall, in Neu-Süd-Wales angekommen war, auf dem von ihm angekauften Schiffe „Active" sich selbst nach Neu-Seeland begeben. Er bat den Gouverneur Macquarie um die Erlaubniß, dieses Land besuchen zu dürfen. Der Gouverneur hielt es jedoch nicht für angemessen, ihm die Erlaubniß für dieses Mal zu gewähren, sagte ihm aber, daß er, wenn Marsden die „Active" dahin schicken wolle und das Schiff glücklich zurück käme, ihm die Erlaubniß geben werde, einige mit den Missionären angekommene Kolonisten und ihre Familien dahin zu begleiten, wenn das Schiff zum zweiten Male nach Neu-Seeland abgehen würde. So gab also Marsden Befehl, das Fahrzeug zur Abreise auszurüsten, und Hall und Kendall erhielten den Auftrag, sich auf demselben nach der Inselbai einzuschiffen, wo sie Rua-Tara und andere Eingeborene, die sie kannten, besuchen sollten.

Diese Reise hatte zunächst die Folge, daß der Gouverneur im Jahre 1814 eine Ordonnanz erließ, wonach die englischen Seeleute nach der Strenge der englischen Gesetze bestraft werden sollten, wenn sie sich gegen Neu-Seeländer eine schlechte Behandlung erlauben würden. Wenn diese Ordonnanz auch nicht viel besserte, so war es doch, namentlich seitdem im Jahre 1817 die Missionäre durch den Gouverneur von Neu-Süd-Wales richterliche Gewalt über alle englische Unterthanen auf Neu-

Seeland erhalten hatten, in einem oder dem andern Falle möglich, den Gesetzen Achtung zu verschaffen und die schreiendsten Ungerechtigkeiten zu verhüten.

Am 19. November 1814 landete der muthige Bischof Marsden selbst in der Inselbai, und am 24. Januar 1815 kaufte er von den Häuptlingen von Rangihu für den Preis von zwölf eisernen Hacken ein Stück Land von etwa 200 englischen Acker Flächengehalt. Häuser wurden erbaut und die Missionsanstalt, in welcher 25 Europäer unter den Wilden wohnten, eingerichtet. Nachdem die Gärten und Felder umzäunt und bestellt waren, wollte man anfangen die Wilden zu lehren; diese aber, unter der Geißel blutiger Kriege schmachtend, welche zwischen den einzelnen Stämmen wütheten, verlangten nichts als Gewehre, Pulver und Blei, um desto leichter ihre Feinde vertilgen zu können. Obschon angesehene und einflußreiche Häuptlinge, wie Rua-Tara, Hongi, Koro-Koro, Tuaï und Andere sich für die Pläne der Missionäre interessirten, so war doch gleich bei Beginn des Unternehmens vorauszusehen, daß Jahre vergehen würden, ehe irgend ein nennenswerthes Resultat von Heidenbekehrung bei diesem wilden Volk zu erzielen wäre; ja, es ist ziemlich gewiß anzunehmen, daß Marsden, wenn er nicht den Beistand der eingeborenen Häuptlinge gehabt hätte, überhaupt gar keinen festen Fuß im Lande hätte fassen können. Jedenfalls ist es eine Thatsache, daß beinahe 15 Jahre lang die Verbreitung der christlichen Lehre so gut wie keinen Fortschritt unter den Maori machte.

Wenn es auch schwer sein mag, alle Ursachen aufzuzählen, welche diesen so gänzlich unbedeutenden Erfolg der Missionäre veranlaßten, so steht immerhin so viel fest, daß diese selbst ihre Stellung in mehreren Beziehungen sehr einseitig aufgefaßt haben. Wenigstens erzählt Earle, ein englischer Maler, der viele Jahre seines Lebens mit Reisen in allen Welttheilen zugebracht hat und im Jahre 1827 nach Neu-Seeland kam, wie er von den Missionären in Marsden-Vale an der Inselbai so kalt und unfreundlich empfangen worden wäre, daß sogar die Wilden ihre spöttischen Bemerkungen darüber gemacht hätten; wie die Missionäre nachher, als er das Unglück gehabt hatte, daß sein hölzernes Haus abbrannte, ihm wol mit etwas Thee, Zucker und einigen Porzellansachen ausgeholfen hätten, wie es ihnen aber dabei gar nicht eingefallen wäre, ihm, dem Obdachlosen, nur das bescheidenste Plätzchen in ihren großen, geräumigen Häusern als Zufluchtsstätte anzubieten, und wie sie eben so wenig den Eingeborenen gegenüber irgend Etwas gethan hätten, was im Stande gewesen wäre, ihnen deren Sympathien zu erwerben. Die Missionäre hätten sich zu allererst ein gutes, starkes und bequemes Haus gebaut, mit Gräben rings herum und mit Pallisaden, um sich gegen jeden Ueberfall von Seiten der Wilden zu schützen. Wenn dies geschehen und das ganze Haus gut ausmöblirt gewesen wäre, so hätten sie ihren Garten bepflanzt und nachher ihre Arbeitswerkzeuge ganz ruhig hingelegt, um sich dann mit Predigen zu unterhalten, statt den Eingeborenen mit Rath und That an die Hand zu gehen, wie sie ihre eigenen Felder besser bestellen, ihre Häuser besser

zimmern könnten, sie mit der Bearbeitung des Eisens bekannt zu machen und andere nützliche Dinge zu lehren, welche den Missionären gar nicht eingefallen wären.

Allerdings trifft die frommen Männer nicht alle Schuld. Ein außerordentlich großes Hinderniß für eine gedeihliche Wirksamkeit von ihrer Seite war unstreitig die Anwesenheit der wilden Gesellen aus Europa, der Pakeha-Maori, sowie der Besuch der Walfischfänger in der Inselbai, welche häufig hier ankerten, um sich Lebensmittel zu holen. Die Seefahrer brachten den Neu-Seeländern sehr gern das, was diese wünschten, nämlich Flinten, Pulver und Blei, und da die Missionäre sich entschieden weigerten, ebenfalls solche Waaren einzuführen, so wollten die Eingeborenen auch im Uebrigen nichts von den Predigern des Christenthums wissen. Die Missionäre ihrerseits gaben sich alle Mühe, die Maori von dem Umgange mit dem verdorbenen Gesindel von Kororarika und dem nicht viel besseren Schiffsvolke, das den Handel mit jenem Platze betrieb, abzuhalten, und um diesen Zweck zu erreichen, sagten die Missionäre den Neu-Seeländern, sie, die Maori, seien viel bessere Menschen als jene Weißen. Diese Behauptung, die damals sehr wohl ihre Berechtigung gehabt haben mag und auch, wie leicht begreiflich, dem Stolz der Eingeborenen nicht wenig schmeichelte, hat später sehr schädlich auf die Weiterentwicklung des Verhältnisses zwischen den Europäern und den Eingeborenen gewirkt. Diese gewöhnten sich nämlich so sehr an den Glauben, daß sie „besser" als die Weißen seien, daß sie auch später, nachdem wirklich edel gesinnte Einwanderer ins Land gekommen waren, keinen Unterschied machten und diese auf eine Stufe mit den ersten Ankömmlingen stellten, und daß sie endlich Alles, was von den Weißen zu ihrem Besten unternommen wurde, mit Mißtrauen betrachteten, wie sie denn überhaupt allen Handlungen der Europäer eigennützige Motive unterzuschieben pflegten.

Dennoch ließ Marsden nicht nach, Alles zu versuchen, was in seinen Kräften stand, um die Heidenbekehrung in Neu-Seeland vorwärts zu bringen und insbesondere die natürlichen Hülfsquellen des Landes zu vermehren, da er sich, und offenbar mit vollem Recht, sagte, daß die kannibalischen Gewohnheiten der Maori wahrscheinlich um so leichter zu beseitigen sein würden, je mehr andere gesunde und kräftige Nahrungsmittel in dem Lande produzirt werden könnten. Deshalb schickte er zunächst im April 1817 mehrere Kühe und Stiere hinüber. Diese bereiteten den Maori vielen Verdruß, weil sie, wie die Schweine, sich nicht viel um die mit Tapu belegten Plätze bekümmerten und arge Verwüstungen an diesen geheiligten Orten sowol wie an den Pflanzungen anrichteten. Die Maori wollten darum von der Rindviehzucht nicht viel wissen, doch wurde dieselbe ungehindert von den Missionären betrieben.

Marsden unternahm aber auch selbst noch zwei Reisen nach Neu-Seeland, eine im Jahre 1817, die andere im Jahre 1820. Bei beiden durchwanderte er große Strecken der nördlichen Insel und knüpfte hierbei neue Bekanntschaften mit angesehenen Häuptlingen an, um sich deren

Unterstützung bei dem Missionswerk zu sichern und, wenn möglich, passende Plätze zur Anlage neuer Stationen zu finden.

Im Jahre 1819 wurde in der That eine neue Missionsanstalt zu Keri-Keri (Kidi-Kidi) gegründet, 1820 eine Kolonie an der Hokiangabai angelegt, und die Missionäre hatten gerade angefangen einigen Einfluß auf die wilden Neu-Seeländer zu erlangen, als unter denselben ein Krieg ausbrach, der sieben Jahre lang die Nordinsel verheerte und die schlimmsten Zeiten der Kannibalenwirthschaft über das Land herauf beschwor.

Dieser Krieg war durch den Ehrgeiz eines Mannes veranlaßt worden, der sich Napoleon, den Eroberer, zum Vorbild genommen hatte und, verführt von dessen Kriegsruhm, alle Maoristämme unterjochen und sich zu ihrem König machen wollte. **Hongi**, der Oheim Rua-Tara's, war dieser Mann, der mächtige Häuptling, der sich bereits in verschiedenen kleineren Kriegszügen alle Stämme in der Umgegend der Inselbai unterjocht hatte und der von den Missionären zu einer wichtigen Rolle ausersehen worden war. Die frommen Glaubenshelden in Neu-Seeland führten nämlich neben der Heidenbekehrung ganz im Geheimen nichts Geringeres im Schilde, als die Gründung eines Priesterstaates nach dem Vorbilde Paraguay's, und bei der Ausführung dieses Planes dachten sie, daß der angesehene Häuptling ihnen gute Dienste leisten könnte. Die Sache war weit aussehend und schlau genug angelegt worden; die richterliche Gewalt hatten die Missionäre ja bereits an sich gezogen; nun schien, im März 1820, der passende Zeitpunkt gekommen zu sein, daß Hongi eine Reise nach England unternehme. Im August kam Hongi in London an und erregte hier durch sein stolzes, würdevolles, fürstliches Benehmen in allen Schichten der Gesellschaft ungetheilte Bewunderung.

Die Anschauung des Lebens der civilisirten Welt, sowie der Anblick der Macht und der Reichthümer eines europäischen Großstaates, und endlich der Glanz einer Königskrone, sollten einen tiefen und bleibenden Eindruck auf den Fürsten der Wilden machen, und diese Absicht wurde auch in der That erreicht, nur in ganz anderer Weise, als die Missionäre es sich ausgemalt hatten. Hongi kehrte im Juni 1821 in seine Heimat zurück und klagte mit bitterem Spott darüber, daß König Georg IV. ihm seine Bitte um Kriegsgeräth nicht gewährt habe. In Sydney schon hatte er Alles verkauft, was er von schönen Geschenken in England erhalten hatte, bis auf die Rüstung, die ihm der König gegeben, und hatte sich Waffen und Schießbedarf dafür angeschafft; die christlichen Männer in Marsden-Vale aber sollten kurze Zeit danach zu ihrem großen Leidwesen erfahren, wie einer ihrer besten Freunde unter den Maori sich wieder in einen furchtbaren, blutgierigen Kannibalen verwandelte.

Mit einem Heere von 3000 Mann, wovon 100 mit Schießwaffen versehen waren, begann Hongi fast unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Europa, im September 1821, seine Kriegszüge. Ein benachbarter, am südlichen Gestade der Inselbai wohnender Stamm war zum ersten Opfer ausersehen, und der Grund zum Kriege fand sich bald trotz aller Nach-

giebigkeit von Seiten des Bedrohten; denn Hongi wollte es so. Außerdem mußte er ja auch seine neuen Waffen probiren. Der oberste Anführer der Feinde, Hinnaki, wurde in der Schlacht erschlagen, Hongi riß das rechte Auge seines sterbenden Feindes aus und verschluckte es, darauf stach er ihm in den Nacken und trank das aus der Wunde fließende Blut. Hinnaki's Brüder blieben gleichfalls auf dem Platze, ihr Fleisch wurde beim Siegesbankett verzehrt und ihre Köpfe als Trophäen einbalsamirt; 1300 Mann sollen auf dem Schlachtfelde getödtet und — gegessen worden sein! Mehr als 2000 Gefangene fielen in die Hände der Sieger und wurden in die Sklaverei fortgeschleppt; Hongi hatte in seinem eigenen Boote allein 20 Sklaven; aber seine Tochter, deren Mann in der Schlacht gefallen war, sprang bei der Ankunft des Bootes herzu und schlug allen Gefangenen die Köpfe ab. Darauf tödtete sie sich selbst.

Im folgenden Jahre verlegte Hongi den Kriegsschauplatz weiter südlich an die Ufer des Hauraki-Golfes und des Kaipara-Hafens und richtete unter den dortigen Stämmen ein großes Blutbad an. Allerdings fielen dabei zwei Piroguen mit der ganzen Mannschaft derselben in die Hände der Feinde, welche Alle tödteten und aßen; aber Hongi und seine Krieger erschlugen 1500 Mann und drangen bis an den Waikato vor, und so ging es Jahr um Jahr weiter. Jeder siegreichen Schlacht folgten die furchtbarsten Kannibalenfeste, bei welchen Hongi und sein Heer im Menschenfraß förmlich schwelgten. Trotzdem nannte sich dieser wilde Kannibale „Freund der Missionäre" und verhinderte auch in der That, so viel er konnte, jede Gewaltthat gegen ihre Besitzungen. Nachdem sich Hongi's Feinde gleichfalls Feuerwaffen verschafft hatten, wurden die Kämpfe immer hartnäckiger und blutiger, bis am 2. Januar 1827 Hongi durch einen Schuß lebensgefährlich verwundet wurde. Die Kugel war ihm unter dem Schulterblatt in die Lunge eingedrungen und die Luft strömte bei jedem Athemzuge unter lautem Zischen aus der Wunde; dennoch starb er erst ein volles Jahr, nachdem er den Schuß erhalten hatte. Als er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, ließ er seine Vorräthe an Schießpulver und seine Waffen bringen, vertheilte die eroberten Streitäxte und das Panzerhemd, das er von König Georg IV. erhalten, unter seine Kinder und sagte, indem er auf die Pulvertonnen wies: „Das ist euer bester Schatz." Darauf ermahnte er sie, jeden Angriff, wie mächtig er auch sei, zurückzuweisen, und verschied am 16. März 1828 mit den Worten: „Kia toa! Kia toa, toa!" (Seid tapfer, tapfer!)

Mit Hongi, der sich den Beinamen „Neu-Seelands Napoleon" erworben hatte, starb der letzte, aber auch der furchtbarste Repräsentant des Kannibalismus und der Stammeskriege auf Neu-Seeland. Von nun an war die Erschöpfung der Stämme, welche sich so viele Jahre feindselig gegenüber gestanden hatten, und das allgemeine Bedürfniß nach Frieden den Bestrebungen der Missionäre günstig. Der Unfug der europäischen Ansiedler zu Kororarika und auf anderen Punkten der Insel hatte nachgelassen, insbesondere seitdem, im Jahre 1823, auf Betreiben der Missionäre durch einen Parlamentsbeschluß den obersten Gerichtshöfen in Neu-Süd-

Wales und in Tasmania die Jurisdiktion über sämmliche britische Unterthanen in Neu-Seeland zugesprochen worden war. Mit jedem Jahre vermehrte sich die Zahl der Missionsanstalten und die Zahl der Getauften. Bei den Missionsstationen wurden Schulen gegründet, in welchen die Eingeborenen ihre eigene Sprache lesen und schreiben lernten, sowie andere nützliche Kenntnisse sammelten. Namentlich widmeten sich viele junge Maori mit erstaunlicher Vorliebe dem Studium der biblischen Geschichte und der Geographie. Aus dieser Zeit stammt die Sitte, den Maori-Niederlassungen biblische Namen zu geben, die sich allerdings im Maori manchmal recht sonderbar ausnehmen, wie Petani (Betania), Hiruhurama (Jerusalem), Kariri (Galiläa), Heriko (Jericho), Piripai (Philippi) und andere.



Missionsstation am Taupiri.

In den Dörfern der Maori wurden neben den niedrigen Häusern der Eingeborenen stattliche Kirchen und Kapellen erbaut, in welchen die Söhne der Häuptlinge, die sich in großer Zahl zu Missionsgehülfen ausgebildet hatten, den Gottesdienst leiteten. Der Betrieb des Ackerbaues wurde verbessert, der Rindviehzucht größere Sorgfalt als bisher zugewendet, und die Eingeborenen zeigten sich eifrig im Erlernen von allerlei nützlichen Gewerben. Die Zeiten des Kannibalismus aber waren für alle Zukunft vorüber, oder schienen es wenigstens zu sein.

Wenn sich indessen die Missionäre von dem genannten Zeitpunkte an in Beziehung auf die Fortschritte in der Civilisation der Maori unleugbar die größten Verdienste erworben haben, so waren auf der anderen Seite ihre politischen Bestrebungen für die fernere Entwicklung des Landes in vielen Beziehungen ein wirkliches Hemmniß. Jene Bestrebungen waren, wie vorhin bereits erwähnt (vergl. S. 41), darauf gerichtet, einen von der Kirche regierten Staat zu gründen, und der Umstand, daß die Missionäre mit dem ersten Versuch so unglücklich waren, hielt sie nicht ab, einen

anderen zu unternehmen. Auch diesmal handelten sie sehr vorsichtig. Im Jahre 1833, zu einer Zeit, als etwa 1200 Europäer auf Neu-Seeland lebten, setzten sie es zunächst durch, daß die englische Regierung „auf die Bitten von 13 neuseeländischen Häuptlingen", sowie „zum Schutze der Eingeborenen und für die Sache der Humanität und Civilisation" nach Kororarika, als dem Mittelpunkte der „Pakeha-Maori", der halbverwilderten europäischen Kolonisten, in dem Konsul Busby einen Vertreter schickte, welchen sie bei den Missionären akkreditirte. Und zwei Jahre später erlangten diese sogar eine, wenn auch indirekte Anerkennung ihres „Staates" dadurch, daß die englische Regierung das von den Missionen okkupirte Gebiet Neu-Seelands als eine „Konföderation der vereinigten Maori-Stämme Neu-Seelands" erklärte. Von diesem Zeitpunkte an war Neu-Seeland, das bis dahin als eine Art Anhängsel der Kolonie Neu-Süd-Wales angesehen worden war, auf dem besten Wege, ein von den Missionären oder ihrem Bischof regierter Maori-Staat zu werden.

Daß der fein durchdachte und bis dahin schlau durchgeführte Plan, ein neues Paraguay in Polynesien zu gründen, dennoch fehl schlug, daran sind die Missionäre nicht schuld. Ihr so schön angelegtes und fast vollendetes Gebäude erfuhr seinen ersten Stoß von einer Seite, von der man gar keine Gefahr hatte ahnen können.

Im Jahre 1837 bildete sich nämlich in England die „Neuseeländische Compagnie", eine Kolonisationsgesellschaft nach Wakefield'schen Grundsätzen (vergl. „Australien", S. 117 ff.), und zwei Jahre später sandte dieselbe ihre erste Expedition aus und gründete die Ansiedlung Wellington, an Port Nicholson in der Cooksstraße. Diese neue Kolonie wurde mit nicht geringerer Begeisterung als die sechs Jahre früher gegründete von Südaustralien begrüßt. Man schmeichelte sich mit der Hoffnung, hier ein vollständiges Großbritannien der Südsee einzurichten, das, wie sich von selbst verstand, nur mit allen Vorzügen der alten Heimat ausgerüstet werden sollte. Durch die Anlage der Wakefield'schen Niederlassung rückte aber der Schwerpunkt der Kolonisation von den Missionsstationen im Norden weg und nach der neuen Ansiedlung an der Cooksstraße hin, und die Missionäre sahen ihren Einfluß wesentlich geschädigt. Aber um sich doch einen Theil desselben für die Zukunft zu sichern, bestürmten sie jetzt die englische Regierung mit Bitten, die neuseeländischen Inseln als britische Kolonien zu erklären.

Um dieselbe Zeit traf die französische Regierung Anstalten, aus Neu-Seeland eine Strafkolonie zu machen, und nun beeilten sich die englischen Minister, „da es sich um das Wohl britischer Unterthanen handelte", entscheidende Schritte zu thun. Kapitän Hobson wurde als zweiter Konsul nach der Inselbai geschickt mit dem Auftrage, durch freundliche Verständigung mit den Eingeborenen die Berechtigung zur Besitznahme Neu-Seelands durch die Engländer zu erreichen. Die Missionäre waren schon lange vorher eifrig bemüht gewesen, die im Jahre 1835 gegründete „Konföderation" der Häuptlinge zu vergrößern, welche als eine Art Landesvertretung bei

den einzuleitenden Unterhandlungen benützt werden sollte und in der That benutzt wurde, obwol bei weitem nicht alle Häuptlinge jenem Bunde beitraten und von den Mitgliedern des Bundes kaum ein Einziger die wichtigen und folgenschweren Maßregeln begriff, welche Gegenstand der Verhandlungen waren. Ob die Häuptlinge überhaupt, ohne Zustimmung ihrer Stämme, das Recht besaßen, über die Souveränetät Neu-Seelands zu verfügen, das war eine Frage, an die Niemand auch nur im Entferntesten dachte und die noch viel weniger Gegenstand der Erörterung wurde. Es genügte, durch Vertheilung von wollenen Decken, Schießwaffen, Branntwein, und was dergleichen diplomatische Ueberredungskünste mehr waren, 52 Häuptlinge zu bestimmen, daß sie im Februar 1840 den durch die Missionäre vorbereiteten, nachmals berühmt gewordenen Vertrag von Waitangi unterschrieben, der nur aus drei sehr kurzen, aber folgenschweren Artikeln besteht. Nach dem ersten derselben treten die versammelten Häuptlinge alle ihre Souveränetätsrechte für immer an die Königin von England ab. Die eigentliche Bedeutung dieses Artikels wurde sicherlich nur von einem Theile der Kontrahenten, nämlich den Engländern, richtig aufgefaßt. Die Königin garantirt dafür im zweiten Artikel den Häuptlingen und Stämmen, sowie den Familien und einzelnen Personen, das ungestörte Recht auf ihre liegenden Gründe; aber sie hat bei allen Veräußerungen das Vorkaufsrecht unter den jedesmal zu verabredenden Bedingungen. Und drittens nimmt die Königin die Eingeborenen in ihren Schutz und gewährt ihnen — den wilden kannibalischen Maori — alle Rechte und Privilegien englischer Unterthanen.

Am 21. Mai 1840 wurde die Souveränetät der Königin über Neu-Seeland feierlich proklamirt.

So war Neu-Seeland mit einem Male Kolonie der britischen Krone geworden. Hobson wurde der erste Gouverneur, und Auckland, damals eine unbedeutende Niederlassung, ward zum Sitz der Regierung und künftigen Hauptstadt von Neu-Seeland bestimmt. Wenige Tage vor Abschluß des Vertrags von Waitangi hatten die Franzosen feierlich Besitz von Neu-Seeland genommen; nachdem die Engländer den Vertrag von Waitangi herbei brachten, gaben die Franzosen ihre Ansprüche auf und haben sie seitdem nie mehr erneuert. Nun hätte man erwarten sollen, daß die Verhältnisse der jungen Kolonie einen friedlichen und gedeihlichen Fortgang nehmen würden. Statt dessen verwickelte sich jedoch Alles zu einem furchtbaren Knäuel der widerstreitendsten Interessen.

Am Hauraki-Golf hatte die britische Regierung festen Fuß gefaßt, an der Cooksstraße die Neu-Seeland-Compagnie und an verschiedenen anderen Punkten die Missionäre, und diese drei Gewalten lagen in fast ununterbrochenem Hader und Streit mit einander. Namentlich gab es arge Zerwürfnisse zwischen der Kolonisationsgesellschaft und der Regierung. Erstere behauptete, das Recht zu haben, in ihren Niederlassungsorten Polizeibehörden einzusetzen und eine Miliz zu errichten, welche gegen die Eingeborenen nothwendig zu sein schien. Die Regierung bestritt beides. Dann

kam es zu Streitigkeiten zwischen der Regierung und den Missionären und, seitdem neben den protestantischen Missionen der englischen Hochkirche auch die Wesleyaner und die Katholiken Missionen auf Neu-Seeland eingerichtet hatten, zu gegenseitigen Anfeindungen der konfessionell verschiedenen Missionsanstalten. Verfehlte Maßregeln der ersten Gouverneure Hobson (1840 bis 1842) und Fitzroy (1843 bis 1846) machten die Verwirrung noch größer; zu ganz endlosen Schwierigkeiten aber führte der zweite Artikel des Vertrags von Waitangi.

Dieser unheilvolle Artikel verursachte nicht nur Klagen und Beschwerden ohne Zahl, sondern auch blutige und verderbliche Kriege, die noch heutigen Tages die Fluren des reichen und gesegneten Landes verheeren und als die wesentlichste Ursache der langsam voranschreitenden, aber sicherlich eintretenden Vernichtung der eingeborenen Rasse betrachtet werden müssen.

Die nach Wakefield's Prinzipien gegründete Kolonisations-Compagnie, der es mit ihren Spekulationen auf Neu-Seeland genau eben so schlecht erging, wie der nach demselben Styl arbeitenden südaustralischen Land-Compagnie, hatte zu Anfang der Vierziger Jahre ihre sogenannten Kronrechte an die Regiernng von Neu-Seeland abgetreten und dafür eine Entschädigung von 700,000 Acker Land erhalten. Dieses Land, auf der Südinsel gelegen, wo es die neue Provinz Nelson bildete, sollte schleunig bevölkert werden. Kapitän Arthur Wakefield, Gibbon Wakefield's Bruder, wurde zum Hauptagenten ernannt und nahm seinen Wohnsitz in der neuen Stadt Nelson; das ganze Territorium aber war bereits in England in 315 Loose vertheilt worden und zwar von Personen, welche niemals Neu-Seeland gesehen hatten. Die Grenzen der Bezirke waren hübsch deutlich mit rechteckigen Figuren auf der Karte eingetragen, und dem Landvermesser, auf der Landkarte konnte es am Ende auch ziemlich gleichgiltig sein, ob an irgend einem zu einem „Loos" gehörigen Platze vielleicht ein meilenweiter See seine Fluten wälzte, oder ob unersteigliche Felswände sich viele hundert Meter hoch über einander aufthürmten. Wer hinkam, konnte ja selbst am besten beurtheilen, was er für einen Kauf gemacht habe. Trotzdem gelang es Arthur Wakefield, binnen Jahresfrist an 5000 Einwanderer für die neue Provinz zu gewinnen, darunter die vom Grafen von Rantzau 1844 fortgeschickten Mecklenburger Taglöhner, die des Herrn Grafen Güter in Neu-Seeland nach mecklenburgischen Grundsätzen bebauen sollten, sowie die von einer Gesellschaft Hamburger Spekulanten dahin gelieferten deutschen Bauern, welchen es später wegen der fortdauernden Unruhen im Lande und wegen der argen Schwindeleien ihres Anführers so schlecht erging. —

Der damalige Kolonial-Sekretär, Lord John Russell, muß indessen wol eine Ahnung von den nachfolgenden Zerwürfnissen gehabt haben, denn er ermahnte schon im Jahre 1841 den Gouverneur Hobson aufs Eindringlichste, Alles aufzubieten, „um die Eingeborenen Neu-Seelands vor den Kalamitäten zu bewahren, welche bisher die wilden Völker bei der Annäherung der civilisirten Rasse jedesmal betroffen haben", ohne übrigens das Mittel zu nennen, durch welches dieses schöne Ziel sich hätte erreichen lassen.



Hafen von Auckland zur Zeit der Gründung der Stadt.

In der Wirklichkeit gestalteten sich die Dinge in der neuen Provinz binnen kurzer Zeit ganz anders, als der Gouverneur und der Kolonial-Sekretär wußten oder auch nur ahnten. Wie es schon seit der ersten Landung der europäischen Kolonisten zu Reibereien mit den braunhäutigen Maori gekommen war, so sollte auch der vollständige Bruch zwischen beiden Parteien nicht lange mehr ausbleiben.

Ein Theil des von der Neu-Seeland-Compagnie beanspruchten Landes lag an der Wairau, und Kapitän Wakefield sandte Landvermesser aus, um dasselbe aufzunehmen. Da erschienen verschiedene Häuptlinge mit dem tapferen Rauparaha an der Spitze und erklärten das fragliche Land für ihr gemeinschaftliches Eigenthum. Die Maori-Häuptlinge verlangten, daß eine richterliche Person nach der Wairau gehe, um dort den Beweis ihres Eigenthumsrechtes entgegen zu nehmen; die Direktoren der Compagnie wollten jedoch von einer richterlichen Entscheidung nichts wissen, sondern ließen die Geometer mit den Vermessungsarbeiten fortfahren. Die Landvermesser hatten sich aus Manukazweigen*), die sie aus den Wäldern des streitigen Landes nahmen, eine Buschhütte errichtet und waren darnach an die Arbeit gegangen. Um aber diese Besitzergreifung zu hindern, gingen die Häuptlinge, nachdem sie in Erfahrung gebracht hatten, daß Niemand in der Hütte sei, hin, packten die Gegenstände, welche sich in derselben befanden, auf einen Wagen und schickten Alles nach Nelson; die Hütte aber steckten sie in Brand. Nun erklärte Thompson, einer der Direktoren der Neuseeland-Compagnie, der zu gleicher Zeit das Amt des ersten richterlichen Magistrats in der Provinz Nelson bekleidete, diese Handlung für das Verbrechen der Brandstiftung, erließ Verhaftsbefehle gegen Rauparaha und seine Genossen und organisirte ein bewaffnetes Freiwilligen-Corps von etwa 300 Mann, um mit dessen Hülfe die Häuptlinge einzufangen.

Diese waren nicht müßig gewesen; sie waren entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und versammelten und bewaffneten ungefähr 500 streitbare Männer. Am Ufer eines kleinen Nebenflusses der Wairau trafen sich die Feinde. Die Maori erklärten, daß sie die Häuptlinge nicht ausliefern würden, und stellten sich hinter dem Flusse auf einem gut gewählten Platze auf, der ihnen einen etwaigen Rückzug in die Wälder leicht machte. Die Engländer folgten über den Fluß und das Gefecht begann. Auf beiden Seiten wurde mit Erbitterung gekämpft, die Maori gewannen die Oberhand und trieben die Engländer an den Fluß zurück. Ein Ueberschreiten desselben unter dem Feuer der Maori schien dem sicheren Untergange gleich zu sein, und so blieb Nichts übrig, als sich dem siegreichen Feinde zu ergeben. Die Maori stellten das Feuern ein und verlangten, daß die Engländer die Waffen auf die Erde legen sollten. Während dies geschehen sollte, ward von einem der Kriegsgefangenen noch ein Schuß abgefeuert, welcher die Frau eines Häuptlings tödtete. Dieser unglückliche Schuß gab das Zeichen zu einem furchtbaren Blutbade, welches

*) Leptospermum scoparium, der Theebaum der Kolonisten.

die Maori unter den Europäern anrichteten, und wenn sich eine Anzahl der letzteren auch noch durch eine wilde Flucht zu retten im Stande war, so blieben doch viele Europäer auf dem Wahlplatz. Das war der traurige Ausgang des ersten bewaffneten Zusammenstoßes englischer Kolonisten mit den Eingeborenen Neu-Seelands, ein Ausgang, der namentlich darum in hohem Grade bedenklich erscheinen mußte, weil er die Achtung der Maori vor den englischen Waffen mit einem Male gründlich zerstört hatte. Ein allgemeiner Schrecken hatte sich sämmtlicher Bewohner Nelsons und Wellingtons bemächtigt; man machte sich aufs Aeußerste gefaßt. Aber die Wilden bewiesen eine weise Mäßigung, und nachdem sich Rauparaha und seine Genossen in der Folge wirklich als die einzig rechtmäßigen Eigenthümer des streitigen Landes ausgewiesen hatten, gab der neue Gouverneur Fitzroy ihnen den ganzen Distrikt bis auf einige sehr unbedeutende Strecken, die unmittelbar an die europäischen Besitzungen stießen und auf welche Rauparaha ausdrücklich verzichtet hatte, zurück.

Aehnliche Vorgänge hatten sich schon öfter wiederholt, wenn sie auch nicht in gleicher Weise ausgeartet waren. Jetzt, nach dem Abschluß des großen Streites, in welchem die Eingeborenen mit den Waffen gesiegt und zuletzt auch in der Sache selbst Recht behalten hatten, zeigten dieselben deutlich, wie ihr Stolz und das Bewußtsein ihrer Stärke mehr und mehr wuchs. Die Kolonisten hingegen befanden sich in der durchaus nicht beneidenswerthen Lage, den Wilden sehr unfreiwillige Konzessionen machen zu müssen.

So wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, am 11. Mai 1844 von den Eingeborenen am Hauraki-Golf und am Manukau-Hafen, der Landenge, an welcher nicht lange zuvor die Stadt Auckland gegründet worden war, ein großes Fest gegeben zu Ehren der Eingeborenen vom Waikato, welche die Ersteren besucht hatten. Eine Halle von 300 Meter Länge wurde erbaut, und vor derselben sah man wahre Wälle von gebratenen Kartoffeln und gerösteten Fischen aufgeschichtet. Der Gouverneur war zu der festlichen Versammlung eingeladen worden und wohnte derselben mit seinem ganzen Gefolge bei. Nachdem die Berge von Nahrungsmitteln verzehrt und die bei einem solch feierlichen Anlaß, wie die Anwesenheit des englischen Gouverneurs, erforderlichen gewaltig vielen Reden gehalten worden waren, tanzten 1600 Maori, mit Musketen und Tomahawks bewaffnet, den Kriegstanz. Manchmal in Reih' und Glied, manchmal in kleine Gruppen vertheilt, sprangen sie bald vorwärts, bald seitwärts oder rückwärts, mit grimmig verzerrten Gesichtern, dann setzten sie sich Alle nieder und plötzlich sprangen sie wieder auf, um mit wildem Geheul auf eine Stelle los zu stürmen, an welcher der fingirte Feind versteckt war. Die Waffen schwangen sie in der Luft, und mit der Hand, welche keine Waffe hielt, schlugen sie sich auf die Schenkel. Darauf sprang die wilde Rotte auf ein gegebenes Zeichen fast eine Elle hoch in die Luft, um im nächsten Augenblick wieder, dicht an den Boden gekauert, zu sitzen, oder im raschesten Lauf eine Strecke weit weg zu eilen. Während der ganzen Aufführung rollten die Augen der Tänzer so wild und zuckten ihre Muskeln

so heftig, als wäre es ihnen mit ihrem Kriegstanz völliger Ernst, und die englischen Soldaten mußten sich im Stillen gestehen, daß sie es mit einem furchtbaren Feinde zu thun haben würden, wenn es je zwischen ihnen und solchen Kriegern zum Kampfe kommen sollte. Den zuschauenden Kolonisten aber mußte an diesem Tage klar werden, daß sie in Neu-Seeland nur die Rolle der Geduldeten spielten. Uebrigens verlief Alles gut. Der Friede wurde nirgends auch nur einen Augenblick gestört. Auch vergnügten sich die jüngeren Besucher des Festes mit weit harmloseren Spielen, wenn schon die von ihnen zur Ausführung gebrachten Leibesübungen, wie die Wettkämpfe im Ringen oder die Kreislauf- und Schwingübungen an Seilen ꝛc., verriethen, daß es ihnen vor Allem um die Ausbildung ihrer Körperkräfte zu thun war. Als die ganze Festlichkeit zu Ende gegangen, zogen Scharen von Neu-Seeländern in den Straßen der Stadt umher, um die in den Schaufenstern zum Verkauf ausgestellten Waaren zu betrachten und zu bewundern.

Nach einigen Tagen waren die größten Schwärme der Wilden fort, und für die Sicherheit der Stadt war nichts weiter zu fürchten. Ganz anders und viel schlimmer stand es in dieser Beziehung etwa 16 Monate nach dieser großen Versammlung.

Wie bereits mehrmals erwähnt, war Kororarika an der Islands-Bai (Inselbai) im Laufe der Jahre Mittelpunkt des neuseeländischen Handels geworden. Im Jahre 1832 hatten sich vielleicht hundert Europäer dort angesiedelt, sechs Jahre später waren ihrer jedoch schon über tausend, und mit jedem Jahre wuchs ihre Zahl. Gleichfalls im Jahre 1838 waren schon fast anderthalbhundert fremde Schiffe in dem genannten Hafen eingelaufen, und es ist einleuchtend, daß auch die in der Nähe der Niederlassung wohnenden Maori durch die Lieferung von Lebensmitteln für die Seeleute u. dergl. ein Interesse an dem Aufblühen der Stadt bekommen hatten.

Nun drohte aber der Handel sich von der Inselbai mit einem Male wegzuziehen, seitdem Auckland und Wellington gegründet waren, und eine allgemeine Unruhe begann, sich der Umwohner der Inselbai zu bemächtigen. Viele Maori waren in vollem Ernste der Meinung, daß alle Engländer sie jetzt sicher bald verlassen würden, um sich in anderen Gegenden des Landes Reichthümer zu erwerben, und sie sahen klar ein, daß ihnen dadurch gleichzeitig die Möglichkeit entzogen wäre, selbst noch Etwas zu verdienen, weil natürlicher Weise keine Schiffe mehr in die Inselbai kommen würden, wenn die Europäer fort wären. Während sich die Eingeborenen mit solchen Befürchtungen für ihre eigene Zukunft trugen, hatte ein amerikanischer Seemann den Neu-Seeländern gesagt, wenn sie die Flaggenstange in Kororarika niederreißen könnten, würden sie viel von ihrem verlorenen Ansehen und Wohlstand wieder gewinnen; und diese Worte, denen die Maori gewiß eine andere Bedeutung beilegten, als der Amerikaner, drangen tief in die Herzen der abergläubischen Menschen, so daß das von den Eingeborenen im Geheimen genährte feindliche Gefühl gegen die Europäer der Niederlassung sich allmälig in glühenden Haß umwandelte.



Kriegstanz der Neu-Seeländer.

Da verursachte eine ganz zufällige Veranlassung den Ausbruch des heimlich glimmenden Brandes.

Ein Häuptling vom Ngapuhi-Stamme, Namens Heke, der sich früher zum Christenthume bekannt, nachher aber wieder den Glauben seiner Väter angenommen hatte, war eines Tages von einem Engländer beleidigt worden. Aufbrausend und jähzornig, wie die Eingeborenen eben sind, beschloß Heke sofort, das erlittene Unrecht an sämmtlichen Kolonisten zu rächen. Er sammelte seine Krieger und zog gegen Kororarika. Die Flaggenstange wurde umgehauen, das stolze Banner Englands von den wilden Maori in den Koth getreten, die Stadt Kororarika aber an allen vier Ecken angezündet und vollständig dem Erdboden gleich gemacht. Das geschah am 11. März 1845. Die Kirche war das einzige Gebäude, welches Heke's plündernde und mordende, sengende und brennende Horden verschonten. Wer sich von den unglücklichen Einwohnern nicht frühzeitig genug flüchten konnte und von den Wilden erreicht wurde, mußte sterben.

Nachdem die Kolonie an der Inselbai vernichtet war, rückte Heke an der Spitze von 6000 Mann gegen Auckland, um dieser Stadt ein gleiches Schicksal zu bereiten. Der Gouverneur erklärte Heke als Rebellen und setzte einen Preis von 100 Pfund Sterling auf seinen Kopf; dieser antwortete damit, daß er einen Preis von 1000 Pfund Sterling auf den Kopf des Gouverneurs setzte. Bestürzung und Rathlosigkeit bemächtigte sich aller Einwohner, welche von den Flüchtlingen von Kororarika die haarsträubendsten Einzelnheiten über die Art der Kriegführung der Maori zu hören bekamen. Die paar Compagnien Soldaten, über welche die Regierung verfügen konnte, waren bei Weitem nicht hinreichend, auch nur den Versuch eines Widerstandes zu machen, und wer demnach irgend konnte, ergriff die Flucht nach Neu-Süd-Wales. Die werthvollsten Habseligkeiten der Zurückbleibenden wurden in die Kirchen geschleppt, da man hoffte, daß Heke, wie er ja an der Inselbai gethan, auch hier die Kirchen verschonen würde.

Täglich rückte Heke mit seinen entmenschten Kriegern näher; die Angst und Verzweiflung in Auckland hatte den höchsten Grad erreicht; denn nirgends schien es mehr eine Rettung für die unglückliche Stadt zu geben, weil aus Neu-Süd-Wales noch keine Hülfstruppen zu erwarten waren; — da erschien plötzlich ein anderer Häuptling, Te-Whero-Whero, von Süden her, aus dem Gebiet des Waikato-Flusses, an der Spitze von 4000 gut bewaffneten Eingeborenen zum Schutze der bedrohten Engländer und ihrer Stadt. Te-Whero-Whero nahm Stellung um die Stadt herum und wählte seine Posten so gut, daß Heke den Angriff gar nicht wagte. Als später Truppen und namentlich auch Kanonen von Australien herübergekommen waren, rückten die Engländer gegen Heke vor; aber erst im Januar 1846 gelang es nach vielfachen Anstrengungen und nachdem eine bedeutende Truppenmacht aufgeboten worden war, diesen ersten Maori-Krieg zu Ende zu führen und die „Rebellen“ zur Unterwerfung zu zwingen.

Die Engländer wollten eigentlich nie recht zugeben, daß das Unternehmen Heke's gegen Auckland ein „Krieg“ gewesen sei, sie heißen es auch

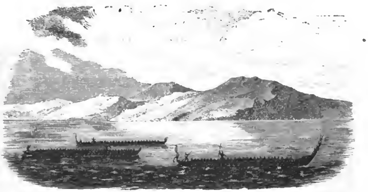
heute immer noch eine Rebellion, eben so wie sie die noch in dem gleichen Jahre 1846 bei Wellington und bei Wanganui zwischen den Eingeborenen und den Kolonisten zum blutigen Austrag gekommenen Händel auch nur Emeuten nennen. Für spätere Ereignisse haben sich die Engländer freilich auch dazu bequemt, die Bezeichnung „Krieg" zu gebrauchen.

Im Oktober 1845 war der Gouverneur, Kapitän (später Sir George) Grey (vergl. „Australien", S. 150 ff.), in Auckland eingetroffen, und seinen aufrichtigen Bemühungen ist nicht nur die Beendigung des Krieges mit Heke zu verdanken, sondern es gelang ihm auch, während der ganzen Dauer seiner Verwaltung, bis zum Jahre 1853, eine verhältnißmäßig ruhige Entwicklung der Dinge herbeizuführen. Die Kolonien auf der Nordinsel erweiterten ihre Gebiete mit jedem Jahre mehr, und auf der Südinsel entstanden ganz neue Niederlassungen, welche zum Theil recht gut gediehen, ohne daß die Engländer dort mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätten, wie auf der Nordinsel. Die wenigen Eingeborenen, welche auf der Südinsel wohnten, konnten nämlich kaum den zehnten Theil der ungeheuren Länderstrecken in Benutzung nehmen, welche ihnen die große und fruchtbare Insel darbot, und so stieß die Besitzergreifung des kulturfähigen Landes durch die Europäer nirgends auf irgend einen Widerstand bei den Ureinwohnern; im Gegentheil waren diese immer erfreut darüber, wenn Europäer sich in der Nachbarschaft eines Stammes ansiedelten, weil sich den Eingeborenen dadurch die Aussicht bot, durch Umtausch von Flachs oder dergleichen gegen nützliche Werkzeuge ihre eigene Lage zu verbessern.

Ganz anders gestalteten sich dagegen die Verhältnisse auf der Nordinsel. Die Selbstsucht der Engländer war die Ursache von vielem gegen die Eingeborenen begangenen Unrecht, und alle Geschicklichkeit des Gouverneurs vermochte es kaum, die unseligen Folgen des Betragens seiner Landsleute von denselben abzuwenden. Um so rühmender muß es hervorgehoben werden, daß Gouverneur Grey, der die Sprache der Maori nicht nur verstand, sondern selbst geläufig sprach, es nirgends daran fehlen ließ, die aufgeregten und mißtrauischen Eingeborenen wenigstens von den ehrlichen und guten Absichten der Regierung zu überzeugen, und um so erstaunlicher ist es gleichzeitig, daß ihm dies in den meisten Fällen über alles Erwarten gelang. Diese Thatsache ist besonders deshalb merkwürdig, weil es ja aller Welt bekannt ist, daß die Rolle, welche die Engländer in Neu-Seeland spielten, vom Anfange an von mindestens sehr zweideutiger Ehrlichkeit war. Mußte doch die englische Regierung in ihren dem Parlamente in London vorgelegten Aktenstücken ein Mal selbst zugeben, daß die Eingeborenen Neu-Seelands beim Landverkauf „manchmal übervortheilt" worden seien! Und brachten es doch die damals weiter mitgetheilten Einzelnheiten dahin, daß ein Parlamentsmitglied sich zu dem Ausruf veranlaßt sah: „Angesichts der durch das Blaubuch konstatirten Thatsachen hat Britannia vollauf Ursache, wegen der von ihren Söhnen in Neu-Seeland begangenen Barbarei ihr Haupt zu verhüllen und in Sack und Asche zu trauern!"

Leider änderte dieses Bedauern, so gerechtfertigt es an und für sich auch war, an der Sache selbst nicht das Geringste. Der Grund und Boden wurde den Wilden Anfangs von den Missionären um leichten Preis abgekauft, später von den Kolonisten und von der Regierung selbst meist in betrügerischem Tauschhandel abgeschwindelt, oder es wurden beträchtliche Strecken Landes ohne Weiteres in Besitz genommen. Solche Mißbräuche, die nicht nur von einzelnen Kolonisten, sondern gerade von der Regierung verübt wurden, reizten die Eingeborenen um so mehr, je deutlicher sie die Folgen eines solchen Verfahrens durchschauten, nämlich die Ueberflutung ihres Landes durch weiße Einwanderer.

Zwar vermochte der Gouverneur Grey durch seinen gewaltigen Einfluß auf alle Eingeborene des Landes und durch das unbegrenzte Vertrauen, welches er bei ihnen genoß, die Angelegenheiten immer noch so zu führen, daß der tiefe Riß, welcher sich zwischen beiden Rassen, den farbigen Eingeborenen und den weißen Eingewanderten, zu zeigen begann, nicht allzu deutlich sichtbar wurde. Nachdem aber Grey sein Amt niedergelegt hatte, vermochte nichts mehr den gewaltsamen Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit zurückzuhalten; es kam zum Kriege. Bei den verschiedenen Friedensschlüssen, welche später folgten, setzte die Regierung den früher begonnenen Landraub unter dem besser klingenden Titel „Konfiskation" fort und veranlaßte damit einen neuen Ausbruch des Kampfes, sodaß jetzt seit vollen zehn Jahren alle Furien des Rassenkrieges auf Neu-Seeland wüthen. Der schließliche Ausgang desselben kann nicht wohl zweifelhaft sein; in Neu-Seeland, wie anderwärts, unterliegt der Wilde der „europäischen Civilisation", die bald mit Armstrongkanonen, bald mit Chassepots oder anderen Hinterladern neuester Konstruktion ihren großen Beruf erfüllt, die Welt zu erobern.



Kriegsboote der Neu-Seeländer.



Waldpfade auf Neu-Seeland. (Gegend an der Heerstraße südlich von Drury.)

IV. Der Maori-Krieg.

1. Das Maori-Königthum und die Land-League.

Das Gesetz über den Landverkauf. — Andere Klagen der Maori. — König Te Whero-Whero Potatau. — William Thompson. — Die Anti-Land-Selling-League.

Nicht lange, nachdem Gouverneur Grey (im Jahre 1853) sein Amt niedergelegt hatte und sein Nachfolger Wynyard in Auckland eingetroffen war, regte sich unter den Eingeborenen die Unzufriedenheit von Neuem. Die englischen Kolonisten unterhielten wol noch den Verkehr mit den täglich trotziger werdenden Neu-Seeländern; aber das auf beiden Seiten wachsende Mißtrauen trat immer deutlicher zu Tage und der nur mühsam verhaltene Groll machte sich zunächst Luft in mancherlei schweren Anklagen, welche beide Theile über die beim Kauf und Verkauf der Ländereien vorgekommenen Unredlichkeiten gegen einander erhoben. Die Maori hatten nämlich im Laufe der Jahre von ihren Lehrmeistern im Handel recht gut gelernt, wie man es anfangen müsse, um den größten Vortheil aus einem Geschäft zu ziehen, und fädelten ihre Landspekulationen mit eben so großer Verschlagenheit ein, wie es vorher die Europäer gethan hatten. Wenn diese früher gewohnt waren, für die von den Maori erhandelten Landstrecken nur den dritten oder vierten Theil des wahren Werthes zu bezahlen, so machten sich jetzt wenige Neu-Seeländer ein Gewissen daraus, irgend ein Stück Land gleichzeitig an zwei oder drei Personen zu verkaufen und die Pakeha um ihr Geld zu betrügen.

Die Regierung fand es deshalb endlich für nöthig, energisch einzuschreiten. Sie erließ ein Gesetz, wonach in Zukunft das Recht, von den Eingeborenen Land zu erwerben, der Regierung allein zustehen sollte. Gleichzeitig wurde verfügt, daß alle früher von Privatleuten abgeschlossenen Käufe nur bis zur Höhe von 350 Ackern als rechtsgiltig angesehen werden sollten, und daß die Käufer alles Land über 350 Acker wieder heraus zu geben hätten. Es wurde dabei nämlich angenommen, daß der Werth, welchen die Eingeborenen für ihr Land erhalten hatten, so geringfügig gewesen sei, daß die Europäer, wenn sie 350 Acker behalten dürften, immer noch ein ganz gutes Geschäft gemacht hätten.

Statt nun aber die Ländereien, um welche nach dem Geständniß der Regierung selbst die Eingeborenen übervortheilt worden waren, diesen, den einzig rechtmäßigen Eigenthümern, zurückzugeben, wurde das den Europäern abgenommene Land für Staatseigenthum erklärt und zum Besten der Staatskasse öffentlich an den Meistbietenden versteigert.

Mit welchem Recht solches geschehen durfte, ist sehr schwer einzusehen; denn offenbar gehörte das von der Regierung den Kolonisten abgenommene Land entweder dem Käufer oder, wenn dieser sich beim Ankauf eine Unredlichkeit hatte zu Schulden kommen lassen, dem Verkäufer, am allerwenigsten jedoch der Regierung. Diese beging aber, während sie das, wie es schien, im Interesse der Maori erlassene Gesetz in Ausführung brachte, noch eine andere unverzeihliche Ungerechtigkeit.

Die Eingeborenen Neu-Seelands waren früher die freien und unumschränkten Besitzer ihres Grundes und Bodens. Sie konnten denselben behalten, wenn es ihnen gefiel, oder verkaufen an wen sie wollten. Das neue Gesetz aber stellte sie mit einem Mal unter die Vormundschaft der Regierung, und dazu kommt noch der weitere Umstand, daß die Eingeborenen früher wenigstens manchmal Käufer unter den Weißen gefunden hatten, die einen, dem wahren Werth des Landes gleichkommenden Preis bezahlten. Einen solchen bewilligte aber die Regierung niemals. Sie gab selten mehr als zwei oder drei, und nie mehr als sechs englische Pence (6 Pence ist gleich 5 Silbergr. oder 18 Kr.) für den Acker Land, welchen sie nachher zu 10 Shilling bis 3 Pfund Sterling (3 Thlr. 13 Silbergr. bis 20 Thlr. 17 Silbergr. oder 6 Fl. bis 36 Fl.) wieder verkaufte.

Die Maori hatten also jetzt nur noch die Wahl, ihr Land zu einem solchen Spottpreis herzugeben und die Regierung den daran gemachten Gewinn einstecken zu lassen, oder aber, ihr Land zu behalten und gar nicht zu verkaufen. Sie erkannten denn auch bald das Ungerechte in dem ganzen Vorgehen der Regierung und behaupteten — gewiß mit vollem Rechte — daß jenes Gesetz eine Verletzung des Vertrags von Waitangi enthalte, indem es ihnen, die ja ausdrücklich als englische Unterthanen erklärt worden seien, eine Beschränkung auferlege, welche die Engländer nicht treffe; denn diese könnten ihr Land verkaufen, an wen sie wollten.

Der Punkt wegen des Landverkaufs war übrigens nicht der einzige Grund zur Unzufriedenheit unter den Eingeborenen. Dieselben beschwerten

sich vielmehr noch über Mancherlei. Zunächst behaupteten sie, daß sie mit ungerechten Abgaben belastet würden, denn für die schwere wollene Decke, die jeder Maori zu seiner Kleidung nothwendig habe, müsse er mehr Zoll bezahlen, als die reiche Europäerin in der Stadt für ihre seidenen Kleider und kostbaren Spitzen. Diese Behauptung war sicherlich wohlbegründet; der Zoll in Auckland wurde nämlich nach dem Gewicht der Waare und nicht nach ihrem Werth erhoben. Sodann beklagten sich die Maori darüber, daß der Verkauf von Schießwaffen und Schießbedarf an die Eingeborenen strengen Gesetzen unterworfen sei, während derjenige des Branntweins, dessen Genuß nur schädlich wirken könne, ungehindert frei gegeben werde. Ferner beschuldigten die Neu-Seeländer die Regierung, daß diese ihnen nicht den Rechtsschutz gewähre, welchen sie ihnen als britischen Unterthanen versprochen habe, und den sie — die Eingeborenen — zu beanspruchen berechtigt wären. Auch diese Beschuldigung war nicht ungegründet; die Regierung war außer Stande, und bekannte dies auch offen, die einfachste richterliche Entscheidung in den von den Eingeborenen bewohnten Distrikten zur Vollstreckung bringen zu lassen. Hielt es doch öfter äußerst schwer, einem Beklagten in den genannten Gegenden eine gerichtliche Vorladung zuzustellen! Wie sollte da die Ausführung eines Urtheils möglich werden! Die unausbleibliche Folge dieser Rechtsunsicherheit war, daß die Streitigkeiten der Eingeborenen, die sie vor dem englischen Gerichte ja doch nicht durchfechten konnten, fast durchgängig zu Blutvergießen und Mordthaten führten, und daß die Maori sich zuletzt nicht scheuten, die schwere Anschuldigung gegen die Regierung zu schleudern, sie begünstige diese blutigen Fehden der Eingeborenen, weil dadurch das Aussterben der Rasse beschleunigt würde. Alles, was die Regierung in dieser Beziehung thue, beschränke sich darauf, daß sie genaue statistische Protokolle führe, aus denen berechnet werde, um wie viel sich die Zahl der Maori jährlich vermindere. Und endlich wurde den Maori mit einem Mal klar, daß die Weißen in ihren zahlreich abgehaltenen Versammlungen über das Land und über ihr — der Eingeborenen — Schicksal entschieden, ohne sie dabei nur gehört zu haben. Sie wendeten sich deshalb an den Gouverneur mit der Bitte um Ertheilung von Wahlrechten, erhielten jedoch folgenden Bescheid: „Da die Eingeborenen in Stämmen und Genossenschaften leben und von der Krone von England nicht mit ihren Ländereien belehnt worden sind, so sind sie auch nicht stimmberechtigt.“ Die Maori legten sich dies so aus, daß man sie für Fremde in ihrem eigenen Lande erklären wolle, und sie hatten damit wohl das Richtige getroffen.

Die hauptsächlichsten der erwähnten Uebelstände, die Verweigerung des Wahlrechtes, der mangelhafte Rechtsschutz und die Beschränkung des Landverkaufs riefen seit dem Jahre 1854 eine nachhaltige Bewegung unter den Maori hervor und führten sie zu Schritten, welche für die fernere Entwicklung des Landes von der allergrößten Bedeutung werden sollten.

Zunächst gingen die Maori von der Ansicht aus, daß, wenn sie ein gemeinschaftliches Oberhaupt besäßen, welches mit ihren Sitten und

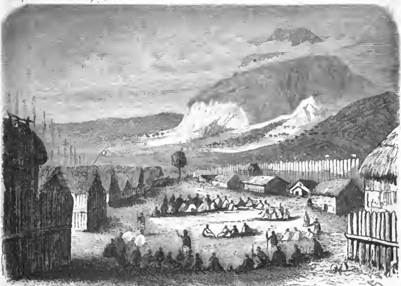
Gebräuchen, Gesetzen und Rechtsgewohnheiten, sowie mit ihrer Sprache, genau bekannt wäre, eine kräftigere Gerichtsverwaltung zu hoffen sei, als bis dahin bestanden hatte. Sie beschlossen daher, aus ihrer Mitte einen König zu wählen, welcher — unter der englischen Regierung stehend — ganz allein mit der Verwaltung ihrer Angelegenheiten beauftragt werden sollte, und beriefen sich dabei auf die ähnlichen Verhältnisse in Indien, wo gleichfalls die Eingeborenen unter Königen ständen, welche unter englischer Oberhoheit die Eingeborenen regierten.

Sicherlich war dies ein Schritt in der rechten Richtung. Die Regierung in Auckland, wie in England, sah dies jedoch nicht ein, oder wollte es nicht einsehen, obwol einzelne Männer, wie der Oberrichter der Kolonie, Dr. Martin, eifrig bemüht waren, darzuthun, daß die Regierung dieses Bestreben der Eingeborenen unterstützen müsse; ja, daß es gar kein besseres Mittel gäbe, die Eingeborenen in die Gewalt der Regierung zu bringen, als wenn ein mit der gehörigen Autorität ausgerüstetes Oberhaupt der Maori, welches ein gutes Einkommen von der Regierung zu beziehen und in der Hauptstadt der Kolonie seinen Wohnsitz zu nehmen hätte, für das Interesse der Regierung gewonnen würde.

Leider fanden diese vernünftigen Vorstellungen weder in Auckland noch in London Gehör. Die Bewegung für die Ernennung eines Maori-Königs wurde vielmehr als eine Rebellion der Eingeborenen betrachtet, die man auf jede Weise verhindern sollte. Die Eingeborenen ließen sich jedoch nicht irre machen, auch fanden sie bei den Missionären kräftige Unterstützung; ja, der hochkirchliche Bischof Selwyn und der Archidiakonus Hadfield ergriffen ganz offen für sie Partei, und gegen Ende des Jahres 1857 setzten die Maori in der That die Königswahl durch. Sie bewiesen durch dieselbe aufs Unzweideutigste, daß es ihnen mit der Erhaltung freundschaftlicher Beziehungen zu den Engländern voller Ernst war; denn der erwählte König war kein anderer als der Erretter der Stadt Auckland im Jahre 1846 (vergl. S. 52), der Häuptling Te-Whero-Whero, welcher mit seiner neuen Würde den Namen Potatau (d. h. Schrei in der Nacht) annahm und sich den Titel: „Te kingi ote marietanga tu arua", „der Friedenskönig der Zweite", beilegte. Man wollte mit diesem Titel an den Friedenskönig Melchisedek erinnern, und als vor der Wohnung des Königs zu Ngaruawahia unter entsprechenden Feierlichkeiten die neue, weiß- und rothe Nationalflagge mit drei Sternen und der Inschrift „Nuitireni" („Neu-Seeland") aufgehißt wurde, da deutete man darauf hin, daß diese drei Sterne als die Symbole der Grundlagen des neuen Königthums anzusehen wären, das auf „Whakapono, arohe, ture", auf den Glauben, die Liebe und das Gesetz, gegründet werden sollte. Das Recht und der Friede sollten fortan auf Neu-Seeland herrschen, und alle Stämme der Maori sollten in Zukunft vereint danach streben, unter einander und mit den Europäern in Freundschaft und Frieden zu leben.

Te Whero-Whero hatte sich lange Zeit nicht entschließen können, die Wahl anzunehmen; denn, wenn er auch in seinen jungen Tagen ein

gewaltiger Kriegsheld und gewandter Redner gewesen war, so hatte ihn doch später die Last der Jahre gebeugt; er war erblindet und gebrechlich geworden und hätte lieber gehabt, wenn die Königswürde einem jüngeren, thatkräftigen Manne übertragen worden wäre. Erst nach langem Zögern ließ sich der Greis bewegen, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen, und besonders leitete ihn dabei die von dem Ngatihaua-Häuptling Wiremu Tamihana geltend gemachte Ansicht, daß kein Anderer in demselben Maße, wie Te-Whero-Whero, im Stande sein würde, die Verdächtigungen zu zerstreuen, welche durch die Königswahl bei den Engländern gegen die Maori aufkommen möchten.



Ngaruawahia im Jahre 1861 und der Taupiri-Berg.

Wiremu Tamihana, bekannter unter dem englischen Namen William Thompson, spielte in der Geschichte Neu-Seelands eine hervorragende Rolle; zu der ganzen, der Königswahl vorausgegangenen Bewegung hatte er die Fäden in der Hand, so daß er sogar von den europäischen Kolonisten den Beinamen „the kingmaker“, „der Königsmacher“, erhielt. Thompson wurde der Minister Potatau's, und gewandt und unterrichtet, wie er war, wußte er sich nicht nur bei seinen Landsleuten einen großen Einfluß zu sichern, sondern sich auch bei den Engländern in Ansehen zu setzen und zu erhalten. Er blieb selbst während des später zum Ausbruch gekommenen Krieges mit dem Gouverneur in Korrespondenz und bei den zu verschiedenen Malen versuchten Friedensverhandlungen verkehrte man zuerst mit ihm.

Die Königspartei gewann unter den Maori rasch an Boden und zählte bald nicht nur die volkreichen Stämme am Waikato, sondern auch andere,

weiter im Innern des Landes wohnende Völkerschaften zu ihren Anhängern. Der Ort für die Wohnung des Königs, Ngaruawahia, dessen bereits Erwähnung geschehen, war mit großem Geschick am Zusammenfluß der Waipa und des Waikato ausgewählt worden, an der einzigen natürlichen Straße, die ins Innere der Nordinsel führt, sodaß man mit gutem Grund hoffen durfte, es werde aus dieser Residenz des Königs allmälig eine wirkliche Maori-Hauptstadt erblühen. Vorerst bestand Ngaruawahia freilich nur aus wenigen Häusern, die dem König und seinen Ministern zur Wohnung dienten. Aber hier war der Ort, an welchem die großen Runanga, die Volksversammlungen, abgehalten wurden, in denen alle wehrhaften Männer in allgemeiner Abstimmung die neuen Gesetze für das neue Reich beschlossen. Von hier aus schlichtete der Rath des Königs die unter den Eingeborenen ausgebrochenen Streitigkeiten und erhob den Tribut von den Maori, wie von den auf Maori-Land lebenden Europäern. Von hier aus wurden die Kinder der Maori, namentlich alle junge Mädchen, welche bei Europäern Dienste genommen hatten, aufgefordert, zu ihren Verwandten zurückzukehren, um sie von den Pakeha zu entfernen, und Viele von ihnen lenkten in der That ihre Schritte der alten Heimat zu. In Ngaruawahia endlich sammelten sich die Männer, denen es darum galt, die Mana, die Unabhängigkeit ihres Volkes, den fremden Eindringlingen gegenüber zu wahren. In dem benachbarten Kawia-Hafen aber wurde gar die Maori-Königsflagge aufgezogen und ein Zoll eingeführt für alle europäischen Schiffe, welche da einliefen.

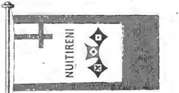
Alle diese Dinge ließen die Kolonisten ruhig geschehen. Die Zeitungen gefielen sich darin, jetzt — nachdem nichts mehr an der Sache zu ändern war — die ganze Königswahl für eine Art Kinderspiel, für einen „Fastnachtsscherz" zu erklären; die Regierung selbst aber ignorirte jene Wahl vollständig, und verhielt sich so passiv gegen Alles, was im Innern des Landes vorging, daß selbst englische Missionäre, wenn sie Klagen gegen Eingeborene hatten, es bald vorzogen, beim Maori-König Recht zu suchen, statt vor das englische Gericht in Auckland zu gehen. Das Schreiben endlich, welches Potatau alsbald nach seiner Wahl an den Gouverneur in Auckland gerichtet hatte und worin er demselben anzeigte, daß er sich zur Annahme der Königswürde einzig und allein darum entschlossen habe, weil er hoffe, daß der Zuwachs an Macht und Einfluß auf seine Landsleute ihn befähigen würde, die Eintracht unter beiden Rassen wieder herzustellen, sowie dauernd zu befestigen, und daß er niemals aufhören werde, Ihrer Majestät getreuester Diener zu sein; dieses in den loyalsten Ausdrücken abgefaßte Schreiben ist von der Regierung nie einer Antwort gewürdigt worden.

Wahrscheinlich würden die Engländer auch später von dem Akte der Königswahl, der vorher so entschieden als Rebellion gebrandmarkt worden und den zu hintertreiben man vergebens bemüht gewesen war, keine Notiz genommen haben, wenn die Eingeborenen nicht zum Schutze ihrer Interessen noch eine andere Maßregel ergriffen hätten, die der Natur der Sache nach

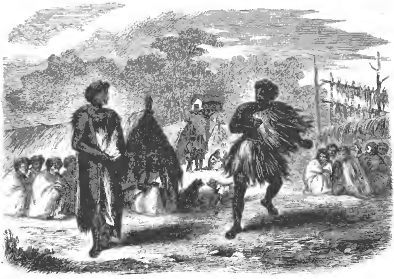
tief in alle Verhältnisse Neu-Seelands einschnitt. In der Zeit vor dem Vertrag von Waitangi hatten die Häuptlinge manchmal Länderstrecken, so groß wie eine englische Grafschaft, gegen ein paar Pfund Tabak oder einige Werkzeuge vertauscht. Später jedoch lernten sie den Werth des Bodens besser kennen. Wenn man ihnen einige Jahre nach dem Abschluß jenes Vertrags sagte: „Ihr habt das Land nicht von Gott erhalten, damit Ihr es brach liegen lassen sollt, sondern in der Bibel steht: Du sollst das Land bebauen, auf daß es hundertfältige Früchte trage", so antworteten sie schon: „Ja; aber es steht nirgends in der Bibel geschrieben, daß wir es Euch für einen Schilling den Acker verkaufen müssen." Und thatsächlich verkauften sie das Land gar nicht mehr, sondern gründeten sogar Ende 1856 oder Anfangs 1857 einen Bund, die sogenannte Anti-Land-Selling-League, dessen Hauptzweck war, der Regierung unter keiner Bedingung ferner Land zu verkaufen und solche Verkäufe auch bei Andern, welche noch nicht Mitglieder des Bundes waren, nach Möglichkeit zu verhindern.

Dies schien den Neu-Seeländern das sicherste und zu gleicher Zeit das einzige Mittel zu sein, sich gegen die immer riesiger anwachsende Macht der Europäer, mit welcher der Verfall des eigenen Volkes Hand in Hand ging, zu wehren, und der Bund breitete sich mit wunderbarer Schnelligkeit über einen großen Theil der nördlichen Insel aus. Bei der Aehnlichkeit des Zieles mit demjenigen, welches der Königsbewegung zu Grunde lag, konnte es nicht Wunder nehmen, daß er namentlich bei den Stämmen am Waikato und den ihnen eng befreundeten Taranaki-Völkerschaften zahlreichen Anhang fand.

Es dauerte auch nicht lange, so gewahrte die Regierung zu ihrem nicht geringen Schrecken, daß ihre beste Einnahmequelle, der Landhandel, versiegte und daß es ferner nicht möglich sei, den täglich ankommenden Einwanderern Land anzuweisen, so daß in der That der weiteren Ausbreitung der Europäer, wie der Einwanderung aus Europa, mit einem Schlage ein Ende bereitet war. Die noch ankommenden Fremden eilten so bald als möglich nach Australien oder nach Californien, und die äußerste Muthlosigkeit bemächtigte sich derjenigen Kolonisten, welche, an die Scholle gebunden, jetzt das Land nicht verlassen konnten, in welchem sie in kurzer Zeit mit dem wachsenden Handel und Verkehr zu Wohlstand hatten gelangen wollen, und das ihnen jetzt nur Aussicht auf die dürftige und mühevolle Existenz eines Landbauers darbot.



Flagge des Maori-Königs.



Maori, um den Landbesitz streitend.

2. Der Krieg vom Jahre 1860.

Der Landkauf in Taranaki. — Die Eigenthumsverhältnisse bei den Maori. — Gewaltmaßregeln der Regierung. — Gould's Feldzug. — Eroberung des streitigen Landes durch die Engländer. — Runanga am Waikato.

Die Regierung in Auckland, unbekümmert um die Land-League, von deren Existenz sie wohl unterrichtet war, bemühte sich indessen nach wie vor, von irgend einem Häuptling Land zu kaufen.

Lange Zeit war alle ihre Mühe vergeblich, ein Mitglied des Bundes von seinen gegen denselben eingegangenen Verpflichtungen abwendig zu machen. Endlich, im März 1857, gelang es, den Taranaki-Häuptling Te-Taira (John Taylor) zu bewegen, ein in der Provinz Taranaki zwischen den Flüssen Waitara und Waiongona gelegenes, 30,000 Acker großes Stück Land der Regierung für 150 Pfund Sterling zu verkaufen.

Gleich nach dem Bekanntwerden dieses Verkaufs erschien aber der Häuptling Te-Whiti (mit seinem christlichen Namen Wiremu Kingi [William King] genannt), einer der Stifter der Land-League, und legte Verwahrung ein, weil Te-Taira kein Recht gehabt habe, ohne seine Einwilligung Land zu verkaufen, und weil er selbst bessere Eigenthumsansprüche an das fragliche Land zu machen habe, als Te-Taira, der nur ein Neuntel von demselben besäße, während er, Kingi, seine rechtmäßigen Ansprüche auf die übrigen acht Neuntel nachweisen könne.

Eine solche Einsprache konnte bei der eigenthümlichen Art des Landbesitzes auf Neu-Seeland recht gut erhoben werden. Unter der Herrschaft der Maori gab es nämlich weder Staats- noch Privatland auf Neu-Seeland,

sondern alle Ländereien gehörten den Stämmen, die sie bewohnten, und so weit sie dieselben gegen die Nachbarstämme zu vertheidigen im Stande waren. Innerhalb eines Stammes aber war — und ist noch — der Boden Gemeingut aller Stammesgenossen; Jeder konnte — und kann — Gebrauch davon machen, wie er will, und nur, so lange die Mitglieder einer Familie oder die Bewohner eines Dorfes gewisse Stücke bebauen und bepflanzen, haben sie eine Art besonderen Eigenthumsrechtes auf dieselben. Unter allen Umständen war der Besitz eines Einzelnen nur durch seine Zusammengehörigkeit mit dem Stamme gesichert.

Diese Verhältnisse hatten bereits vor der Einwanderung der Europäer zu endlosen Streitigkeiten und blutigen Kämpfen geführt, bei welchen ganze Stämme zersprengt, zu Sklaven gemacht oder vernichtet wurden, und seitdem durch den zweiten Artikel des Vertrags von Waitangi der Landbesitz einen Geldwerth erhalten hatte, entbrannten diese Streitigkeiten nur noch viel heftiger. Die merkwürdigsten Eigenthumsansprüche wurden erhoben. Bei einem einzigen Landkauf, der noch obendrein vor vielen Jahren, d. h. zu einer Zeit abgeschlossen wurde, in welcher die Maori noch nicht mit allen Kniffen so vertraut waren, wie später, kamen nicht weniger als fünfzig verschiedene Eingeborene, um solche Ansprüche zu erheben. Der Eine sagte, seine Vorfahren hätten die ersten Eigenthümer des Landes getödtet, und ein Anderer erklärte, daß seine Vorväter diese zweiten Besitzer weggetrieben hätten. Ein Dritter aber behauptete, daß sein Urahn der erste Besitzer von Allem gewesen und nie vertrieben worden sei. Sein Urahn sei eine ungeheure Eidechse gewesen, die viele Jahrhunderte lang in einer Höhle gelebt hätte, und sicherlich müsse sich die Höhle noch auf dem fraglichen Stück Land finden und die Richtigkeit seiner Behauptungen beweisen. Wieder ein Anderer gab an, seine Vorfahren hätten Ratten auf diesem Lande gefangen, folglich gehöre es ihm, obwol er selbst keine Ratten mehr da gefangen habe, weil keine mehr da seien, außer Pakeha-Ratten, die nicht zum eßbaren Wild zählen. Dann behauptete Einer, das Land gehöre ihm, weil sein Großvater auf demselben erschlagen worden sei, und auch der Sohn desjenigen, welcher jenen Mann erschlagen hatte, erschien und machte aus diesem Grunde sein Recht geltend. Noch Andere hatten einen Kriegstanz auf dem betreffenden Stück Land aufgeführt, oder ihre Vorfahren hatten vor Jahrhunderten Verwandte daselbst bestattet, oder es hatte Einer an der Küste gefischt, oder eine Nacht auf dem Boden geschlafen rc. Da aber alle die angeführten Umstände zum mindesten einen Anspruch auf ein Utu (Entschädigung) begründen, so bedurfte es in dem angegebenen Falle dreimonatlicher Verhandlungen und „einer großen Partie Siebensachen", bis die Eingeborenen das Geschäft als tika (korrekt) anzusehen schienen.

Solche Verhältnisse konnten sich begreiflicher Weise mit dem Steigen des Bodenwerthes nur verschlimmern, und es war endlich so weit gekommen, daß selbst solche Stämme, die vielleicht früher einmal vorübergehend in Besitz irgend eines Stückes Land waren, ihren früheren Besitz geltend machten, um ein

Utu zu erlangen. Unter allen Umständen aber bildeten die bei jedem Landverkauf erhobenen „Land-claims“ („Landklagen“) das schwierigste Kapitel für die Regierung, welche zuweilen unter Hunderten, die Ansprüche erhoben, den rechtmäßigen Herrn sowie dessen Besitztitel ermitteln sollte.

Der vorliegende Fall war zudem ein ziemlich verwickelter. Die heutige Provinz Taranaki, d. h. die Küstengegend um den Mount Egmont herum, war nämlich früher, vor etwa 40 Jahren, von drei Stämmen bewohnt gewesen, den Ngatiawa an beiden Ufern der Waitara, den Taranaki am Mount Egmont und den Ngatirnanui südlich von den letzteren. Im Jahre 1834, während ein Theil der Ngatiawa einen Zug nach der südlichen Insel unternommen hatte, wurde der zu Hause gebliebene Rest des Stammes von einem der jenseits der Berge wohnenden Waikato-Völker überfallen und nach einem verzweifelten Kampfe eine große Anzahl der Küstenbewohner bis zum Kap Egmont hin in die Sklaverei geführt, soweit sie sich nicht durch eilige Flucht nach Otaki oder nach der Südinsel retten, oder in den Schluchten des Gebirges ein Versteck finden konnten.. Da aber die Flüchtlinge sich nicht in die Heimat zurückwagten, vielmehr viele Angehörige des Taranaki- und des Ngatiruanui-Stammes aus Furcht vor den kriegerischen Waikato gleichfalls die Flucht ergriffen, so war die ganze Gegend um den Mount Egmont Jahre lang nur sehr dünn bevölkert. Dieser Umstand war von wesentlicher Bedeutung, als Kapitän Wakefield fünf Jahre später einen seiner riesenhaften Landankäufe an dieser Küste realisiren wollte. Wakefield kaufte damals die ganze Gegend, 12 geogr. Meilen in der Länge und 3—4 Meilen in der Breite, auf. Da jedoch, wie bemerkt, viele Eigenthümer dieses Gebietes in dem Distrikt von Waikanai, Otaki und Wellington, oder gar auf der anderen Seite der Meerenge, am Königin-Charlotte-Sund, wohnten, so war die Einholung ihrer Zustimmung erst nach großem Zeitverlust zu erlangen. Endlich aber wurde wirklich ein Vertrag von dem Taranaki-Stamme, ein zweiter von den Flüchtlingen im Süden, und endlich ein dritter von den auf dem verkauften Lande selbst noch wohnenden Eingeborenen unterschrieben, und einer der ersten Unterzeichner der damals am Königin-Charlotte-Sund wohnenden Eigenthümer war der bereits erwähnte Wiremu Kingi. Derselbe hatte sich damals sogar viel Mühe gegeben, auch die anderen Häuptlinge zur Unterschrift zu bewegen.

Im Jahre 1841 erhielten, wesentlich veranlaßt durch die Weiterverbreitung des Christenthums im Innern der Insel, viele von den im Jahre 1834 geraubten Maori-Sklaven wiederum ihre Freiheit und kehrten mit Jubel in ihr altes Vaterland zurück. Achthundert Mann kamen im September jenes Jahres auf ein Mal an und bald folgten ihrer noch viel mehr. Alle diese in ihre Heimat zurückkehrenden Maori waren nicht wenig erstaunt, ihre Ländereien unter die Fremden vertheilt zu finden, und bestritten energisch, daß sie ihre Zustimmung zu diesem Landkauf jemals gegeben hätten oder geben wollten. Auch hatten sie von dem Kaufpreis natürlicher Weise nicht das Geringste erhalten. Zu derselben Zeit erhob aber auch

Te-Whero-Whero einen Anspruch auf dieselben Ländereien, als von ihm früher erobertes Gebiet, und es gelang ihm in der That, eine Entschädigung von 3000 Pfund Sterling in baarem Gelde und in Waaren zu erhalten.

Zwei Jahre später, 1843, wurde ein Kommissar abgeschickt, um die Angelegenheit von Wakefield's Landkauf in Taranaki nochmals zu untersuchen. Dieser Mann entschied sich dahin, nur die Verträge der auf dem Lande selbst wohnhaft Gewesenen als giltig anzuerkennen, da er die Rechtmäßigkeit von Ansprüchen nicht einsehe, welche von Leuten erhoben würden, die seit Jahren die Gegend verlassen und sich an anderen Orten angesiedelt hätten. Uebrigens erklärte der Kommissar, daß 60,000 Acker Land richtig verkauft seien.



Auswandernde Maori.

Dem Gouverneur Fitzroy schien dies zu viel; er verweigerte die Bestätigung des Urtheils und reduzirte das als verkauft anzusehende Areal auf 35,000 Acker. Dies geschah im Jahre 1845. Ungefähr zwei Jahre später versuchte Gouverneur Grey die Wirkungen der von Fitzroy getroffenen Entscheidung zu ändern, welche die früher ausgewanderten Maori von Neuem veranlaßt hatte, ihre Ansprüche auch an jene 35,000 Acker zu erheben. Während darüber die Unterhandlungen noch im Gange waren, verließen im folgenden Jahre (1848) viele der früher von Taranaki ausgewanderten Maori die Gegend von Waikanai, um nach der Gegend von New-Plymouth zurückzukehren. Kingi, Te-Taira und andere Häuptlinge sowie viele Maorifamilien, zusammen 262 Männer, Weiber und Kinder, siedelten sich damals wieder an der Waitara an.

Das von Te-Taira im März 1857 der Regierung zum Verkauf angebotene Land machte einen Theil dieser, neun Jahre zuvor angelegten Ansiedelung aus, und Kingi, sowie sein Stamm, befanden sich wirklich im

Besitz des in Rede stehenden Landes. Sie hatten mehrere Dörfer (Kainga) und sogar eine Festung (Pa), d. h. ein Erdwerk mit Wall und Graben, darauf errichtet, und Kingi hatte erklärt: „Ich will den Verkauf von Waitara an die Europäer nicht erlauben. Waitara ist in meiner Hand und ich will es nicht aufgeben; ich will nicht; ich will nicht!"

Der Regierung war aber natürlich viel daran gelegen, einen so vortheilhaften Erwerb nicht aufgeben zu müssen; sie ignorirte deshalb Kingi's Ansprüche und behauptete, daß Te-Taira alleiniger Eigenthümer sei. Eine Kommission, die drei Jahre später (im Jahre 1860) durch das neuseeländische Parlament zur Untersuchung der Sache ernannt wurde, hat freilich nachgewiesen, daß die Regierung bereits damals, als die ersten Verhandlungen mit Te-Taira geführt wurden, genaue Kenntniß von Kingi's Ansprüchen gehabt hatte, und daß diesem sogar ein Geschenk angeboten worden war, wenn er den Verkauf gutheißen wolle. Kingi hatte jedoch nicht nur ein solches Ansinnen abgelehnt, sondern sich sogar erboten, die 150 Pfund Sterling, welche die Regierung irrthümlich an Te-Taira bezahlt hatte, ihr aus seinen eigenen Mitteln wieder zu ersetzen; nur solle man ihn im Besitz seines Eigenthums lassen.

Fast zwei Jahre lang wurden die Verhandlungen wegen dieses Landverkaufs fortgesetzt. Wäre es der Regierung Ernst gewesen, die Landfrage in gerechter Weise zu ordnen, so hätte sie dies ziemlich leicht selbst im Jahre 1859 noch thun können. Freilich wäre dabei nothwendig gewesen, daß sie sich der Sache der Eingeborenen mit Liebe angenommen und vor allen Dingen den Landkommunismus der einzelnen Stämme beseitigt hätte, dadurch, daß sie den einzelnen Familien für ein in freigebigster Weise festgesetztes, aber bestimmt abgegrenztes Areal den „Krontitel" verliehen hätte, gerade ebenso, wie dies den Kolonisten gegenüber jederzeit geschah. Dies hätte möglicher Weise noch das Mißtrauen verscheucht, und der Regierung wäre von den 80 Mill. Acker kulturfähigen Landes auf Neu-Seeland auch nachher noch genug für Hunderttausende von Einwanderern übrig geblieben.

Statt aber den Streit auf irgend eine gütliche Weise beizulegen oder auch nur einen Versuch in dieser Richtung zu machen, faßte die Regierung vielmehr den unglücklichen Entschluß, energisch durchzugreifen, und schickte Landvermesser aus, um von dem streitigen Lande Besitz zu nehmen.

Die Regierung handelte mit einer erstaunlichen Sorglosigkeit; denn, wenn sie Gewalt brauchen wollte, so mußte sie auf Widerstand gefaßt und dafür gerüstet sein. Nun beliefen sich aber die der Regierung zur Verfügung stehenden, unter den Waffen befindlichen Truppen kaum auf fünfhundert Mann, eine viel zu geringe Zahl, um nur den Gedanken an ein entschiedenes Auftreten aufkommen zu lassen.

Die Landvermesser langten auf dem streitigen Gebiete an und begannen ihre Arbeit. Niemand störte sie dabei, aber Kingi ließ, während die Geometer nicht arbeiteten, die von ihnen in die Erde getriebenen Pfähle wieder herausziehen. Dieses Geschäft wurde am 25. Januar 1860 besorgt, ohne daß es dabei zu einer Gewaltthätigkeit gegen irgend Jemand gekommen wäre.

Die Regierung jedoch verkündigte auf diese kleinlichen Vorgänge hin im Februar 1860, daß die Provinz Taranaki unter dem Kriegsgesetz stehe. Die Proklamation des Kriegszustandes verbreitete Schrecken und Verwirrung über das ganze Land; denn die Kolonisten sahen sehr wohl die große Gefahr für sich, wie für die ganze Niederlassung, welche die Regierung so muthwillig heraufbeschworen. Die Ansiedler flüchteten nach New-Plymouth oder nach Auckland, die Eingeborenen sammelten Tonnen von Schießpulver und kauften Schießwaffen, wo sie nur konnten, und bald entbrannte an der Waitara der Kampf.

Unter dem Kommando des Obersten Gould zogen die Soldaten gegen Ende Februar 1860, durch einen Trupp Freiwilliger verstärkt, von New-Plymouth nach dem Waitarafluß ab, und errichteten auf dem streitigen Boden ein befestigtes Lager. Wiremu Kingi suchte in einem Briefe an den Befehlshaber der Truppen um eine Unterredung mit dem inzwischen in New-Plymouth angekommenen Gouverneur nach. Gould ließ ihm jedoch eröffnen, daß sein Gesuch so lange unannehmbar sei, als die Eingeborenen unter den Waffen ständen. Kingi deutete sich dies so, daß es den Engländern ernstlich darum zu thun sei, Gewalt zu ergreifen, und bezog demnach mit seinen 800 bewaffneten Kriegern ein zu diesem Zweck errichtetes befestigtes Lager, in welchem er den Angriff der Engländer abwarten wollte.

Te-Taira, welcher, wie leicht begreiflich, auf Seiten der Engländer stand, eröffnete die Feindseligkeiten. Er zerstörte ein Dorf, das einem bis dahin ganz neutral gebliebenen Häuptling gehörte, der nun alsbald zu den Empörern übertrat. Um Kingi aus seiner Verschanzung herauszulocken, zerstörten und verbrannten darauf die Engländer die Dörfer in der Umgegend, trieben das Vieh, so weit sie dessen habhaft werden konnten, fort und vernichteten das Getreide auf den Feldern. Sie machten dabei keinen Unterschied, ob die Eigenthümer zu den Insurgenten gehörten oder nicht, und veranlaßten dadurch wiederum nur, daß die Zahl derer, welche gegen die Regierung zu den Waffen griffen, sich rasch vermehrte. Und als Kingi sich immer noch nicht bewegen ließ, aus seiner festen Stellung herauszugehen, wurde beschlossen, ihn mit Gewalt daraus zu vertreiben. Am 17. März 1860 wurde der erste Sturm auf das von den Maori vertheidigte Erdwerk unternommen; er wurde abgeschlagen. Zum ersten Male hatten die von den Engländern so verächtlich als „Wilde" bezeichneten Eingeborenen dem Bajonnet europäischer Truppen Stand gehalten und diese genöthigt, in ihre frühere Stellung zurückzukehren. Freilich war am andern Morgen ein zweiter Sturm auf den Pa unnöthig geworden, denn die Feinde hatten ihn über Nacht geräumt, alles Gepäck mit sich genommen und waren unbelästigt in die Wälder entkommen.

Die Engländer befanden sich jetzt thatsächlich im Besitz des von Te-Taira erkauften Landes, ohne daß indessen damit der Krieg sein Ende gefunden hätte. Jetzt erst strömten die Eingeborenen von allen Seiten herzu, um Kingi bei der Wiedereroberung seines Eigenthums behülflich zu sein. Das Nächste, was Kingi unternahm, war, nach dem von den Engländern

gegebenen Beispiel zu verfahren und, wie diese Maoridörfer geplündert und zerstört hatten, jetzt in ähnlicher Weise die Besitzungen der weißen Ansiedler zu überfallen. Bei diesen Raubzügen ging es grausam her; was den Maori von Europäern in die Hände fiel, Männer, Weiber und Kinder, Alles fand den Tod, die Häuser und Scheunen wurden niedergebrannt, das Vieh mitgenommen und Schrecken und Verwüstung über das ganze Land verbreitet.

Zum Schutz der geängstigten Farmer und ihrer wehrlosen Familien im Busch wurde demnach in New-Plymouth die Absendung eines zweiten Expeditionscorps, aus Freiwilligen, Miliz und Infanterie bestehend, beschlossen und, 270 Mann stark, unter dem Befehl des Obersten Murray abgeschickt. Am 28. März traf diese Expedition auf ein verschanztes, von 500—600 Eingeborenen vertheidigtes Lager. Der Kampf entbrannte und hätte sicherlich einen unglücklichen Ausgang für die Engländer genommen, wenn nicht noch am späten Abend der Kapitän Cracroft von dem englischen Kriegsschiff „Niger", das gerade eingetroffen war, mit „sechzig Blaujacken" zu Hülfe gekommen wäre, die „tollkühn wie immer" den Pa stürmten und den englischen Waffen den Sieg verschafften. Weit mehr als hundert Leichen bedeckten das Schlachtfeld; aber die Eingeborenen gewannen die Wälder, wohin ihnen zu folgen die Engländer nicht wagen durften.

Die Aussicht zur Unterdrückung der Empörung schien besser zu werden, nachdem im Laufe des Monats April einige Kriegsschiffe mit Armstrongkanonen, Bombenmörsern und andern schönen Dingen, sowie mit Truppen aus Australien angelangt waren. Die auf Neu-Seeland befindliche Streitmacht bestand jetzt aus 2500 gedienten und wohlausgerüsteten Soldaten, die befehligt waren von berühmten Offizieren und in ihren Operationen unterstützt wurden durch fast eben so viele Freiwillige, so daß man hätte denken sollen, der Aufstand müsse in aller Kürze niedergeschlagen sein, da der ganze Stamm der Ngatiawa mit dem ihm befreundeten Taranaki-Stamme zusammen nur 3000 Personen (Männer, Frauen und Kinder) zählte, welche auf einer Länderfläche von zwei Millionen Acker zerstreut lebten.

Man wollte nun zunächst den Eingeborenen die Zufuhr von Schießbedarf und Lebensmitteln abschneiden und sie dadurch zum Abschluß des Friedens zwingen. Beides glückte jedoch nicht; denn es fanden sich fortwährend Kolonisten, welche die Eingeborenen heimlich, zu außerordentlich hohen Preisen, mit Pulver, Blei und sonstigen Vorräthen versorgten, während es einem amerikanischen Schiffe sogar gelang, in der Nähe des Nordkaps eine ganze Schiffsladung Schießpulver für die Rebellen glücklich ans Land zu bringen.

Die Eingeborenen unternahmen Wochen lang nur kleine Streifzüge und ermüdeten die Truppen durch endlose Märsche. Im Juni aber erschienen sie wieder an der Waitara, überfielen einige Truppenabtheilungen, wobei mehrere Soldaten getödtet wurden, und hatten die Kühnheit, den von ihnen früher dort angelegten und von den Engländern zerstörten Pa wieder zu besetzen und in vertheidigungsfähigen Stand zu bringen, ohne daß die Engländer sie daran hätten hindern können. Von diesem Pa aus, der

einen festen Stützpunkt für ihre Operationen abgab, beunruhigten die Maori die Engländer täglich, so daß Oberst Gould beschloß, den Feind zunächst wieder aus seiner Festung herauszutreiben. Am 27. Juni 1860 sollte zur Ausführung dieses Beschlusses geschritten werden.

An dem genannten Tage in der Frühe des Morgens zog eine Abtheilung Grenadiere und eine Compagnie des 40. Regiments unter Hauptmann Richards vor den Pa, und Leutnant Bellescombe mit 60 Marinesoldaten und 6 Kanonen begleitete ihn. Um 7 Uhr begannen die Engländer den Angriff mit ihren Kanonen. Nach einer Stunde traf eine zweite Truppenabtheilung, 250 Mann stark, unter Kapitän Seymour ein, und Major Nelson übernahm den Oberbefehl. Eine dritte Abtheilung, gleichfalls 250 Mann stark, war an den Ufern der Waitara aufgestellt, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Anfänglich zeigten die Maori wenig Lust, den Pa zu vertheidigen; als sie jedoch bemerkten, daß ihnen der Weg in den Wald verlegt war, griffen sie mit verzweifeltem Muthe zu den Waffen und schlugen die wiederholten Angriffe der Engländer nicht nur ab, sondern unternahmen sogar einen Ausfall und bedrängten die Hauptmacht Nelson's der Art, daß die Truppen in Verwirrung geriethen und der Anführer befürchten mußte, die Feinde möchten sich der Kanonen bemächtigen. Getrieben von dieser Furcht, befahl Nelson den Rückzug, der dann auch so eilends angetreten wurde, daß die Abtheilung an der Waitara ganz vergessen und schmählich im Stiche gelassen wurde.

Als der Befehlshaber dieser Truppe gesehen hatte, wie schwer Nelson im Gedränge war, hatte er die Maori im Rücken angegriffen; jetzt, nach der Flucht Nelson's, wendete sich die ganze Macht des Feindes gegen ihn. Vergebens sandte er dem fliehenden Anführer Boten nach, um ihn zur Rückkehr zu bewegen; es blieb ihm nichts übrig, als sich durch die siegestrunkenen Feinde hindurchzuschlagen. Nach mehrstündiger heißer Arbeit, wobei Schritt für Schritt erkämpft werden mußte, gelang es den Engländern, die Reihen der Wilden zu durchbrechen, aber fast der dritte Theil der Soldaten war todt auf dem Wahlplatze geblieben.

Natürlicher Weise dachten die Maori jetzt weniger denn je daran, die Engländer um Frieden zu bitten; aber sie vermieden, wie früher, eine offene Schlacht. Der kleine Krieg und die fortwährende Beunruhigung der Engländer sagte ihnen besser zu.

New-Plymouth war seit Monaten nur noch ein Feldlager von Soldaten, Freiwilligen und bewaffneten Kolonisten; Frauen und Kinder waren nach Auckland, nach der südlichen Insel oder gar nach Sydney geflüchtet worden. Die Bestürzung und Rathlosigkeit der Kolonisten wuchs mit jedem Tage mehr.

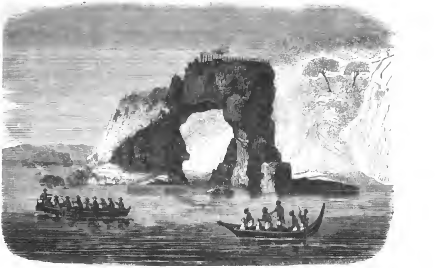
Bereits im Monat Mai war unter dem Vorsitz Thompson's, Potatau's Minister, ein großer Runanga, d. h. eine Volksversammlung, am Waikato abgehalten worden, auf welcher sich allerdings die älteren Häuptlinge für Einhaltung strenger Neutralität ausgesprochen hatten. Allein weder dem Einfluß Thompson's noch demjenigen der anderen Häuptlinge

gelang es, die jüngeren Leute davon abzuhalten, daß sie als Freiwillige nach Taranaki gingen und Kingi beistanden. Namentlich hatten die Stämme am oberen Wanganui, an der Mokau und am oberen Waipa ihre ganze streitbare Mannschaft Kingi zu Hülfe geschickt. Die Regierung in Auckland hatte Veranlassung genommen, sich darüber bei Thompson zu beschweren, und die Drohung beigefügt, daß sie die Waikato-Stämme als Theilnehmer der Rebellion ansehen würde, wenn jene bewaffneten Zuzüge nicht aufhören sollten. Thompson verwahrte sich jedoch in seiner Antwort aufs Entschiedenste dagegen, daß die Waikato-Stämme sich am Aufstand betheiligt hätten. Die Häuptlinge hätten sich vielmehr feierlich für die Neutralität ausgesprochen und nur nicht die Macht besessen, zu verhindern, daß einige ihrer Leute zu den Rebellen übergegangen wären. Solches könne aber nicht als Rebellion angesehen werden und werde auch bei anderen Völkern nicht so angesehen. England z. B. habe mit dem Königreich beider Sizilien im tiefen Frieden gelebt und doch ruhig geschehen lassen, daß viele Freiwillige aus englischen Häfen zu Garibaldi geeilt seien, als er auf seinem Zuge zum Umsturz des neapolitanischen Königreiches begriffen gewesen. Die Regierung begnügte sich mit dieser Antwort; sie mußte wol so thun, denn es standen ihr damals keine Soldaten zu Gebote, die sie gegen die Waikato-Stämme hätte abschicken können, auch wenn sie gewollt hätte.

Immerhin schien sich die Sache noch zum Frieden zu wenden. Mit dem Eintritt des Winters (Juli und August) waren die Maori zum größten Theil in ihre heimatlichen Dörfer zurückgekehrt, um sich dort von ihren Kriegszügen auszuruhen, und so hoffte man während der dadurch eingetretenen Pause Streitkräfte genug aus Indien oder anderen englischen Besitzungen herbeizuziehen, um jedem Versuch von Friedensstörung durch die Eingeborenen vorbeugen oder, wenn ein solcher dennoch zum Ausbruch käme, ihn sofort energisch unterdrücken zu können.



Kriegskanoe der Neu-Seeländer.



Neuseeländische Bergfestung.

3. Potatau II. Der Krieg vom Jahre 1861, sowie der Feldzug gegen die Waikato-Stämme.

Der junge König und seine Rathgeber. — General Pratt Oberbefehlshaber. — Eroberung des Pa Huirangi. — Waffenstillstand. — Gouverneur Grey und General Cameron. — Friedensversuche. — Erstürmung von Mere-Mere. — Rangiriri. — Ngaruawahia. — Der Verrath von Rangiawhia. — Orakau. — Ende des Feldzuges. — Die Landkonfiskationen. — Die „Militärgrenze." — Die Kriegsgefangenen und ihre Befreiung.

Kurze Zeit nach dem Ausbruche des Krieges, im Juni 1860, war der alte König Te-Whero-Whero Potatau gestorben, und nach einer Zwischenregierung von einigen Monaten war es Thompson gelungen, daß des Alten Sohn Matu-Taera unter dem Namen Potatau II. zum Maori-König erwählt wurde. Der junge thatkräftige Mann war durchaus nicht in gleichem Maße, wie sein Vater, ein Freund der Engländer, und obschon er den bewährten und erfahrenen Rathgeber Thompson als seinen ersten Minister beibehielt, so gab er doch auch den Rathschlägen des kühnen und kriegerischen Häuptlings Rewi williges Gehör. Dieser Häuptling, dessen Stamm mitten im Innern der nördlichen Insel wohnt, in einer Gegend, welche durch Engpässe, dichtverwachsene Wälder und ausgedehntes Sumpfland gegen jeden feindlichen Angriff geschützt schien, predigte laut und offen den Krieg gegen alle Europäer auf Neu-Seeland. Er konnte dies auch um so leichter, als er nicht so schnell zu befürchten hatte, daß ihm seine Ländereien weggenommen würden, wenn der Krieg zu Gunsten der Engländer sich entscheiden sollte. Rewi's Einflusse ist vorzugsweise die bald nach dem Regierungsantritt Potatau's II. eingetretene Aenderung in der Politik der Waikato-Stämme zuzuschreiben, wie er auch am meisten dazu beigetragen hat, daß die Friedensunterhandlungen, welche zu verschiedenen Malen eingeleitet wurden, scheiterten.

Alsbald nach der neuen Königswahl begannen die Rüstungen der Waikato, erst im Geheimen, dann offen, und schon Ende August 1860 schrieb Thompson an den Gouverneur, daß er nunmehr beschlossen habe, die Partei des ungerechter Weise mit Krieg überzogenen Kingi zu ergreifen. Thompson war zu diesem Schritte besonders noch durch die Grausamkeiten getrieben worden, welche von englischen Soldaten kurz vorher gelegentlich der Zerstörung einiger Maoridörfer bei Auckland gegen Weiber und Kinder begangen worden waren. Der Schluß von Thompson's Kriegserklärung lautete wie folgt:

„Der Häuptling Wiremu Kingi ist ein Mann, gegen welchen keine richterliche Untersuchung eingeleitet worden war, um die Strafe zu rechtfertigen, welche dadurch über ihn verhängt wurde, daß man seine Dörfer zerstörte und sein Vieh wegtrieb. Du, Gouverneur, verhöhnst uns, wenn Du behauptest, diese Inseln und ihre Bewohner seien unter einer Regierung vereinigt, welche gegen die Pakeha und gegen die Maori gleich gerecht gesinnt wäre. Ich frage Dich: Würde den Pakeha ihr Land ohne vorhergehende richterliche Entscheidung weggenommen worden sein? Sicherlich nicht, denn solches geschieht nur gegen uns. Ich betrachte diese Weißen, welche wie Wahnsinnige herbeiliefen, um mit Wiremu Kingi zu fechten, wie Leute, die Gottes Gebot unter die Füße treten: „Du sollst nicht tödten." Wäre Wiremu Kingi's Sache untersucht, wären seine ihm zur Last gelegten Vergehen bewiesen worden, und hätte er sich geweigert, sich dem richterlichen Spruche zu unterwerfen, dann wäre eine solche Bestrafung gerecht gewesen. Aber jetzt hat nicht er das Gesetz gebrochen, das haben die Pakeha gethan. Höre meine Worte, Gouverneur! Nicht Wiremu Kingi ist im Unrecht; Du bist im Unrecht und Du bist der Gesetzesbrecher!"

Wie vorsichtig und alle Verhältnisse wohl erwägend Thompson zu Werke ging, erhellt namentlich aus dem Umstande, daß er sich, bevor die Kriegserklärung abgeschickt wurde, und um sich Kingi's vollständig zu versichern, von diesem das streitige Land an der Waitara cediren und feierlich versprechen ließ, daß Kingi mit jeder Verfügung, die Thompson über dasselbe treffen würde, zufrieden sein wolle.

Mit dem offenen Uebertritt der Waikato auf die Seite der Aufständischen hatte die Rebellion eine Ausdehnung gewonnen, welche die Kolonie geradezu mit dem völligen Untergange bedrohte. Man mußte befürchten, daß die Waikato, welche aus den verschiedenen Stämmen zusammen gegen siebentausend kampfgeübte und mit Feuerwaffen versehene Krieger ins Feld stellen konnten, gegen Auckland marschiren würden, und es war sicher vorauszusehen, daß sie sich der Stadt wirklich bemächtigen würden, wenn es nur in ihrer Absicht lag, dies zu thun. Auch die nördlich von Auckland wohnenden Eingeborenen, deren Treue und Ergebenheit bisher keinen Verdacht hatte aufkommen lassen, wurden unsicher, und nur durch große Versprechungen und reichliche Geschenke wurden sie — bis auf Einzelne — von dem Uebertritt zu den Insurgenten abgehalten. Mit welchem Eifer und Erfolg aber die Maori ihre Rüstungen betrieben hatten, geht daraus

hervor, daß sie schon zu der Zeit, als die Einfuhr von Schießpulver noch gestattet war, nach zollamtlichen Ausweisen, etwa 100,000 Pfund Schießpulver aufgespeichert hatten, und daß sich vor dem Ausbruch des Krieges bereits an 20,000 Feuergewehre in ihren Händen befanden. Es braucht auch kaum erwähnt zu werden, daß die Maori später nicht minder eifrig waren, trotz des Einfuhrverbotes sich die zur Kriegführung wichtigen Dinge selbst mit den größten Opfern an Geld zu verschaffen. Bezahlte doch ein Häuptling 600 Schachteln Zündhütchen mit 300 Sovereigns!

In Auckland mag möglicher Weise unterdessen das Bewußtsein erwacht sein, daß mancherlei an den Eingeborenen begangenes Unrecht diese jetzt aufreize; aber man wollte unter allen Umständen die „Rebellion" erst niedergeschlagen haben, bevor man sich auf Unterhandlungen einzulassen beabsichtigte. So schlecht also auch die Sache eigentlich stand, so gab man sich doch das Ansehen großer Zuversichtlichkeit, besonders nachdem noch einmal Hülfstruppen aus Australien gelandet waren. Diese waren nämlich, 1500 Mann stark, im September gekommen, und obschon man in Auckland recht wohl wußte, daß jetzt alle Soldaten bis auf den letzten Mann von Australien weggezogen waren, so tröstete man sich doch damit, daß die Kolonien im fünften Welttheile auch ohne Soldaten würden bestehen können, und hoffte auf weitere Verstärkungen aus Indien. Nachdem auch diese und einige Abtheilungen Veteranen aus dem Krimkriege glücklich eingetroffen waren, mochten sich sämmtliche auf Neu-Seeland befindlichen Streitkräfte der Engländer, einschließlich der Marinesoldaten, auf vielleicht 10,000 Mann belaufen.

General Pratt von Melbourne übernahm den Oberbefehl. Allerdings konnte Pratt seine Streitmacht nicht an einem einzigen Platze verwenden, er mußte vielmehr gleich Anfangs einen Theil in der Stadt Auckland und ihrer Umgegend lassen, um die südlich von derselben wohnenden Waikato-Stämme im Schach zu halten, bis der Aufstand in Taranaki niedergeworfen wäre. Trotz dieser Zersplitterung seiner Macht erließ der neue Kommandeur, bevor er ins Feld zog, eine Proklamation an die Kolonisten, in welcher er zur Beruhigung der geängstigten Gemüther erklärte, daß die ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte genügten, um die gänzliche Beendigung des Krieges längstens binnen drei Monaten in sichere Aussicht stellen zu können.

Nun scheint es, daß die Maori gleichfalls Pratt's Proklamation gelesen und ihre Einrichtungen danach getroffen haben, denn der vermuthete Marsch auf die Hauptstadt unterblieb und die Stämme am Waikato, wie diejenigen in Taranaki, beschränkten sich darauf, die Truppen in kleine Gefechte zu verwickeln, die ohne große Folge blieben, obschon sie meist zu Gunsten der Europäer ausfielen. Die genaue Bekanntschaft der Eingeborenen mit den Schlupfwinkeln des gebirgigen Landes und mit den engen Pfaden, welche durch die dichten, oftmals sumpfigen Wälder führten, machte es ihnen stets leicht, auch im Falle einer erlittenen Niederlage sich vor der Verfolgung durch die Truppen zu schützen oder sich bei Annäherung

eines zu starken Feindes in die Verstecke der Wälder zurückzuziehen, ohne die Schlacht anzunehmen. Da ihnen aber alle Nachrichten über die Bewegungen der Engländer durch ihre Spione zugetragen wurden, so konnten sie plötzlich in einer von Soldaten entblößten Gegend erscheinen, konnten da sengen und brennen nach Herzenslust, und bis die Truppen oder die Nachbarn der unglücklichen Kolonisten herbeieilten, hatte sich die wilde Rotte längst wieder in die Sumpf- und Waldwildnisse geflüchtet.

Die Soldaten wurden durch die fortwährenden anstrengenden Märsche ermüdet, und in den neuseeländischen Zeitungen wurde in ganz verächtlichen Ausdrücken über die feigen Maori gesprochen, die nicht den Muth hätten, dem Feinde in offener Schlacht gegenüberzutreten, dafür aber zu nächtlicher Zeit, wie Räuber und Mörder, über wehrlose Ansiedler herfielen, um sie zu erwürgen und ihrer Habe zu berauben. W. Kingi las diese Zeitungsartikel auch, und da er darin seiner Landsleute Ehre und Tapferkeit angegriffen und verleumdet sah, so schrieb er an General Pratt einen Brief, in welchem er behauptete, daß die Maori den Pakeha an Muth und Tapferkeit völlig gleichstünden. Um dies zu beweisen, erbot er sich, an einem im Voraus bestimmten Tage und Orte mit all seinen Streitkräften zu erscheinen, um den Krieg mit den Weißen in einem großen Kampfe zur Entscheidung zu bringen, unter der einzigen Bedingung, daß die Weißen ihre großen Kanonen nicht mitbrächten, eine Bedingung, auf welche übrigens der General nicht für gut fand einzugehen.

Im Oktober 1860 kam die Nachricht nach New-Plymouth, daß ein Trupp Waikato von 600 Mann sich mit den Insurgenten unter Kingi vereinigt, und daß sich dieselben bei Mahoetahi verschanzt hätten. Pratt beschloß den Angriff auf diese Festung, und am 6. November wurde derselbe ausgeführt. Bei dieser Gelegenheit hatten die Maori, wie schon früher, ihr großes Geschick in der Auswahl ihrer Stellung gezeigt. Während die Engländer bei einem etwaigen Rückzuge durch ausgedehntes Sumpfland in ihren Bewegungen gehindert waren und nicht einmal bei Beginn des Kampfes ihre Kanonen an den Platz hatten bringen können, war es den Maori jederzeit, wenn es ihnen gefiel, leicht, in die Wälder zu entwischen. Zweitausend Mann geschulter europäischer Truppen schlugen sich hier gegen einen Trupp „wilder“ Eingeborenen; aber diese „Wilden“ fochten mit einer Tapferkeit und Ausdauer, daß die Engländer zwei Mal aus ihrer Stellung vertrieben wurden. Die Munition der Mannschaft war verschossen, die Maori feuerten aber immer weiter; es schien nichts mehr übrig zu bleiben, als den gefährlichen Rückzug durch die sumpfige Gegend anzutreten, wobei es den Fliehenden sicherlich schlecht genug ergangen wäre; da langten endlich im entscheidenden Augenblicke die Kanonen an; sie wurden aufgepflanzt, und nachdem auch die Mannschaft mit neuer Munition versehen war, behielten die Engländer den Sieg. Ueber 150 Eingeborene wurden in diesem Kampfe getödtet und an 400 verwundet. Der Führer der Waikato und viele andere Häuptlinge fielen in der Schlacht, die als der blutigste aller bis jetzt stattgehabten Kämpfe geschildert wird.



New-Plymouth auf Neu-Seeland und der Berg Egmont.

Durch diese Niederlage wurden die Maori nicht im mindesten entmuthigt; sie sammelten vielmehr neue Scharen von Kämpfern, während die Engländer zunächst auf den die Stadt New-Plymouth umgebenden Höhen eine Anzahl Befestigungen anlegten, um diese Stadt, welche zugleich Hauptwaffenplatz war, vor einer etwa beabsichtigten Ueberrumpelung zu schützen. Die Maori hatten einen ähnlichen, recht gut befestigten Waffenplatz, den Pa Huirangi, einige Meilen südlich von New-Plymouth, welcher ihnen nicht nur als Sammelplatz diente, sondern in welchem sie auch Lebensmittel, Waffen und Schießpulver aufgehäuft hatten. Diese „Festung" sollte genommen werden. General Pratt ließ zunächst der Maori-Feste gegenüber ein starkes Erdwerk errichten, in welchem die 2500 Mann einen Zufluchtsort finden könnten, welche bei den später gegen Huirangi auszuführenden Laufgräben und bei sonstigen Belagerungsarbeiten verwendet werden sollten. Die Maori aber beschlossen, sich jener Schanze zur besseren Vertheidigung ihres eigenen Pa zu bemächtigen. Sie führten durch geschickt unternommene Märsche die Engländer irre, so daß diese glaubten, die Eingeborenen beabsichtigten einen Zug nach New-Plymouth, und sich wirklich verleiten ließen, den geängstigten Einwohnern dieser Stadt mehrere Compagnien zu Hülfe zu schicken. Darauf hatten die Maori nur gewartet; denn kaum waren die Soldaten abmarschirt, so wurden die Engländer, am 23. Januar 1861, in ihrer eigenen Schanze überrumpelt. In derselben befanden sich damals 400 Mann, die Zahl der Angreifer betrug nur 140; aber dies war eine auserlesene, sehr muthige Schar, meist Häuptlinge oder Söhne von solchen. Die Maori waren bis unmittelbar an den den Wall umgebenden Graben vorgedrungen und hatten fast das Innere der Schanze erreicht, als sie bemerkt wurden und ein heftiges Musketenfeuer von beiden Seiten begann. Die Eingeborenen versuchten unter dem Kugelregen der Engländer die steilen Rasenwände des Walles zu erklettern. Mit den Tomahawks wühlten sie Löcher in den Rasen, um die Füße einsetzen zu können; Einer stieg auf den Schultern des Andern empor und so erreichten sie die Höhe. Hier starrten ihnen die Bajonnette der Engländer entgegen; da zogen die Maori die Soldaten mit ihren Waffen zu Boden, und nur mit genauer Noth wurde der erste Sturm abgeschlagen. Aber die Feinde unternahmen ihn zum zweiten und dritten Male und bedrängten die Soldaten so sehr, daß diese wirklich an den Rückzug dachten, als noch Hülfe von New-Plymouth für sie ankam. Nun wurden die Stürmenden im Rücken angegriffen und gezwungen, in wilder Flucht mit Zurücklassung von etwa 80 Todten und Verwundeten nach ihrem Pa zurückzueilen.

Pratt setzte die Belagerung Huirangi's fort, Tag und Nacht wurde in den Laufgräben gearbeitet; aber des steinigen und harten Bodens wegen schritt diese Arbeit nur sehr langsam voran, und die Unzufriedenheit über diese Art von Belagerung wurde unter den Kolonisten, wie unter den Truppen, allgemein. Da aber die Maori fast nichts thaten, um die Arbeiten der Belagerer zu hindern, so befürchtete der englische General, die

Maori möchten Pulverminen um ihr Fort herum angelegt haben, die sie bei einem etwaigen Sturme auffliegen lassen würden, so daß ihn ein solcher zu viele Leute kosten würde. Endlich nach acht Wochen wagte Pratt, ernstlich gegen das Werk vorzugehen, und siehe da, — die Engländer nahmen den Pa ohne einen einzigen Schuß ein; er war in aller Stille von den Maori geräumt worden. Von all den vielen hier aufbewahrten Vorräthen war nichts mehr da, als ein Haufen Kartoffeln. Für die englischen Truppen, wie für den General, war es recht bitter, ihre Mühe und Arbeit mit nichts weiter als einem so armseligen Resultat belohnt zu sehen.

Nach vielen kleinen Gefechten, die den Maori geliefert wurden, kam es am 15. März 1861 nochmals zu einem ernstlichen Kampfe. Es handelte sich um die Eroberung eines andern festen Erdwerkes bei Tearai, das gleichfalls schon Wochen lang vorher von der Hauptmacht der Engländer belagert worden war. Mit Armstrongkanonen und Bombenmörsern wurden die Befestigungen der Neu-Seeländer beschossen; aber erst nach dreitägigen Anstrengungen gelang es, die hartnäckigen Vertheidiger zu vertreiben.

Dennoch war in der Hauptsache nichts gewonnen worden; nur ein Waffenstillstand kam zum Abschluß, und Ende März 1861 zogen die Angehörigen der Waikato-Stämme ins Innere der Insel zurück.

Um die Engländer und ihre Macht in Neu-Seeland stand es aber jetzt, nachdem der Krieg schon ein ganzes Jahr lang gedauert hatte, viel schlimmer als zu Anfang desselben. Die Soldaten waren auf die Stadt New-Plymouth und einige auf den nächsten Höhen angelegte Werke beschränkt. Sie durften sich kaum noch in das Land hineinwagen, und der großrednerische General konnte nur mit Mühe die noch in den Händen der Engländer befindlichen Posten halten. Ein ganzes Stück Land von nicht unbedeutender Ausdehnung im Tataraimaka-Distrikt, wenige Stunden von New-Plymouth entfernt, das früher schon von den Engländern erworben worden war, befand sich aber wieder in der Gewalt des Feindes.

Dennoch ließ die Kriegspartei in der Kolonie nicht nach zu schüren. Ihre Anhänger meinten, der Krieg müsse fortgesetzt werden bis zur gänzlichen Unterwerfung der Maori, es möge auch kosten, was es wolle. Darauf müsse der Vertrag von Waitangi als durch die Rebellion vernichtet erklärt und Neu-Seeland wie ein erobertes Land betrachtet werden. Die Aussicht, auf solch einfache Art in den Besitz ungeheurer Ländereien zu kommen, hatte für Viele etwas Verlockendes, und in der That wurde, trotz der mißlichen Lage, in der sich augenscheinlich die Kolonie befand, im Mai 1861 von Gouverneur Brown noch eine Art Ultimatum an Thompson abgeschickt, worin die Maori zum Gehorsam und zur unbedingten Unterwerfung aufgefordert wurden. Das Königthum, die Land-League und die Nationalflagge sollten aufgegeben werden, und endlich sollten die Eingeborenen Schadenersatz gewähren für das im Taranaki-Kriege zerstörte oder geraubte Eigenthum. Gleichzeitig wurden Truppen von Auckland südwärts bis dicht an die Grenze des Maori-Gebietes geschickt; aber

diese Drohung schien auf Thompson keinen großen Eindruck zu machen. Er berief zwar ein Runanga nach Ngaruawahia, welchem er das Schreiben des Gouverneurs vorlegte; aber diese Versammlung beantwortete dasselbe am 7. Juni 1861 damit, daß sie dem obersten Beamten der englischen Krone den Rath gab, er möge sich vor einer übereilten Handlung hüten, d Thompson fügte dem einen langen Brief bei, an dessen Schlusse es heißt: „Ich habe nicht die Absicht, die Königin von dieser Insel zu vertreiben, sondern nur von meinem Lande. Ich muß für mein Stück Land und für meine Angelegenheiten selbst sorgen dürfen. Genug."

Uebrigens dauerte die kriegerische Stimmung auch in Auckland nicht mehr lange. Der unselige Krieg hatte schon Millionen verschlungen, die Steuerlasten waren ungeheuer und drückten bei dem fast gänzlichen Stillstand des Handels Alle, Reiche wie Arme, gleich schwer, und die sichere Voraussicht, daß jene Lasten bei der Fortsetzung des Krieges nur noch viel größer werden würden, trieb Manchen der Friedenspartei zu, welche jetzt noch einmal eine Anstrengung machte, und wirklich, wenn auch nur mit einer Stimme Majorität, ein Mißtrauensvotum gegen das Kolonial-Ministerium durchsetzte. Infolge davon übernahm ein neues Ministerium unter dem Vorsitz von Fox die Verwaltung, das von friedlicheren Gesinnungen beseelt war. Endlich wünschte die britische Regierung im Mutterlande gleichfalls den Frieden. Wenigstens hatte sie angefangen einzusehen, daß die seitherige Wirthschaft in Neu-Seeland ohne den größten Nachtheil für die ganze Niederlassung nicht länger dauern dürfe, und Gouverneur Brown, der im Jahre 1855 an Wynyard's Stelle getreten war, wurde abberufen. Indessen wollte man auch in London nicht alsbald den Frieden. Der Krieg war ohnedies noch im Gange, und da sollte erst doch die Ehre der englischen Waffen wieder glänzend hergestellt werden, ehe es zum Friedensschluß käme. Auch wollte man es schlauer Weise so einzurichten suchen, daß wenigstens der Schein entstehe, als hätten die „Rebellen" um Frieden gebeten.

Die britische Regierung hielt es übrigens in der That für geboten, den Maori ein Zeugniß ihrer eigenen friedlichen Gesinnungen zu geben und berief demzufolge den früheren Gouverneur von Neu-Seeland, Sir George Grey, von Neuem auf diesen Posten. „Die Regierung", so schrieb der Kolonialminister, der Herzog von Newcastle, an Grey selbst, „kennt keinen Diener der Krone, dem sie die Erfahrung und das Talent zutrauen könnte, das Unheil, von welchem sowol die Kolonisten wie die Maori bedroht sind, wo möglich abzuwenden." Gleichzeitig hielt es die britische Regierung auch für angemessen, zur erfolgreicheren Führung und hoffentlich baldigen Beendigung des Krieges einen neuen Befehlshaber, den General Cameron, an Pratt's Stelle zu ernennen.

Der General langte bereits im Juli 1861 auf seinem Posten an. Da man jedoch vor der Ankunft des neuen Gouverneurs nichts Wichtiges mehr unternehmen wollte, so wartete man diese ab. Im Dezember 1861 landete endlich der Gouverneur in Auckland; er wurde von den Europäern

wie von den Eingeborenen mit gleich ungetheilter Freude empfangen, weil Alle die Zuversicht hegten, es werde jetzt dem Blutvergießen Einhalt gethan und der lang ersehnte Frieden herbeigeführt werden.

Bei dem Abschluß des vorhin (S. 77) erwähnten Waffenstillstandes hatte Thompson den Wunsch ausgesprochen, der Kolonialminister in England möchte einen vertrauenswürdigen Mann schicken, um die Streitfrage zu entscheiden. Nun hatte man sich allgemein der Hoffnung hingegeben, Thompson werde in Gouverneur Grey, mit dem er früher in vertrautem Verkehr gestanden, den geeigneten Mann erblicken und demselben mit Friedensvorschlägen entgegenkommen. Solches geschah jedoch nicht.

Deshalb veranlaßte der Gouverneur einen Oheim des Königs, den Häuptling Tamati Ngapora, welcher in der Nähe Aucklands wohnte, Thompson zu besuchen und ihn, sowie die Anführer der Kriegspartei, zu veranlassen, daß sie persönlich mit Friedensanerbietungen nach Auckland kämen, für welchen Zweck ihnen freies Geleit angeboten wurde. Man hätte sich eigentlich in Auckland klar darüber sein können, daß Thompson auf einen solchen Vorschlag nicht eingehen würde. Unter dem Regiment Gouverneur Brown's waren nämlich zwei kleine, unbedeutende Häuptlinge, denen gleichfalls freies Geleit zugesichert worden war, nach Auckland gekommen, um einen Separatfrieden für sich und ihre Stämme zu schließen. Diese Häuptlinge hatte man damals, weil sie die geforderten Bedingungen nicht eingehen wollten, ins Gefängniß geworfen, und es blieb Grey überlassen, von dieser Handlung seines Vorgängers, so viel als noch anging, gut zu machen. Grey hatte allerdings gleich nach seiner Ankunft beide Häuptlinge auf freien Fuß gesetzt, sie persönlich empfangen und mit reichen Geschenken nach Hause entlassen; aber es war ganz natürlich, daß Thompson sich auf dieses Beispiel von Wortbrüchigkeit berief und Ngapora beauftragte, dem Gouverneur zu sagen, er — der Gouverneur — möge zu ihm kommen. Thompson und seine Landsleute würden ehrlich gegen ihn handeln und ihn wieder friedlich seines Weges ziehen lassen, während der Minister des Maorikönigs es nicht wagen dürfe, nach Auckland zu gehen. Wenn schon gegen unbedeutende Häuptlinge das versprochene freie Geleit gebrochen worden sei, so stünde nur zu befürchten, daß man gegen ihn, den man den Königsmacher nenne, noch weniger gewissenhaft verfahren würde.

Gouverneur Grey entschloß sich, dem schwierigen Gegner noch einen Schritt entgegenzukommen. Er besuchte in Begleitung seines Privatsekretärs und eines Ministers die Stämme der Eingeborenen am unteren Waikato. Dort wurde er aufs Feierlichste empfangen und bewirthet, aber er bekam keinen Häuptling zu Gesicht; sie ließen sich sämmtlich damit entschuldigen, daß die Wege im Innern des Landes zu schlecht zum Reisen seien. Darauf schickte Grey den ersten Minister Fox direkt zu Thompson. Dieser aber verließ sein Haus, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß der Gesandte von Auckland abgereist sei, und kehrte erst wieder zurück, nachdem Fox fünf Tage lang vergeblich auf diese Rückkehr gewartet und seine eigene Rückreise nach Auckland angetreten hatte.

Um aber den Gouverneur über seine Absicht durchaus ins Klare zu bringen, richtete Thompson am 21. Jan. 1862 ein Schreiben an die Regierung, in welchem er nach vielen Versicherungen seiner Friedensliebe sich entschieden weigerte, die Streitfrage wegen des Landes am Waitarafluß durch ein Schiedsgericht zum Austrag bringen zu lassen.

Dennoch war zu jener Zeit die Hoffnung auf eine gütliche Beilegung des unseligen Streites noch so allgemein, daß sogar einige in der Nähe Aucklands wohnende Maori-Stämme sich bei den am 29. Januar 1862 im Hafen der Stadt veranstalteten Regattas (Schifferstechen) mit ihren Kriegskanoes und ihren Kriegern einfanden, um den Pakeha das Schauspiel eines friedlichen Wettkampfes zu gewähren. Mehrere andere, etwas entfernter von Auckland wohnende Stämme waren gleichfalls zu diesem Wettkampf eingeladen worden; sie hatten es jedoch abgelehnt, zu kommen, obschon man den Ruderern eines jeden Bootes, welches in den Hafen einlaufen würde, um an den Regattas Theil zu nehmen, einen Preis zugesichert hatte, womit dieselben für die Anstrengungen entschädigt werden sollten, welchen sie sich unterziehen mußten, um mit den großen Kanoes über's Meer nach Auckland zu fahren. Die Maori erklärten aber, diese Anstrengungen seien ihnen zu groß! Wer da weiß, wie wenig die Maori körperliche Anstrengungen scheuen, mußte sich schon damals sagen, daß dies nur eine leere Ausrede war, und die Folgezeit bestätigte die Richtigkeit dieser Ansicht vollkommen. Die Maori-Stämme am Waikato, an der Plentybai und an anderen Orten benützten vielmehr die Zeit des Waffenstillstandes nur zu Vorbereitungen für einen neuen Krieg.

Auch Gouverneur Grey wollte diese Zeit so gut als möglich verwenden, und bei der Wiedereröffnung des neuseeländischen Parlaments, welche in Wellington am 14. Juli 1862 stattfand, erstattete er nicht nur Bericht über die verschiedenen erfolglosen Versuche, den Streit zwischen den Kolonisten und den Maori beizulegen, sondern konnte auch hinzufügen, daß er nicht versäumt habe, durch Herbeiziehung von weiteren Truppen aus Indien wichtige Maßregeln zu ergreifen, um bei einem Wiederausbruch der Feindseligkeiten gerüstet zu sein. Als das wichtigste Unternehmen seiner Verwaltung bezeichnete aber der Gouverneur den projektirten Bau von Heerstraßen nach dem Innern des Landes, welcher von den Truppen ausgeführt werden sollte. Er hob dabei zu gleicher Zeit hervor, daß solche Straßen selbstverständlich auch für spätere Friedenszeiten von dem größten Nutzen für das Land werden müßten, da sie eben die besten Mittel zur Hebung des Verkehrs abgeben würden. Grey verlangte gleichzeitig die Ermächtigung zur Aufnahme eines Anlehens von 100,000 Pfund Sterling, welche er auch in der That erhielt. Auf der anderen Seite mußte der Gouverneur der Gesetzgebenden Versammlung allerdings auch bemerklich machen, daß die heimatliche Regierung „es am liebsten sehen würde, wenn die Kolonie für ihre Vertheidigung selbst sorgte", und Grey empfahl deshalb, um dies wenigstens anzubahnen, die Bildung von Miliz- und Freiwilligencorps in der ganzen Kolonie und in ähnlichem Umfange, wie solche

bereits in den vom Krieg unmittelbar heimgesuchten Gegenden organisirt worden waren.

Fast zu derselben Zeit, als Grey dem neuseeländischen Parlamente seine Mittheilungen und Vorschläge machte, tagte auch eine Versammlung der Maori-Häuptlinge bei Pukitotaro (im Distrikt Otaki, nördlich von Wellington am Manawatuflusse) unter dem Vorsitz des Königs Potatau II. Die Beschlüsse dieses Maori-Parlaments waren durchaus anderer Natur als die des Kolonial-Parlaments in Wellington. Die Maori-Gesetzgeber wollten nämlich eine Gesetzsammlung anlegen und erließen als erstes Stück derselben das nachstehende, in mehrfacher Beziehung interessante „Manifest".*)

„Dies ist ein Manifest, welches Gesetze einführt. Befohlen durch die Gesetzmacher des Königs Matu-Taera Potatau und mit der vollen Zustimmung seines Rathes (Runanga) zu diesen Gesetzen. Beschlossen am 25. Tage des Juni 1862.

Gesetz I. Gott ist das Haupt für alles Volk auf der Welt.

Gesetz II. Gott ist die große Macht (Mana) über alle Mächte (Nga-Mana) auf der Welt.

Gesetz III. Laßt die Menschen Gott fürchten und seinen Gesetzen gehorchen.

Gesetz IV. Laßt die Liebe der Menschen zu Gott groß sein; laßt sie auch standhaft sein in der Religion (Whakapano) und laßt sie die Menschen lieben.

Gesetz V. Gott ist das Haupt des Königs. — Der König ist das Haupt der Menschen. — Laßt die Menschen die Gesetze des Königs ehren.

Dieses sind seine Gesetze:

1. Wenn ein Mann einen anderen Mann tödtet, so soll er nach dem Gesetz des Königs erschlagen werden.
2. Wenn ein Mann stiehlt, so soll er nach dem Gesetz des Königs gepeitscht werden (Whiua).
3. Wenn ein Mann ein Stück Land verkauft, so soll er nach dem Gesetz des Königs gepeitscht werden.
4. Das Urtheil der Königin (von England) soll nicht für die Männer des Königs gelten.
5. Wenn ein Unterthan des Königs eine Vorladung der Königin (von England) erhalten sollte, so soll dieselbe durch Feuer zerstört werden.
6. Die Unterthanen des Königs sollen den Vorladungen der Königin keinen Gehorsam leisten.
7. Was Einer den Pakeha an Geld schuldig ist, soll er ihnen genau bezahlen.
8. Wenn ein Unterthan des Königs Dinge stehlen sollte, die einem Weißen gehören, so soll es an dem König sein, ihn zu richten.
9. Die Landverpachtungen sind verboten. Sollten Schafe in irgend eine Gegend kommen, so sollen sie ohne Weiteres getödtet werden.

„O Freunde! Hier sind Gesetze für Euch Alle, wo Ihr auch an irgend einem Orte unseres großen Vaterlandes**) wohnen möget.

*) Nach einer englischen Uebersetzung. **) Aotearoa, dichterische Bezeichnung für Neu-Seeland.

„Wenn Du diese Gesetze verachtest, so sollst Du getödtet werden (Mate). Dies ist zur Warnung für Dich; verstehe es, Du sollst nicht stille sitzen und sagen, Du seist nicht gemeint.

„Diese Gesetze sind festgestellt für alle Zeiten.

„Ausgefertigt von allen Räthen (Runanga) von Tainui. Pukitotara, Distrikt von Otaki."

Nach dem Bekanntwerden dieses Manifestes konnte kein Zweifel mehr über Ziel und Zweck des Maori-Aufstandes bestehen; die Partei der Land-League und die Königspartei arbeiteten gemeinschaftlich daran, sich von der Herrschaft der Engländer loszumachen. Die Frage um den Landbesitz an der Waitara war dadurch eigentlich ganz in den Hintergrund gedrängt worden, und man durfte jetzt im Voraus sicher sein, daß bei einem etwaigen Wiederbeginn des Kampfes derselbe zu einem wahren Unabhängigkeitskriege der Maori auf ganz Neu-Seeland werden würde.

Trotzdem hielt der Gouverneur immer noch an der Hoffnung fest, daß Thompson unter gewissen Umständen sich dennoch auf einen Friedensschluß einlassen würde, und im September 1862 beschloß Grey, den starrsinnigen Maori-Minister in eigener Person zu besuchen. Heimlich und nur von einem einzigen Diener begleitet, verließ der Gouverneur Auckland und überraschte den erstaunten Mann in Ngaruawahia, seiner und des Königs Residenz. Der König selbst war nicht zugegen; so mußte der Minister den unwillkommenen Gast empfangen.

Grey versuchte es auf jegliche Weise, Thompson zu veranlassen, Friedensanträge zu stellen. Umsonst. Grey in seinem Eifer, die Streitsache endlich auszugleichen, kam Thompson immer mehr entgegen und erklärte endlich, daß nach seiner Ansicht die Eingeborenen hinsichtlich des Landes an der Waitara völlig im Recht gewesen seien, und daß er bereit wäre, ihnen dasselbe zurückzugeben, im Falle die Maori ihrerseits das eroberte Land im Tataraimaka-Distrikt gleichfalls herausgeben wollten. Das war es aber, was Thompson so lange Zeit angestrebt hatte. Der Gouverneur, der oberste Beamte der Regierung, hatte ihm ohne Rückhalt zugegeben, daß die Engländer einen ungerechten Krieg gegen die Maori begonnen hätten. Thompson erwiderte, daß sie gerne das Land an der Waitara zurücknehmen wollten, daß er jedoch wegen des von den Maori eroberten Landes bedaure, solches den vertriebenen Eigenthümern nicht zurückgeben zu können, bis den Maori vollständige Entschädigung geleistet worden sei für die mannichfachen Verluste und die Zerstörung ihres Eigenthums, welche sie während des nunmehr als ungerecht erkannten Krieges erlitten hätten. Der Maori-Minister verlangte also nicht weniger, als daß die britische Regierung Denjenigen, welchen sie für Rebellen erklärt hatte, eine Vergütung für zugefügte Beschädigungen gewähren sollte. Diese Bedingung, so sehr sie dem wahren Recht auch entsprechen mochte, glaubte aber der Gouverneur nicht gewähren zu können, ohne die Ehre der britischen Regierung öffentlich bloß zu stellen, und da Thompson sich auf gar nichts Anderes einlassen wollte, so schied der Gouverneur von Thompson.



Zusammenkunft zwischen Maori und Ansiedlern.

Vorher erklärte er jedoch, daß er, Grey, sich für berechtigt halte, das Taraimaka-Land ohne vorhergehende Kündigung des Waffenstillstandes in Besitz zu nehmen. Thompson seinerseits stellte zwar eine solche Befugniß aufs Entschiedenste in Abrede, aber nichtsdestoweniger verfügte sich Grey im April 1863 nach Taranaki und ertheilte dem General Cameron den Befehl, das Land mit Truppen zu besetzen. Die Eingeborenen leisteten auch keinen Widerstand; aber sie holten sich Verhaltungsbefehle vom Waikato, und nachdem diese angekommen waren, ergriffen sie wieder die Waffen.

In anderen Gegenden des Landes bestanden zu jener Zeit zwischen den Eingeborenen und den Engländern noch ganz friedliche Beziehungen. An der Hawkesbai z. B., bei dem Pa Whakairo, einem Maori-Dorfe, das einige Stunden von Napier entfernt liegt, fand am 20. Juli 1863 die feierliche Einweihung einer großen Getreidemühle statt, bei welcher Gelegenheit Weiße und Farbige noch aufs Freundlichste mit einander verkehrten. Das Geld zur Erbauung dieser Mühle war zum größten Theil von der Regierung gegeben worden, und darum erhielten die Regierungsbeamten und die Ansiedler von den Eingeborenen die Einladung, bei ihrer Einweihung zugegen zu sein; sogar Damen scheuten sich damals nicht, unter denselben Maori zu erscheinen, die sich wenige Jahre später als die grimmigsten Feinde der Europäer erweisen sollten. Allerdings fragten die Maori schon damals: „Warum werden überall im Lande Befestigungen angelegt und Soldaten gedrillt? — Es ist ja keine Veranlassung zu solchen Vorbereitungen", sagten sie. „Wir waren immer Eure Freunde und haben Euch nie Ursache zu einem Verdacht gegen uns gegeben, noch haben wir Euch mißtraut. Aber wir sind im Zweifel, was solche Vorgänge zu bedeuten haben." Der Superintendent Mac Lean, ein gewandter Mann, antwortete den Maori in ihrer Muttersprache. Er sagte ihnen, daß es bei den Engländern so Brauch sei, auch in Zeiten des Friedens die Miliz von Zeit zu Zeit einzuberufen, um sie in der Waffenübung geschickt zu erhalten, daß aber auch zu befürchten stände, die Waikato-Krieger möchten Napier überfallen, so daß also die Befestigungen nicht gegen die Bevölkerung der Umgegend, sondern gegen die feindlichen Stämme im Innern gebaut würden. Und der Redner war so erfolgreich in seinen Auseinandersetzungen, daß die Eingeborenen sogar alsbald eine Erklärung unterschrieben, worin sie nicht nur versprachen, Frieden mit den Pakeha zu halten, sondern ihnen auch gegen feindliche Stämme beizustehen.

Die Abbildung auf S. 83 zeigt ziemlich in der Mitte Mac Lean, den Superintendenten, im dunklen Kleide; vor ihm auf dem Karren sitzt Porokuru, ein angesehener Maori, der sich herbeifahren ließ, da er vor Alter weder gehen noch stehen konnte. Er war der Erste, der die Friedenserklärung unterzeichnete. In den ganz im Vordergrunde sichtbaren Gefäßen hatten die Maori ihren Gästen „Titi" mitgebracht, kleine Vögel, welche in ihrem eigenen Fett gekocht und aufbewahrt werden und bei den Maori als außerordentliche Leckerbissen gelten. Dieselben sind allerdings sehr nahrhaft, aber für europäische Gaumen unangenehm süß.

Während man sich in Napier noch damit schmeichelte, welch günstigen Eindruck diese Versammlung mit der Ergebenheitsadresse der Maori auf die benachbarten Stämme haben werde, war es im Westen der Insel schon seit Wochen zu schlimmen Händeln gekommen.

Am 4. Mai 1863 erschossen nämlich die Eingeborenen den Leutnant Targett, der mit acht Mann abgeschickt worden war, um Holz auf dem früher erwähnten Tataraimakalande fällen zu lassen. Damit begann der Krieg von Neuem!

Zunächst wurde am 18. Mai ein Trupp Maori von einem Theile des 57. Regiments völlig vernichtet, und da die Eingeborenen bis zum 4. Juni die „Mörder" Targett's und seiner Leute nicht herausgegeben hatten, weil, wie sie behaupteten, die Weißen den Waffenstillstand hinterlistig gebrochen hätten, dadurch, daß sie das Land in Besitz nehmen wollten, so setzte der Gouverneur seine Drohung, sie zu „besuchen", mit summarischer Eile ins Werk. Mit Tagesanbruch am 4. Juni war die Landmacht auf dem Marsche gegen eine von dem Feinde aufgeworfene Schanze am Katikara, einem kleinen, vom Berg Egmont herabstürzenden Flüßchen. Eine Batterie unterstützte die Bewegungen der Infanterie, und der Gouverneur selbst, der mit dem Schiffe „Eclipse" in die Mündung des Katikaraflusses gefahren war, ließ die Maorischanze aus einer hundertpfündigen Armstrongkanone bombardiren. Nach einer Stunde war die Schlacht gewonnen, d. h. die Maori waren aus der Schanze vertrieben und, wie der Bericht hinzufügt, „die Truppen machten Kehrt und marschirten im Geschwindschritt wieder der Stadt zu!" Die Engländer hatten bei dieser Affaire einen Todten und zehn Verwundete.

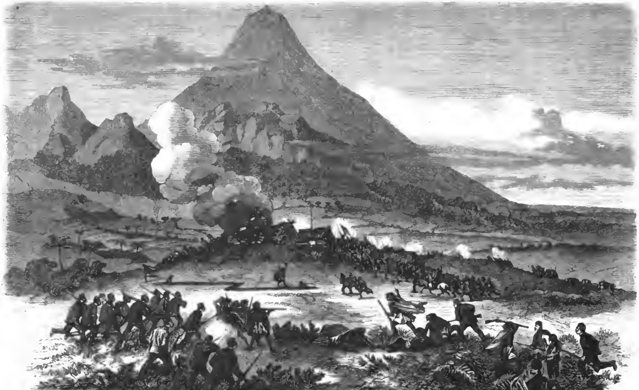
Die Abbildung zeigt die gewöhnliche Anordnung der von den Maori errichteten Verschanzungen. Die Hauptmacht der Besatzung befindet sich im Innern eines von vier Seiten durch steile Erdwälle abgeschlossenen Raumes; gewöhnlich werden an der Vorderseite des Werkes zwei oder drei Wälle mit Gräben angebracht, wie solches gleichfalls aus der Abbildung zu ersehen, auf welcher die Fronte der Schanze nach der rechten Seite, d. h. dem Flusse, zugewendet ist. Endlich werden die Vorderseite und die Flanken noch durch Schützengräben (rifle-pits) besonders gedeckt. Dies sind schmale, grubenartige Vertiefungen, in welchen sich die Schützen verbergen können, ohne in der Handhabung ihrer Waffen gestört zu sein. Bei vielen Gelegenheiten fügten die Maori den Engländern aus diesen Schlupfwinkeln den empfindlichsten Schaden zu, ohne daß man die Schützen aus ihren Verstecken vertreiben konnte. Die Engländer ihrerseits versäumten jedoch auch nichts, was ihnen einigen Vortheil zu bringen versprach. So ließen sie namentlich bei diesem Treffen zum ersten Male ihre rothen Röcke zu Hause, die sie früher stets zu so bequemen Zielscheiben gemacht hatten, und zogen blaue Kittel an, um sich besser vor den scharfblickenden Maori verbergen zu können.

Die „Mörder" Targett's waren gezüchtigt. Da zeigte es sich aber plötzlich, daß der Krieg eine gänzlich ungeahnte Ausdehnung gewann.

Wie ein Lauffeuer ging der Aufstand durch Neu-Seeland. Nach allen Theilen des Landes, selbst nach der nur von einigen Tausend Maori bewohnten Südinsel, waren Sendboten ausgeschickt worden, um die Eingeborenen aufzufordern, allerorts zu gleicher Zeit über die Weißen herzufallen und sie zu tödten, oder wenigstens zu zwingen, Neu-Seeland zu verlassen. Der Anfang des so lange prophezeiten Unabhängigkeitskrieges, zu welchem sich die Maori während des Waffenstillstandes nach Möglichkeit gerüstet hatten, war also da. Anfangs Juli 1863 müssen wol schon 8000 Maori unter den Waffen gestanden haben, und die Zeitungen berichteten sogar, daß sie sich im Besitz von vier Kanonen befänden. Diese scheinen übrigens bald unbrauchbar geworden zu sein, oder sie kosteten die Maori zu viel Pulver für das, was sie damit ausrichteten. Schießpulver war aber von jeher ein sehr theurer Artikel im Maori-Lande.

Wie schon früher erwähnt, war den Insurgenten zwar immer Pulver zugeschleppt worden, mußte aber enorm theuer bezahlt werden, und es schien ungemein wichtig, daß man die Zubereitung dieses zur Kriegführung so ganz unentbehrlichen Materials selbst besorgen lernte. So ist es erklärlich, welcher Jubel unter den Maori herrschte, als die beiden Häuptlinge Wiremu Toetoe und Hamara Rerehau, welche im Jahre 1859 mit der österreichischen Fregatte „Novara" die Reise nach Europa angetreten hatten, im Jahre 1861 in ihre Heimat zurückgekehrt waren, und erzählten, daß sie in Oesterreich auch die Schießpulverfabrikation kennen gelernt hätten. Toetoe, dessen Bildniß die Anfangsvignette, S. 1, vorführt, machte verschiedene Probeversuche, es ging jedoch nicht Alles gut; der Experimentator erhielt bei einem seiner Versuche furchtbare Brandwunden; schließlich gelang es ihm aber doch, ein Schießpulver herzustellen, welches sich als brauchbar erwies. Eine Pulvermühle wurde eingerichtet, und die Maori machten sich mit einem Artikel mehr von den Europäern unabhängig. Auch für das Blei verschafften sie sich einen Ersatz. Die jungen Aeste des Puriri-Baumes, dessen Holz eine ziemlich bedeutende Schwere besitzt, wurden, zu passenden Stückchen geschnitten, anstatt Kugeln verbraucht. Trafen sie auch nicht so sicher, wie bleierne Geschosse, da sie, ihres geringeren Gewichtes wegen, leichter durch einen Luftzug von ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt wurden, so blieben sie doch immer recht brauchbar, wo es sich nur darum handelte, auf die in geschlossenen Kolonnen aufmarschirenden Soldaten zu feuern. Endlich verschafften sich die Maori auch Zündhütchen dadurch, daß sie die Seiten der schon einmal verbrauchten Zündhütchen wieder zurecht bogen und mit der Zündmasse von Streichhölzern füllten.

Aber nicht zufrieden mit diesen Anstrengungen, die für die Fortsetzung des Krieges von einer immerhin nicht gering anzuschlagenden Bedeutung sein mußten, versuchten es die Maori sogar, den Engländern auch auf das Gebiet des geistigen Kampfes zu folgen. Die beiden Häuptlinge, welche in Europa gewesen waren, hatten in der Staatsdruckerei in Wien die Buchdruckerkunst erlernt und von dem Kaiser von Oesterreich eine Druckerpresse und das nöthige Schriftzeug erhalten.



Erstürmung des Pa Katikara durch das 57. Regiment.

Nachdem sie nun in ihre Heimat zurückgekehrt waren, unternahmen sie die Gründung und Herausgabe einer Maori-Zeitung, in welcher das Recht der Eingeborenen vertheidigt und der Kreuzzug gegen die Weißen gepredigt wurde.

Die Absicht der Maori war offenbar, während die englischen Streitkräfte in Taranaki beschäftigt wären, vom Waikato her nach Auckland vorzubringen, und, wie sie sich ausdrückten, das Ungethüm, das sie bis jetzt nur an den Händen und Füßen bekämpft hätten, einmal am Kopfe anpacken zu können. Einzelne Abtheilungen von Rebellen durchzogen bereits die von den Europäern in Besitz genommenen Länderstrecken, und es war offenbar Gefahr im Verzuge. Deshalb wurde vom Gouverneur beschlossen, den Maori zuvorzukommen und den Feldzug gegen die Stämme am Waikato alsbald zu eröffnen. Bei der imposanten Streitmacht, über welche die Engländer verfügen konnten, mit Einschluß der Freiwilligen nämlich 12,000 Mann, hoffte man denselben in Kurzem siegreich zu Ende zu führen.

General Cameron kehrte aus Taranaki nach Auckland zurück und sammelte bis Anfangs Juli 1863 eine hinreichende Zahl von Truppen mit dem erforderlichen Kriegsbedarf und Proviant in der Gegend von Drury am Manukau-Hafen (einige Stunden südwärts von der Hauptstadt), an welchem Orte schon früher eine große Schanze errichtet worden war. Sodann wurden zwei Dampfschiffe ausgerüstet und an die Mündung des Waikato geschickt, um gleichfalls Soldaten, Munition und Lebensmittel dahin zu bringen und die Operationen der Landarmee vom Flusse aus zu unterstützen. Am 12. Juli überschritten die Engländer, etwa 800 Mann stark, das Flüßchen Mangatawhiri, besetzten die Höhen von Tuakau und verschanzten sich daselbst. Etwa 1000 Maori, begleitet von vielen Weibern und Kindern, welche Munition herbeischleppten und die Gewehre luden, griffen am 13. Juli die Stellung der Engländer an, wurden jedoch nach einem hartnäckigen Gefecht zum Rückzuge gezwungen, den sie in guter Ordnung ausführten.

Der englische Befehlshaber hatte in Erfahrung gebracht, daß die Neu-Seeländer in einiger Entfernung bei Mere-Mere einen großen Pa errichtet hätten. Er muß es aber nicht für räthlich gehalten haben, dieselben bis dahin zu verfolgen, sondern blieb 12 volle Wochen in seiner Verschanzung in Tuakau, um Verstärkungen aller Art herbeischaffen zu lassen. Zwei Monate lang waren 1500 kräftige Packpferde ununterbrochen beschäftigt, Schießbedarf und Lebensmittel für das immer größer werdende Heer von Auckland nach Tuakau zu bringen. Zu Anfang Oktober befanden sich endlich an 7000 Mann am Waikato beisammen, und nun setzte sich die Armee in Bewegung.

Die Befestigungswerke von Mere-Mere waren unterdessen so beträchtlich verstärkt worden, daß es gewagt erschien, den Angriff auf die Fronte derselben zu unternehmen. Die Rückseite schien schwächer, und Cameron beschloß, hier anzugreifen. Als jedoch die Maori merkten, daß sie umgangen werden sollten, räumten sie die ganze, mit so viel Mühe und Fleiß ausgeführte Verschanzung, ohne nur einen einzigen Schuß abgefeuert zu

haben, und am Nachmittag des 13. Oktober besetzten 500 Engländer das verlassene und völlig leere Werk. Die Maori hatten nämlich, von den vorhergegangenen starken Regengüssen begünstigt, alle in dem Pa befindlichen Vorräthe in Kanoes auf zwei kleinen Nebenflüssen des Waikato einschiffen können, ohne daß die Engländer dies zu hindern vermochten, da das Land nach dieser Richtung hin weit und breit überschwemmt und in einen Sumpf von ungeheurer Ausdehnung verwandelt war.

Langsam zog das englische Heer im Thale des Waikato weiter aufwärts. Dieses Thal verbreitert sich mehr und mehr und bildet bald ein förmliches Becken, das sogenannte untere Waikato-Becken. Zu beiden Seiten des Flusses dehnen sich weithin zahlreiche Seen, welche von frischgrünen Wäldern umsäumt sind, während das übrige, sie umgebende Land einen raschen Wechsel von unwegsamen Moräften, fruchtbarem Ackerboden und einförmigen, mit Farrenkraut (Pteris) bewachsenen Heiden bildet. Fast mitten in diesem breiten Flußthale, das ringsum von grün bewaldeten Höhen begrenzt ist, liegt als Hauptort das Maori-Dorf Rangiriri, vielleicht fünf Stunden von Mere-Mere aufwärts. Dieser Ort war stark verschanzt, mit einem tiefen Graben rings umzogen und von gewaltigen Pallisaden umgeben worden. Unzweifelhaft wäre hier eine Position gewesen, in der eine hinreichende Besatzung eine Belagerung für längere Zeit hätte aushalten können. Die ausgedehnten Werke waren jedoch nur von 500 Eingeborenen vertheidigt, welche am 20. November von den an Zahl weitaus überlegenen, mit Armstrongkanonen und anderen Zerstörungswerkzeugen ausgerüsteten Engländern angegriffen wurden. Zuerst warfen die Angreifer einige Stunden lang feurige Bomben in den Ort und wurden dabei von den gleichfalls zur Belagerung herbeigekommenen zwei Dampfschiffen kräftig unterstützt. Danach wurde zwei Mal Sturm gelaufen, jedoch beide Mal vergeblich, und unterdessen war die Dunkelheit hereingebrochen. Die ganze Nacht hindurch hörte das Gewehrfeuer von beiden Seiten nicht auf und des anderen Morgens, als die Engländer damit umgingen, einen Laufgraben anzulegen, bemerkten sie, daß eine Abtheilung Eingeborener durch die Sümpfe zu entfliehen suchte. Alsbald wurden Truppen nach jener Gegend abgeschickt, welche jedoch die Fliehenden nicht mehr einholen und nur verhindern konnten, daß auch die übrigen in dem Orte befindlichen Maori entwischten. Dieser Rest der Besatzung zog die weiße Flagge auf und ergab sich ohne weiteres Blutvergießen; 183 Männer und 2 Frauen wurden zu Kriegsgefangenen gemacht und 175 Gewehre erbeutet; aber Potatau und Thompson, die sich damals in Rangiriri befunden hatten, waren glücklich mit den zuerst Entflohenen entkommen, wie Cameron später erfuhr.

Die Engländer hatten gehofft, die schwere Niederlage von Rangiriri werde die Maori dazu bestimmen, um Frieden zu bitten. Diese Hoffnung erwies sich jedoch als eine vergebliche, nachdem sogar ein von dem Gouverneur eigenhändig an Thompson gerichtetes Schreiben von diesem unbeantwortet gelassen wurde, und so blieb nichts übrig, als den Krieg fortzusetzen und die Maori weiter ins Innere des Landes zu verfolgen.

Merkwürdiger Weise hatten diese den Taupiri-Paß unvertheidigt gelassen, und am 6. Dezember konnte Cameron von Ngaruawahia, des Königs Residenz, Besitz nehmen. Dort befand sich die Grabstätte Potatau's I., welche durch Cameron's Soldaten von Grund aus zerstört wurde. Die Maori waren aber vorsichtig genug gewesen und hatten die Gebeine des alten Königs schon vorher daraus entfernt.

Nun befanden sich die Engländer an einem zweiten, noch weit ausgedehnteren Thalkessel, als das schon erwähnte untere Becken, nämlich an dem sogenannten mittleren Waikato-Becken, das mit kleineren und größeren Seen geradezu besäet ist und in welchem sich solch weite und gefahrdrohende Sümpfe befinden, daß das Vordringen der Truppen in dieser Gegend als ein gewaltiges Wagniß angesehen werden mußte. Indessen ist es ja in aller Welt hinlänglich bekannt, welche Wunder das Geld zu bewirken vermag. Auch in Neu-Seeland fanden sich Leute, die „gegen Vergütung" den Eroberern die Pfade durch die Sümpfe zeigten; ja einer dieser Verräther führte die Truppen so gut, daß sie, ohne vom Feinde bemerkt worden zu sein, plötzlich dicht vor dem über acht geographische Meilen vom Taupiri-Paß entfernten, durch Sümpfe und Wälder vor einem Angriff völlig geschützt gehaltenen Orte Rangiawhia erschienen und in den Ort eindringen konnten, ehe die Maori sich nur von ihrer Bestürzung hatten erholen können. Dennoch wehrten sie sich aufs Hartnäckigste, und erst, nachdem die Engländer durch Ströme von Blut gewatet und über Berge von Leichen geklettert waren, konnten sie sich zu Herren des Platzes machen.

Der Verlust von Rangiawhia war ein sehr harter Schlag für die Eingeborenen, denn hier waren Lebensbedürfnisse und Kriegsmaterial in Masse für sie aufgespeichert; dennoch verloren die tapferen Männer nicht den Muth. Sie wußten, daß sie einen Kampf auf Leben und Tod kämpften, daß der Ausgang dieses Krieges das Schicksal ihres Volkes für immer entscheiden würde, und so beschlossen sie, das Aeußerste zu wagen, obwol schon viele der besten Krieger gefallen waren und bei dem Verrath in den Reihen der Volksangehörigen selbst nicht vorauszusehen war, welches Schicksal ihnen Allen in kürzester Frist vielleicht bevorstehen konnte, denn der Feinde Uebermacht war zu groß, und nur die äußerste Tapferkeit und das treueste, unbedingteste Zusammenhalten konnte ihnen noch einige Aussicht auf einen wirklichen Erfolg verschaffen.

Wol war den Maori aus den Zeitungen und auf anderem Wege bekannt geworden, daß die Engländer auf Neu-Seeland selbst in zwei große Parteien geschieden waren und daß die ihnen freundliche Partei mit jedem Tage an Bedeutung gewann. Nicht minder wußten sie auch, daß der Gouverneur selbst den Wunsch, Frieden zu schließen, so lebhaft gezeigt hatte, daß man sogar den Schluß daraus zog, die Regierung in London werde die große Zahl von Soldaten nicht mehr lange auf Neu-Seeland lassen, sondern sie — vielleicht sehr bald — abberufen. In der That hatte der Kolonial-Sekretär in London in einer seiner Depeschen die Möglichkeit eines solchen Falles durchblicken lassen und die Kolonisten dadurch

in nicht geringe Unruhe versetzt. Wenigstens aber hatten die Maori Kunde davon bekommen, daß die Regierung in England den ganzen Feldzug gegen die Waikato-Stämme gemißbilligt und verlangt hatte, die Kolonie solle die Kosten desselben tragen. Das hätte für Neu-Seeland zunächst eine ungeheure Schuldenlast ergeben, denn der Krieg hatte schon enorme Summen verschlungen, von welchen nur der kleinere Theil aus der Kolonialkasse, der größere aber aus dem englischen Schatzamt gezahlt worden war. Und wo hätten die englischen Kolonisten auf Neu-Seeland Soldaten auftreiben sollen, wenn ihnen die heimische Regierung keine mehr geben wollte! Es war sonach offenbar, daß der Krieg sein Ende erreichen mußte, sobald die Regierung in England Ernst damit machte, ihre Truppen zurückzuziehen oder der Kolonie die Bezahlung der Kriegsschulden aufzubürden. Zu alledem gesellte sich noch der Umstand, daß der Gouverneur Grey und der General Cameron ganz verschiedenen Ansichten über die zu ergreifenden Maßregeln huldigten und im neuseeländischen Parlament die Deputirten von der Südinsel durchaus keine Neigung mehr zeigten, für diesen Krieg ferner Geld zu bewilligen. Und ganz natürlich! Auf der südlichen Insel wohnten nur wenige Maori und diese lebten obendrein mit den Kolonisten im tiefsten Frieden. Der Grund und Boden aber gehörte schon ganz oder zum weitaus größten Theile den Europäern.

Alle diese Umstände mußten natürlicher Weise dazu beitragen, die Maori in ihrem Widerstande zu bestärken, und da die Rebellion in den letzten Monaten des Jahres 1863 sich auch wieder über Taranaki ausgebreitet hatte und an der Bay of Plenty und an anderen Orten neuen Boden gewann, so beschlossen die Eingeborenen, die letzten und stärksten Festungen des Waikato-Distriktes, welche sich noch in ihren Händen befanden, aufs Aeußerste zu vertheidigen, in der Hoffnung, daß die nächsten Wochen vielleicht eine ihnen günstige Wendung der Dinge bringen möchten. Es waren dies die beiden Orte Maungatantari und Orakau, einige Stunden von Rangiawhia entfernt, die durch geschickt angelegte Erdwerke in ziemlich starke Plätze umgeschaffen waren. Außer diesen mußten die Maori noch einen dritten Platz, Awamutu, vor dem Andrängen der Feinde zu schützen suchen, in welchem sie die Weiber und Kinder der in den Kampf gezogenen Männer untergebracht hatten. Die Engländer ihrerseits hatten sich nach der Einnahme Rangiawhia's bei Pukerima verschanzt, und Brigadegeneral Carrey erhielt, nachdem noch eine ungeheure Menge Schießbedarf und Proviant dahin geschafft worden war, den Befehl, gegen Awamutu vorzugehen.

Im März 1864 kam jedoch durch Maori-Spione die Nachricht, daß die Werke von Orakau bedeutend vergrößert würden. Solches zu verhindern, beschloß Carrey, zuerst einen Angriff gegen diese Festung zu unternehmen, und zog demnach mit 1000 Mann vor Orakau, das nur von etwa 300 Kriegern unter Rewis' eigenem Befehle vertheidigt wurde. Der Platz wurde ringsum eingeschlossen und zwei Mal der Sturm versucht, jedoch beide Mal kräftig abgeschlagen. Die dabei auf Seiten der Engländer erlittenen Verluste ließen es räthlich erscheinen, diese Art des Angriffs

aufzugeben und eine förmliche Belagerung zu beginnen. Zu dem Ende wurden noch 1000 Mann Verstärkungstruppen herbeigeholt und die Arbeit in den Laufgräben angefangen. Am 2. April waren diese so weit gediehen, daß die Engländer von ihnen aus Granaten in das Werk werfen und zwei Armstrongkanonen in Anwendung bringen konnten. Unterdessen war General Cameron selbst gekommen, um den Angriff zu leiten. Da er erfahren hatte, daß viele Weiber und Kinder in Orakau seien, so forderte er die Belagerten durch einen Parlamentär zur Uebergabe auf, weil der Platz unhaltbar geworden und diesmal keine Aussicht für die Belagerten mehr sei, den Engländern zu entwischen. Aber der Parlamentär erhielt nur zur Antwort: „Ka whaiwhai tonu, ake, ake, ake; wir wollen fechten, immer, immer, immer." Darauf ermahnte Cameron die Unglücklichen, sie sollten ihre Weiber und Kinder aus dem Pa entlassen, und ließ ihnen die Versicherung geben, die Gefangenen sollten gut behandelt werden; aber die Antwort der Maori war: „Unsere Weiber wollen mit uns fechten und sterben und unsere Kinder sind besser Leichen als der weißen Männer Sklaven!"

Nun ertönten im englischen Lager die Signalhörner von allen Seiten und der Sturm begann. Dreimal gingen die Engländer vor, und jedesmal wurden sie mit großem Verlust zurückgeworfen. Beim dritten Male aber unternahmen die Belagerten, in einen dichten Haufen zusammengedrängt, einen Ausfall, um sich durchzuschlagen. Weiber, Kinder und die Häuptlinge waren von ihnen in die Mitte genommen worden, und es glückte den todesmuthigen Kämpfern wirklich, die doppelte feindliche Linie zu durchbrechen. Als sie jedoch die Engländer im Rücken hatten, trennten sich die Maori in kleine Abtheilungen, um vereinzelt den Wald zu erreichen, und das war ihr Verderben. Cameron schickte ihnen die Kavallerie nach und diese hieb die Meisten zusammen. Ueber hundert Leichen, worunter viele Weiber und Kinder, wurden auf dem Schlachtfelde gefunden, aber es konnten nur 31 Gefangene gemacht werden. Von diesen waren zudem 27 Verwundete.

Nun trat aber der sonderbare Fall ein, daß General Cameron nach der Einnahme Orakau's den Feldzug für beendet erklärte, obwol er sehr gut wußte, daß sich noch zwei Festungen, ähnlich wie Orakau, in den Händen der Feinde befanden. Es scheint, daß er es nicht für räthlich hielt, weiter vorzudringen in einem Lande, in welchem sich die Schwierigkeiten mit jedem Schritte vorwärts nur vergrößerten. Auf der anderen Seite war freilich auch deutlich zu sehen, daß die Kraft des Aufstandes gebrochen sein mußte. Der Widerstand der Insurgenten in der Provinz Taranaki, dem ursprünglichen Herde der Rebellion, ließ nämlich genau in demselben Maße nach, wie am Waikato eine Position nach der anderen für die Maori verloren ging. Bereits seit Ende 1863 gelang es in Taranaki nur selten, einen größeren Trupp Maori zu finden, welcher den Kampf annahm. Dennoch wagten es die Engländer nicht, von dieser Seite aus in das Innere des Landes vorzudringen, weil sie auf den schmalen, durch die dichten Wälder führenden Pfaden jeden Augenblick hätten befürchten müssen, auf den

Seiten angegriffen und einzeln niedergemetzelt zu werden. Als aber am 24. März 1864 der etwa vier Stunden von New-Plymouth entfernte Pa Kaitaki von den Engländern genommen worden war, konnte der Feldzug auch in der Provinz Taranaki als beendet angesehen werden.

Es handelte sich jetzt noch darum, dem Aufstand an der Bay of Plenty, der täglich größere Ausdehnung gewann, entgegenzutreten, und dies war um so dringlicher, als die dortigen Ansiedlungen der Europäer völlig wehrlos gelassen worden waren.

Der Ort Tauranga an der gleichnamigen Bai ist der Hauptort der Europäer in jener Gegend; aber bis dicht an diesen Ort reichen die ausgedehnten Besitzungen Thompson's und anderer Waikato-Häuptlinge, und es war den Kolonisten, wie der Regierung, nicht verborgen geblieben, daß die auf diesen Besitzungen wohnenden Maori ihren Landsleuten am Waikato alle mögliche Hülfe leisteten, namentlich viele Felder mit Brotfrucht und mit Kartoffeln bestellten und die später gemachten Ernten nach dem Innern schafften. Allerdings waren auch schon vor Beendigung des Waikato-Feldzuges 600 englische Soldaten unter Oberst Gorre zum Schutz der Ansiedler nach der Bay of Plenty geschickt worden; da dieselben jedoch auf keinen Widerstand stießen, so beschränkten sie sich darauf, sich bei dem kleinen, gleichfalls an der Tauranga-Bucht gelegenen Orte Te Papa zu verschanzen.

Nach der Schlacht bei Orakau zogen viele Maori-Krieger nach der Bay of Plenty, deren flache und fruchtbare Ufer von zwei volkreichen Stämmen bewohnt wurden, den Ngatiporo und einem anderen Zweige der Ngatiawa, welche zusammen an tausend Krieger zu stellen vermochten und welche längst schon am Aufstand Theil genommen hätten, wenn sie nicht durch die näher bei Tauranga wohnenden, den Europäern freundlich gesinnten Stämme der Matata und Arawa abgehalten worden wären. Oberst Gorre verlangte Verstärkungen, und diese trafen bald, mit General Cameron selbst, ein. Fast gleichzeitig erhielten die Engländer die Nachricht, daß die Eingeborenen sich, 300 Mann stark, einige Meilen von Te Papa verschanzt hätten. Die Schanze erwies sich als eine besonders starke. Sie war nämlich nicht nur von dreifachen Wällen und Pallisadenreihen umgeben, sondern hatte vor diesen auch noch mehrere Reihen der schon früher erwähnten Schützengräben (rifle-pits).

Die Engländer hatten sich vorgesehen. Eine 110pfündige Armstrongkanone und acht kleinere, sowie 14 Mörser, bildeten das Werkzeug der Artillerie und 1780 Mann Infanterie und Kavallerie hatten bis zum Abend des 27. April 1864 die Festung ringsum eingeschlossen. Andern Morgens 7 Uhr begann die Kanonade. Die Eingeborenen erwiderten das Feuer, so gut sie dies mit ihren Gewehren zu thun im Stande waren; auch besserten sie den von den Kanonenkugeln angerichteten Schaden nach Möglichkeit aus, konnten aber nicht verhindern, daß nach einigen Stunden eine Bresche geöffnet wurde, welche den Engländern groß genug schien, um einen Sturmangriff möglich zu machen. Eine auserlesene Truppe von 300 Mann bildete

die Sturmkolonne, und eine Reserve von gleicher Anzahl war zur Unterstützung der Stürmenden bestimmt.

Alles ging nach Wunsch der Engländer. Die Stürmenden waren bereits in der Schanze und die Maori machten Anstalten, dieselbe auf der Rückseite zu verlassen. Da fanden sie den Weg durch ein ganzes Regiment Engländer verlegt, und nun wendeten sie sich mit rasender Wuth wieder um gegen die anstürmenden Truppen, welche plötzlich den Kopf verloren und die Flucht ergriffen. „There are thousands of them!“ „Tausende sind da drinnen“, schrieen sie und nichts vermochte ihre Flucht aufzuhalten. Die Reserve eilte herzu, Alles umsonst. Nun begannen auch die in den Schützengräben versteckten Maori ein mörderisches Feuer, und den Engländern blieb nichts übrig, als sich schleunig in ihr verschanztes Lager zurückzuziehen. Andern Tages war der Pa verlassen und es wurden in Allem nur zehn getödtete Maori gefunden, die Engländer dagegen hatten 47 Todte und 106 Verwundete, von welchen noch die Meisten ihren Wunden erlagen.

So glänzend nach dieser Eröffnung des Feldzuges an der Bay of Plenty die Sache für die Maori stand, so mußten sie doch bald wieder die Erfahrung machen, daß sie bei aller Tapferkeit den überlegenen Waffen und Streitkräften der Engländer auf die Dauer nicht Stand halten könnten. Der Feldzug in jenem Theile des Landes wurde aber insbesondere noch dadurch abgekürzt, daß die Arawa, von den Engländern durch Geld gewonnen, sich mit den Unterdrückern ihres Volkes vereinigten, und es den Engländern von da an möglich wurde, die zurückweichenden Feinde in die Wälder hinein verfolgen zu lassen.

Mit der im Juli 1864 erfolgten Einnahme des einige Stunden landeinwärts gelegenen Pa von Te Ranga konnte auch der Feldzug an der Plenty-Bai als beendet angesehen werden; wenigstens richtete General Cameron unterm 6. August eine Depesche an den Minister des Auswärtigen des Inhalts: „Am 5. und 6. August hat der Gouverneur von Neu-Seeland eine Zusammenkunft mit den Eingeborenen von Tauranga gehabt, wobei letztere sich unbedingt der Herrschaft der Königin unterwarfen und ihren Landbesitz dem Gouverneur zur Verfügung stellten. Es ist ihnen erlaubt worden, auf ihre Ländereien, von welchen nur ein kleiner Theil eingezogen werden soll, zurückzukehren.“

Gerade diese Konfiskationen sind es aber, welche das Verfahren der Engländer gegen die Maori in einem so äußerst schlimmen Lichte erscheinen lassen und welche in den Herzen der Maori selbst jenen glühenden, tödtlichen Haß gegen alle Pakeha entflammt haben, der sich nicht eher zufrieden geben will, als bis alle diese verruchten Habgierigen von dem neuseeländischen Boden vertilgt sind!

Als im Laufe des Jahres 1864 die Ohnmacht der Maori mehr und mehr zu Tage trat, bildete sich unter den Kolonisten Neu-Seelands allmälig die Ansicht aus und wurde auch von den Zeitungen recht lebhaft vertheidigt, daß die Regierung jetzt eigentlich das Land erobert habe und demnach berechtigt sei, den Vertrag von Waitangi, als durch den Aufstand

außer Kraft gesetzt, zu erklären, daß sie folglich den Eingeborenen einen entsprechenden Theil des Landes wegnehmen dürfte, um sich aus dem Erlös desselben für die Kriegskosten entschädigen zu können. Auch die Minister billigten diesen Plan. Sie hatten dem Gouverneur eine Denkschrift überreicht, in welcher sie den Vorschlag machten, sämmtliches während des Krieges von den englischen Truppen in Besitz genommene Land der Eingeborenen so lange zu behalten, bis davon für die Summe von drei Mill. Pfund Sterling verkauft sei und außerdem noch die Kosten für die Herbeischaffung von 15,000 Einwanderern aus Europa gedeckt wären.



Besiegte Maori legen bei Te Papa die Waffen vor den Engländern nieder.

Diesen Einwanderern sollten unentgeltlich Ländereien an der Grenze der Maori-Gebiete angewiesen werden; dafür sollten aber diese Kolonisten eine wirkliche Militärgrenze bilden, indem ihnen die Verpflichtung aufzuerlegen wäre, jederzeit, sobald sie dazu aufgefordert würden, gegen die Maori zu kämpfen. In den ersten drei Jahren sollten diese „Grenzer“ auch noch einen regelmäßigen Sold beziehen, und für alles Das wollte man sich an den unglücklichen Eingeborenen durch fernere Landkonfiskationen schadlos halten.

Der Gouverneur Grey konnte sich jedoch nicht entschließen, einem solchen Plane seine Zustimmung zu ertheilen, einem Plane, welcher, wie er ausdrücklich sagte, die gegen die Engländer erhobene Beschuldigung unzweifelhaft hätte rechtfertigen müssen, der Krieg sei von den Kolonisten nur zu dem Zwecke unternommen worden, die Eingeborenen um ihr Land zu bringen.

Nur mit dem letzten Theil des ministeriellen Planes, der Bildung der Militärkolonien, erklärte sich Grey einverstanden; auch wollte er einwilligen, daß das hierfür erforderliche Land konfiszirt werde.

Die Minister jedoch, im Vertrauen auf die Stimmung des Landes und die Billigung des Kolonialministers, des Herzogs von New-Castle, beeilten sich, beim neuseeländischen Parlament einen Gesetzesvorschlag einzubringen, in welchem die Konfiskation in der von ihnen beabsichtigten Ausdehnung ausgesprochen wurde, und dieses Gesetz erhielt rasch und ohne Widerspruch von irgend einer Seite die Billigung beider Häuser. Der Gouverneur legte sein Veto ein und verhinderte damit vorläufig die Ausführung des ungerechten Gesetzes. In England war unterdessen der Posten des Kolonialsekretärs in die Hände Cardwell's gekommen, eines Mannes, der von der Ländergier der englischen Kolonisten auf Neu-Seeland mit Widerwillen und Abscheu erfüllt und fest entschlossen war, die Maori, so viel in seinen Kräften stand, vor den Ungerechtigkeiten der Kolonisten zu schützen. Er billigte durchaus das Verfahren Grey's und verlangte auf das Bestimmteste, daß das neuseeländische Parlament keine ausgedehnten Landkonfiskationen beschließe. Auch die Aboriginal-Protection-Society nahm sich der Maori nach Kräften an. Aber Alles war umsonst!

Die weiße Bevölkerung auf Neu-Seeland war einmal entschlossen, selbst gegen den Willen der englischen Regierung, sich in den Besitz von so viel Land zu bringen, als nur zu bekommen war. Ueberall in den englischen Kolonien wurden Volksversammlungen gehalten, in welchen die heftigsten Ausfälle gegen den Gouverneur wie gegen den Kolonialsekretär gemacht und die Minister aufgefordert wurden, standhaft zu bleiben und sich weder durch Gouverneur Grey's Einwände, noch durch die Depeschen Cardwell's einschüchtern zu lassen. In einigen dieser Versammlungen traf die Minister sogar noch heftiger Tadel, daß sie nicht vorgeschlagen hatten, den Maori alles Land wegzunehmen; man hätte ihnen ja späterhin einen Theil davon als Lehen und unter der Bedingung des Wohlverhaltens zurückgeben können. Und die Volksversammlungen setzten ihren Willen durch!

Da Grey sich zu den vom Parlament beschlossenen Konfiskationen durchaus nicht verstand, so dankten die Minister ab, und der Gouverneur mußte sich zuletzt ein Ministerium gefallen lassen, welches zur ersten Bedingung machte, daß die Konfiskation in noch viel größerem Maßstabe, als früher gefordert worden, alsbald in Ausführung gebracht werde. Die Kolonisten auf Neu-Seeland haben auf solche Weise sich allerdings für die Millionen betragenden Kriegskosten einen Schadenersatz verschafft; allein sie können den Vorwurf niemals abschütteln, daß der gemeinste Eigennutz, die niedrigste Habgier ihre Handlungen geleitet haben, und daß diese „christlichen" Briten sich durch jenen unter dem Deckmantel christlicher Civilisation begangenen Landraub einer ganz unüberbotenen Niederträchtigkeit schuldig gemacht haben; denn alle diese Vorwürfe treffen nicht sowol die Regierung als vielmehr direkt das Volk selbst, das hier — besserer Einsicht zum Trotz — seinen eigenen Willen durchgesetzt hat.

Bei dieser Gelegenheit muß übrigens noch eines Umstandes gedacht werden, der, zum Theil wenigstens, das Mißtrauen erklärt, welches sich in der Konfiskationsfrage so deutlich gegen den Gouverneur gezeigt hatte, während derselbe Mann ja doch wenige Jahre vorher von Jung und Alt als der Retter der Kolonie begrüßt worden war.

Während des langen Krieges waren sehr viele Kriegsgefangene gemacht worden. Die meisten derselben hatte man entlassen, nachdem sie ihr Wort gegeben, daß sie nach Hause gehen und nicht wieder gegen die Engländer fechten wollten. Anders verhielt es sich mit den in Rangiriri im November 1863 gemachten 187 Gefangenen und mit mehreren, den Engländern in anderen Gefechten in die Hände Gefallenen, von welchen man annahm, daß sie viele ihrer Bekannten zur Rebellion verleitet hätten. Diese Alle, im Ganzen 214 Mann, wollte man besser verwahren. Da nun die Regierung kein Gefängniß zur Unterbringung einer so großen Zahl von Gefangenen besaß, so beschloß man, ein altes Schiff für diesen Zweck einzurichten und dasselbe in der Mitte des großen Hafens von Auckland zu ankern. Eine Compagnie deutscher Soldaten wurde angeworben und mit der Bewachung der Gefangenen beauftragt. Den Letzteren erging es ganz gut, man versah sie mit allen Bedürfnissen und vernachlässigte nichts, was ihnen ihre Lage erträglich zu machen geeignet war. Da fanden die rechnenden Kolonisten mit einem Mal, daß die Verpflegung und Bewachung dieser Kriegsgefangenen viel zu kostspielig sei; sicherlich müsse es ein billigeres Verfahren geben, das man in Anwendung bringen solle. Viele aber meinten auch, man solle diesen Rebellen, die mit den Waffen in der Hand ergriffen worden seien und die Andere zum bewaffneten Widerstand gereizt und verführt hätten, den Hochverrathsprozeß machen und sich ihrer für immer entledigen. Die Minister waren merkwürdiger Weise ganz derselben Meinung, und ohne die Entschiedenheit des Gouverneurs, der verlangte, daß man diese Gefangenen, ebenso wie mit den übrigen geschehen war, auf ihr Ehrenwort entlassen solle, wäre es den armen Maori wahrscheinlich noch schlimm ergangen. So gelang es aber dem Gouverneur endlich, nach langen, erbitterten Zänkereien mit seinen Ministern, daß alle 214 Gefangene auf die reizende kleine Insel Kawau gebracht wurden, welche etwa sechs geographische Meilen nördlich von Auckland liegt und eine Privatbesitzung des Gouverneurs bildete. Von nun an befanden sich die Kriegsgefangenen völlig in den Händen des Gouverneurs, der einen großen Theil seiner Zeit unter ihnen verweilte und Alles aufbot, um ihnen eine günstigere Meinung von den Engländern beizubringen. Auf diese Weise mochten etwa sechs Wochen verstrichen sein, als die überraschende Kunde nach Auckland kam, sämmtliche Gefangene, mit Ausnahme von drei oder vier, die wegen Krankheit nicht fort konnten, hätten die Flucht ergriffen. Diese Neuigkeit rief einen Sturm des Unwillens gegen Grey und seine Minister wach. Die Letzteren wurden getadelt, weil sie dem „Maorifreund", dem Gouverneur, gestattet hatten, die Gefangenen nach Kawau zu bringen, und jener selbst wurde geradezu beschuldigt, die Flucht der Gefangenen

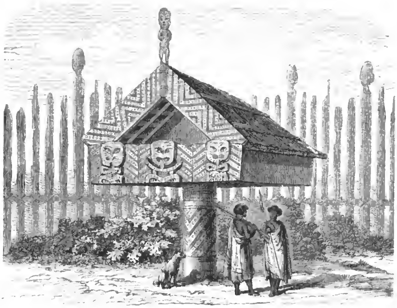
begünstigt zu haben, wie er ja überhaupt in allen Stücken die Partei der Maori zu ergreifen pflege.

Wie dem nun auch in dem vorliegenden besonderen Falle gewesen sein mag, die Flucht der Maori brachte den Gouverneur bei den Kolonisten um den Rest von Popularität, welchen er noch besessen, und trug wesentlich dazu bei, ihm seinen Posten zu verleiden. Wäre nur der Krieg zu seinem Ende gebracht und der Friede herbeigeführt gewesen, Grey hätte sein hohes Amt recht gern niedergelegt. So aber mochte er vielleicht befürchten, ein Anderer würde wol unter dem Druck der öffentlichen Meinung weniger gewissenhaft mit den Rechten der Eingeborenen umgehen, und deshalb entschloß sich Grey zu bleiben, so lange er es auszuführen im Stande wäre.

Die entsprungenen Gefangenen, von welchen die meisten am Waikato zu Hause waren, kehrten in ihre Heimat zurück, traten aber freilich beim Ausbruch des Wanganui-Aufstandes wieder in die Reihen der Aufständischen ein.

Endlich sei hier noch des Umschwungs in der öffentlichen Meinung über die neuseeländischen Verhältnisse in England selbst gedacht; eines Umschwungs, der um so erstaunlicher ist, als es sich dabei um das Aufgeben bequemer Ansichten und die Anerkennung sehr unbequemer Wahrheiten handelte. Beim Anfange der Verwickelungen mit den Maori scheint es, als seien alle echte Briten darüber einig gewesen, daß die Maori ihren Untergang und ihre Vertilgung durch die vielen früher an den Engländern begangenen Grausamkeiten reichlich verdient hätten. Es war dies just dieselbe Ansicht, die bekanntlich auch bei den Kolonisten auf Neu-Seeland die Oberhand behalten hatte und selbst heute noch nicht ausgerottet ist. Nach einigen Jahren jedoch begannen in England andere Stimmen sich hören zu lassen; namentlich zog „ein alter Feldoffizier" in einem Londoner Blatte scharf gegen die Kolonialregierung und gegen „Die Aucklanders" los. „Die Briten sind die Angreifenden", schrieb er, „und die Eingeborenen wissen, daß die Kolonisten nach ihrem Blute dürsten, weil diese in der Vertilgung der Maori das Mittel erblicken, am schnellsten ihr Ziel zu erreichen, welches in nichts Anderem besteht, als die Ländereien der Unglücklichen in Besitz zu nehmen. Den englischen Soldaten aber ist ein Krieg, den sie für solche schmutzige Interessen führen sollen, verhaßt und sie schämen sich, als Werkzeuge der Grausamkeit und Ungerechtigkeit dienen zu müssen."

Diese Sprache wirkte, so peinlich sie auch den britischen Ohren klingen mochte, und die Vertheidiger der Kolonisten wurden immer kleinlauter. Die Regierung jedoch faßte, wie bereits S. 90 erwähnt, den Entschluß, die englischen Truppen aus Neu-Seeland zurückzuziehen, sobald dies ohne augenscheinliche Gefahr für das Bestehen der Kolonie ausführbar sein würde.



Hütte eines Maori-Häuptlings.

4. Die Pai-Marire-Religion und der Frieden von 1865.

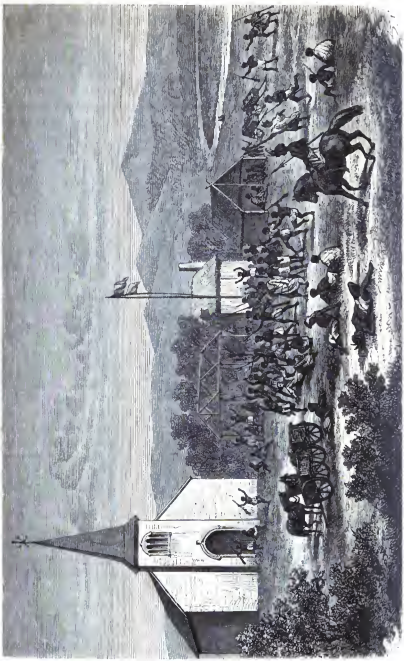
Die Ermordung des Hauptmanns Lloyd. — Lloyd's Kopf der Verkünder der neuen Lehre. — Die Pai-Marire oder Hau-Hau. — Grey's Feldzug nach Wanganui. — Ermordung des Missionärs Völkner. — Friedensschluß vom Juni 1865.

Der Aufstand der Maori war in der That gebrochen und eine dumpfe Verzweiflung hatte sich der unglücklichen Eingeborenen Neu-Seelands bemächtigt. Ihre besten Krieger waren erschlagen; es gab fast keine Familie mehr im ganzen Lande, die nicht den Verlust irgend eines Verwandten im Kriege zu beklagen gehabt hätte. Dazu gesellte sich die Noth. Große Strecken Landes konnten nicht, wie sonst, mit Feldfrüchten bestellt werden und als die Ernten ausblieben, kehrte der Hunger bei den Armen ein. All diesem Mißgeschick zum Trotz hielten sich die Anführer der Maori noch aufrecht. Sie hatten allerdings nicht viel mehr zu hoffen; bei den Landkonfiskationen hatten sie gerade große Strecken Landes verloren, die seit Jahren in gutem Anbau gehalten worden waren; aber dennoch sah sich der Gouverneur in seinen Erwartungen getäuscht. Die so sehnlich erwarteten Gesandten Thompson's oder des Königs, welche um den Frieden nachsuchen sollten, wollten immer noch nicht erscheinen. Im Gegentheil war es im Mai 1864 bei New-Plymouth von Neuem zu einem Zusammenstoß zwischen den englischen Soldaten und einem Haufen Maori gekommen, bei welchem die letzteren eine bis dahin in ihrer Kriegsführung ganz beispiellos gewesene Bestialität an den Tag legten.

Der Hauptmann Lloyd war mit 100 Mann von New-Plymouth abgeschickt worden, um die in der Umgegend der Stadt sich umhertreibenden Insurgenten zu verjagen. Lloyd hatte den Feind nach verschiedenen Richtungen hin aufgesucht; da er ihn jedoch nirgends finden konnte, so hatten sich die Soldaten mehr zerstreut, als sie unter anderen Umständen gethan hätten. Plötzlich aber wurde der Kapitän, der nur einige Leute bei sich hatte, von einem Haufen Maori umringt, und alle Gegenwehr half nichts. Lloyd und sieben Soldaten wurden erschlagen und die übrigen Engländer, die meisten davon schwer verwundet, nach New-Plymouth getrieben. Die Wilden zerrissen in einer Art wahnsinniger Wuth die Leiche des erschlagenen Hauptmanns, tranken sein warmes Herzblut und schnitten ihm darauf den Kopf ab, den sie neben dem Körper in die Erde verscharrten.

Diejenigen, welche Blut getrunken hatten, erzählten dann folgenden Tages, daß ihnen in der Nacht der Erzengel Gabriel erschienen sei und ihnen befohlen habe, Lloyd's Kopf wieder auszugraben und nach alter Maori-Weise zu trocknen und zu räuchern. Wenn dieses geschehen, so werde der Geist des Getödteten aus diesem Kopf sprechen und als Mittel eines direkten Verkehrs zwischen den Menschen und dem allmächtigen Gott dienen. Endlich müsse dieser Kopf den Maori-Scharen vorausgetragen werden, welche gegen die Pakeha ausziehen würden, um sie zu vernichten. In der That wurde nun auch Lloyd's Kopf ausgegraben, und kaum war dies geschehen, so fing derselbe nach der Behauptung der Maori zu sprechen an, ein Umstand, der sich wol am besten erklären läßt, wenn man berücksichtigt, daß es unter den Maori viele und ausgezeichnete Bauchredner giebt. Der Kopf verkündete, daß die Maori einen neuen Glauben annehmen, den Krieg gegen die Pakeha von Neuem beginnen und so lange fortsetzen müßten, bis diese vollständig aus dem Lande vertrieben wären. Gleichzeitig ernannte der Kopf die Oberpriester: den Heropapea oder Te-Uta aus Ngatiruanui, den Hepa-Naja aus Taranaki und den Matene Rangitauira aus Wanganui. Und — so abenteuerlich Alles klingt — die neue Religion wurde gestiftet und fand ungemein rasch eine große Verbreitung auf der ganzen Nordinsel.

Die Möglichkeit einer so plötzlichen Umwandlung, welche die von allen Missionären als so musterhaft geschilderten Christen plötzlich wieder in Aberglauben und Fanatismus versinken ließ, ist sicherlich in hohem Grade merkwürdig. Sie beweist übrigens Zweierlei. Erstens: daß es sehr thöricht war, mit den „glänzenden Erfolgen“ zu prahlen, wie solches die Missionäre mit ihrer Heidenbekehrung auf Neu-Seeland zu thun pflegten. Und zweitens: daß die christlichen Lehren nur sehr schwache Wurzeln bei den Maori geschlagen, in ihren Köpfen jedoch eine heillose Verwirrung angerichtet hatten. Mit derselben Leichtigkeit, mit welcher die wilden Neu-Seeländer die christlichen Dogmen annahmen und glaubten, vertauschten sie jetzt diese mit der neuen Lehre, welche aus einem bunten Gemisch von Christenthum, Judenthum und altem Maori-Aberglauben zusammengesetzt ist, und welche den Namen Pai-marire (d. h. gut und friedfertig) erhielt.



Die Priester und Verkünder der neuen Religion wußten sich in ganz kurzer Zeit eine unbegrenzte Gewalt über ihre Landsleute zu verschaffen, besonders dadurch, daß sie unter ihren Anhängern den Glauben verbreiteten, sie, die Priester, erhielten unmittelbar vom Erzengel Gabriel die Befehle Hau-Hau's oder Jehova's für das auserwählte Volk der Maori. Diese Befehle konzentrirten sich alle in dem einen von der Vertilgung aller Weißen auf den Neuseeländischen Inseln. Jeder neue Anhänger wurde dadurch zum Pai-marire eingeweiht, daß er Wasser trank, in welches Lloyd's Kopf eingetaucht worden war; solches Wasser wurde ihm auch unter verschiedenen Ceremonien über den Kopf gegossen, wobei der Aufzunehmende namentlich den Eid ablegen mußte, bei der Vertilgung der Weißen nach allen seinen Kräften mit zu helfen. Daß dieses Werk gelingen werde, stand bei den Gläubigen ganz fest, zumal der Erzengel Gabriel nach den Versprechungen der Priester mit einer ganzen Schar von Engeln den Maori Beistand leisten würde und die Gläubigen unter dem besonderen Schutz der Jungfrau Maria ständen. Dieser Schutz Maria's sollte so mächtig sein, daß keine Kugel den Gläubigen treffen und keine Waffe ihn im Kampf verwunden könne, wenn er nur das heilige Erkennungswort Hau-Hau recht schnell und oftmals ausspreche. Damit aber die Zahl der Gläubigen sich rasch vermehre, wurde die von den christlichen Missionären eingeführte Ehe wieder vollständig abgeschafft. Außerdem lehrten die Hau-Hau-Priester: Das Buch, welches die Heilige Schrift genannt werde, enthalte viele Entstellungen und Lügen und sei überhaupt ein von den Priestern durchaus verfälschtes Buch. Gott selbst habe gar keine Gesetze gegeben. Auch werde die Welt immerdar bestehen und eine ewige Verdammniß gebe es nicht. Wenn die weißen Unterdrücker von Neu-Seeland vertrieben wären, so würde die Auferstehung der Todten unter den Maori ihren Anfang nehmen. Alle, die zu dem auserwählten Volk gehörten und seit der Existenz des Volkes gestorben seien, würden wieder lebendig werden, um Theil zu nehmen an der ewigen Glückseligkeit, die von jener Zeit an bis in alle Ewigkeit auf Aotearoa herrschen werde; denn es gäbe nur einen Himmel, nämlich den, welchen die Menschen sich selbst erschafften.

Es ist leicht erklärlich, daß solche Lehren auf die rohen, aber phantastischen, leicht erregbaren Gemüther der Maori einen tiefen Eindruck machten, besonders nachdem es den Priestern auf eine bis jetzt noch nicht aufgeklärte Art mehrmals gelungen war, Verkündigungen von Vorfällen zu machen, die sich an weit entfernten Orten in dem Augenblicke der Prophezeiung zutrugen, und von denen, wie man glauben müßte, die Priester unmöglich Etwas hätten wissen können. Unbegreiflich aber bleibt das Eine, in wie kurzer Zeit es den Hau-Hau-Priestern gelang, alle Fortschritte der Civilisation und Gesittung unter den Maori wieder vollständig auszulöschen und sie zu Kannibalen und Ungeheuern zu machen, ärger noch, als sie vor der Ankunft der Europäer gewesen waren, obschon man auf der anderen Seite gestehen muß, daß die Kriegführung der Engländer, durch welche die Maori gleich wilden Thieren von einem Zufluchtsort nach dem

andern gejagt wurden, wie überhaupt ihr ganzes Verfahren, welches ja ungescheut darauf abzielte, den Eingeborenen das Erbe ihrer Väter zu entreißen, die Gemüther der Unglücklichen zur Wuth entflammen und der Verwilderung mit jedem Tage mehr zutreiben mußte.

Einige Wochen nach der Ermordung Lloyd's erschienen die Insurgenten, mit ihrer als Heiligthum betrachteten Trophäe an der Spitze, in großen Massen bei Wanganui, einer Stadt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, in der Nähe der Cooks-Straße. Die Besatzung der Stadt war klein; auch war der Platz nur schlecht zu vertheidigen. Um so größer war, wie sich denken läßt, die Bestürzung der Einwohner. Schon wurden Vorbereitungen getroffen, die Bewohner mit ihren besten Habseligkeiten auf einige Schiffe zu flüchten, als ihnen eine ganz unerwartete Hülfe erschien. Die Eingeborenen des Distrikts, welche sich bisher völlig neutral verhalten hatten, waren, erbittert über die Verletzung ihrer Neutralität, zu den Waffen geeilt und griffen unter Anführung ihrer beiden Häuptlinge Mete Kingi und Hemi Hapi die Insurgenten an. Ein mehrstündiger Kampf entspann sich, der erst zu Gunsten der treu gebliebenen Einwohner entschieden wurde, nachdem die Besatzung und die Bewohner von Wanganui zu Hülfe gekommen waren. Die beiden Anführer der Eingeborenen blieben todt auf dem Schlachtfelde; die Kolonialregierung ehrte später ihr Andenken dadurch, daß sie denselben in der Stadt Wanganui ein Denkmal errichten ließ.

Uebrigens gewann es den Anschein, als ob der Aufstand mit diesem Ueberfall Wanganui's noch einmal aufleben wollte. Von allen Seiten erhielten die Insurgenten Verstärkungen, und der Umstand, daß die den Engländern freundlich gesinnten Eingeborenen diesen Hülfe geleistet hatten, schien gerade für diese Eingeborenen selbst verhängnißvoll zu werden. Die Erbitterung der übrigen Maori gegen sie wuchs in kurzer Zeit der Art, daß ihre völlige Vernichtung zu befürchten stand, wenn ihnen die Regierung nicht schleunigst Hülfe und Beistand schickte.

Der Gouverneur, welcher besonders darüber erbittert war, daß sich eine große Zahl der früher von der Insel Kawau entsprungenen Kriegsgefangenen unter den Rebellen befand, forderte den General Cameron auf, einen Feldzug nach dem Distrikt Wanganui zu unternehmen. Cameron aber, dem nach Abzug der in Auckland, in Taranaki, am Waikato und an anderen Orten gelassenen Besatzungen immer noch 6000 Mann zur Verfügung blieben, und welcher außerdem auf die Unterstützung von fast tausend tapferen Eingeborenen zählen durfte, erklärte, er könne ohne weitere Verstärkungen von wenigstens 2000 Mann diesen Feldzug nicht unternehmen. Cameron wußte recht gut, daß er diese Verstärkung von der englischen Regierung nicht mehr erhalten würde, seitdem die Stimmung für Neu-Seeland in London vollständig in das Gegentheil der früher dort herrschend gewesenen Ansichten umgeschlagen war. Die britische Regierung war nicht nur des enorm kostspieligen und in jeder Beziehung unheilvollen, für die englischen Waffen obendrein noch so ruhmlosen Krieges müde; sie schämte sich auch der Ungerechtigkeit desselben, die ja dem blödesten Auge

klar geworden sein mußte, und wollte nicht haben, daß durch die fernere Unterstützung der habgierigen Kolonisten im Parlamente oder in den Zeitungen mehr solche Aeußerungen gethan werden möchten, wie die S. 53 und S. 98 angeführten.

Die englischen Truppen befanden sich aber noch in Neu-Seeland und die Regierung durfte dieselben in keinem Falle sofort zurückrufen, wenn sie nicht bei den Eingeborenen neue Hoffnungen auf einen erfolgreichen Widerstand gegen ihre Unterdrücker erwecken wollte. Immerhin darf jedoch als sicher angenommen werden, daß der General Cameron bereits vor der Einnahme von Orakau (im April 1864) vom Kriegsminister in England bestimmte Weisungen erhalten hatte, den begonnenen Feldzug so rasch als immer möglich zu Ende zu führen und sich, wenn dies geschehen, jeder Betheiligung an neuen Händeln zwischen den Kolonisten und den Eingeborenen streng zu enthalten, und damit stimmt auch das fernere Thun des Generals überein; denn, statt nach Grey's Aufforderung den Wanganui-Feldzug zu unternehmen, oder gar statt die Ankunft der verlangten 2000 Mann Verstärkungstruppen zu erwarten, schickte Cameron zwei Regimenter von den zu seiner Verfügung stehenden Truppen nach Hause zurück und ging selber nach Auckland, wo er so lange verweilte, bis er die mehrfach erbetene Erlaubniß, nach England abreisen zu dürfen, wirklich erhielt.

So gewichtig indessen die Gründe Cameron's sein mochten, sich nicht ferner an dem Maorikriege zu betheiligen, so läßt sich auf der anderen Seite doch auch nicht recht einsehen, warum der General die von Grey verlangte Hülfe für die den Engländern getreuen und ergebenen und darum von ihren eigenen Landsleuten mit dem Verderben bedrohten Eingeborenen verweigerte, zumal er sicher annehmen durfte, daß der Feldzug, um welchen es sich handelte, in ganz kurzer Zeit beendigt sein würde.

Cameron verhielt sich jedoch für alle Vorstellungen und Propositionen Grey's ablehnend; er erklärte aufs Bestimmteste, keinen Mann und keine Muskete hergeben zu wollen, und so blieb dem Gouverneur, wollte er anders den Bedrängten Hülfe bringen, nichts übrig, als sich selber an die Spitze der Kolonialtruppen zu stellen und zu versuchen, was er mit denselben ausrichten würde. Er raffte alle Streitkräfte, die ihm zu Gebote standen, zusammen; es waren 319 alliirte Eingeborene, 139 auf Kosten der Kolonie angeworbene Jäger und 25 Kavalleristen, zusammen 474 Mann. Nur mit Mühe gelang es dem Gouverneur, den General Waddy zu bewegen, daß er ihm 400 Mann britische Truppen zu leihen versprach, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dieselben nicht am Kampfe Theil nehmen dürften, sondern nur aufgestellt werden sollten, um der Armee ein besseres Aussehen zu geben. Von den versprochenen 400 Mann erschienen aber nur 200, und so mußten sogar die aufgestellten leeren Zelte der nicht erschienenen 200 Mann diesem merkwürdigen Kriegsheer noch zu einigem Ansehen verhelfen.

Und mit dieser Armee, kaum 700 Mann, zog Grey wirklich ins Feld, während Cameron eine zehnfach größere Zahl von Truppen hätte marschiren lassen können.

Der wichtigste Platz, welcher sich in den Händen der Insurgenten befand, war der Pa Wereroa, wenige Stunden von Wanganui gelegen und von etwa 250 Mann vertheidigt. Es gelang Grey mit Hülfe der befreundeten Eingeborenen in dem Distrikt selbst, ganz in der Nähe des Pa eine Schanze zu errichten, von welcher aus seine Artillerie das feindliche Werk bestreichen konnte, und es bald unhaltbar machte. Freilich vermochte Grey nicht zu verhindern, daß die Feinde sich unverfolgt, und ohne großen Verlust erlitten zu haben, in die Wälder zurückzogen. Cameron hätte die Truppenmacht besessen, ihnen diesen Rückzug abzuschneiden.

Auch der Gouverneur, welchem die „Briefe des alten Feldoffiziers" (S. 98) sicherlich nicht unbekannt geblieben waren, hatte offenbar eine Ahnung davon, daß General Cameron bald den Befehl erhalten würde, seine Truppen aus Neu-Seeland wegzuziehen; er wünschte deshalb sehnlichst einen Friedensschluß und erließ eine Proklamation nach der andern, worin er die Eingeborenen aufforderte, die Waffen niederzulegen und ihren Unterthanen-Eid zu erneuern. Er bot Allen, welche sich innerhalb einer bestimmten Frist unterwerfen würden, vollständige Amnestie an, erklärte, daß kein Land mehr konfiszirt werden und den Eingeborenen in Zukunft das Recht zustehen sollte, ihr Land nach Belieben zu verkaufen, an wen sie wollten; endlich versprach er ihnen Gesetze, die den Maori das Recht ertheilen sollten, in beiden Häusern des neuseeländischen Parlaments zu sitzen und zu stimmen.

Alle diese Versprechungen wollten indessen wenig helfen. Zu oft schon waren die Eingeborenen von den Engländern getäuscht worden, und es kränkte sie nicht wenig, daß die früher ausgeführten Landkonfiskationen, die sie für durchaus ungerecht hielten, in Kraft bleiben sollten. Besonders erbitterte die Maori der Umstand, daß auf den konfiszirten Ländereien jetzt so viele militärische Ansiedler lebten, denen die Grundstücke bekanntlich (vergl. S. 95) unter der besonderen Bedingung überwiesen worden waren, daß sie stets bereit sein müßten, die Waffen gegen Diejenigen zu ergreifen, welche früher die Besitzer ihres jetzigen Eigenthums waren. Die vielen traurigen Erfahrungen aber, welche die Maori auf der anderen Seite während des mehrjährigen Krieges gemacht hatten, mußten sie freilich auch belehren, daß sie auf die Dauer unmöglich im Stande wären, den englischen Waffen Widerstand zu leisten.

Zu Anfang des Jahres 1865 war der Sitz der Regierung von Auckland nach Wellington verlegt worden. Sir George Grey liebte aber diese Stadt so wenig wie seine Minister und zog es vor, auf seiner friedlichen Insel Kawau zu wohnen, wo er seine Tage, abgeschieden von der Welt, in beschaulicher Ruhe genießen konnte. Die Angelegenheiten des Landes schienen auch in der That nach und nach in ein friedliches Geleise einzulenken, obwol von keiner Seite irgend Etwas zur Herstellung eines förmlichen Friedensschlusses unternommen wurde. Aus dieser Ruhe wurde Grey durch die Nachricht von dem grausigen Mord aufgerüttelt, den die Maori im März 1865 an dem Missionär Völkner begingen. Karl Sylvius Völkner war in Kassel geboren, hatte seine Ausbildung als lutherischer Geistlicher und Missions-

prediger in Hamburg erhalten und war von der norddeutschen Missionsgesellschaft nach Neu-Seeland geschickt worden. Dort trennte er sich jedoch von dieser Gesellschaft und trat auf Betreiben des Bischofs Selwyn zur Anglikanischen Kirche über. Anfangs predigte Völkner in Taranaki, ging darauf nach der Ostküste und siedelte sich zuletzt in Opotiki an, wo er der Mission Jahre lang vorstand und ein hübsches, werthvolles Grundeigenthum besaß.

Beim Ausbruch des Krieges war Völkner mit seiner Frau nach Auckland gezogen. Da nun aber die Aufregung sich hinreichend gelegt zu haben schien, beschloß er, an seinen alten Wohnort zurückzukehren, und führte diesen Entschluß, dem Rathe vieler Freunde entgegen, wirklich aus. Anfangs März landete Völkner in Opotiki. Die Eingeborenen empfingen ihn mit großer Zurückhaltung; Einige sprachen ganz offen die Ansicht aus, er hätte besser gethan, wenn er weggeblieben wäre, denn sie hätten jetzt eine neue Religion angenommen und brauchten keine christlichen Prediger mehr. Kurz zuvor war nämlich eine Anzahl Pai-marire aus Taranaki angekommen; diese hatten den Kopf eines von ihnen ermordeten Engländers mitgebracht, und es gelang ihnen nach wenig Tagen, die Maori-Christen von Opotiki für die neue Lehre zu gewinnen. Ein römisch-katholischer Priester, Namens Grange, war von ihnen zur Flucht gezwungen und Völkner's Wohnhaus war gestürmt und ausgeplündert worden. Statt sich durch diese ernsten Vorgänge warnen und zur Umkehr bewegen zu lassen, ging Völkner in sein Haus und begann dasselbe auszubessern. Die Schiffsmannschaft war damit beschäftigt, die Ladung löschen. Bei diesem Geschäft wurde sie von einer wilden Bande überrascht, die alle Männer knebelte und in sicheren Gewahrsam brachte. Die Schiffsladung wurde ans Land geschleppt und vertheilt. Darauf zog die ganze Rotte, die Hau-Hau von Taranaki und Eingeborene von Opotiki, unter der Anführung des Priesters Korkopa vor Völkner's Haus. Der Missionär wurde festgenommen und ihm verkündigt, daß er sterben müsse. Die christlichen Missionäre hätten eine falsche Lehre gepredigt, und die Annahme derselben habe die einst so glückliche Nation der Maori dazu geführt, daß sie jetzt unterdrückt und geknechtet werde. Deshalb müßten Alle umgebracht werden, welche ihnen diesen falschen Glauben gepredigt hätten. Die Hau-Hau entkleideten den Gefangenen und die „Christen“ unter den umstehenden Maori ließen Alles ruhig geschehen. Um 2 Uhr Mittags führten die Wilden den unglücklichen Mann unter eine Trauerweide in der Nähe seines Hauses, verbanden ihm die Augen, gaben ihm noch einige Minuten Zeit zum Beten und erhängten ihn an dem Baume unter teuflischem Geschrei und Gelächter der zahlreichen Zuschauer. Der Leichnam wurde grausam verstümmelt, das Herz unter die Anwesenden vertheilt und verzehrt, der Kopf aber vom Rumpf getrennt, das Hirn und die Augen herausgerissen und der Schädel nachher im Triumph herumgetragen, während die Eingeborenen das herabtröpfelnde Blut auffingen und mit Begierde verschlangen.

Dieser Mord erregte Entsetzen und Grauen auch unter den Maori selbst.

Der König und Thompson, obwol sie selbst eifrige Anhänger der neuen Lehre waren, richteten Schreiben an den Gouverneur, worin sie ihren tiefen Abscheu vor dieser schrecklichen That aufs Bestimmteste aussprachen und erklärten, daß sie den Mördern keinen Schutz gewähren würden, wenn die englische Regierung sie zur Verantwortung und Strafe ziehen wollte. Auch auf viele andere Maori scheint dieses Verbrechen einen gewaltigen Eindruck gemacht und ihnen gezeigt zu haben, zu welchem Grade von Verwilderung und Barbarei die Fortdauer des Kriegszustandes sie alle zu führen drohe. Welchen Einfluß auf ihre späteren Entschlüsse diese oder ähnliche Ueberlegungen gehabt haben mögen, läßt sich nicht wohl entscheiden; aber nicht lange nachher verbreitete sich das Gerücht, die Häupter des Aufstandes wären endlich geneigt, um Frieden zu bitten. In der That erhielt im Juni 1865 ein Vertrauter des Gouverneurs, George Graham, ein Schreiben von Thompson, worin derselbe unumwunden erklärte, daß der König, der Häuptling Rewi und er selber bereit seien, sich zu unterwerfen, und daß er wünsche, Graham möge, mit Vollmacht vom Gouverneur versehen, nach Tamahere kommen, wo er ihn erwarten wolle. Graham begab sich sofort nach Empfang dieses Schreibens zu dem Gouverneur nach der Insel Kawau. Da sich aber sämmtliche Minister in Wellington befanden, welche Stadt zur See an hundert geographische Meilen von jener Insel entfernt ist, so war der Gouverneur außer Stande, eine ordnungsmäßig von einem Minister kontrasignirte Vollmacht auszustellen. Um aber den günstigen Augenblick nicht unbenutzt verstreichen zu lassen, gab der Gouverneur dem Unterhändler ein Privatschreiben an Thompson mit und Graham reiste ab.

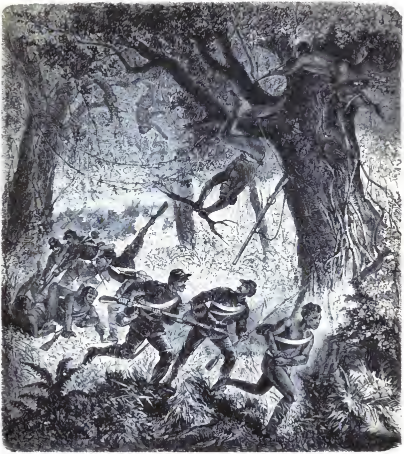
In Tamahere wurde der Gesandte des Gouverneurs zuvorkommend empfangen und ihm mitgetheilt, daß Rewi und der König zwar nicht anwesend seien, daß sie jedoch Thompson beauftragt hätten, auch in ihrem Namen die Unterhandlungen zu führen. Thompson, vor wenig Jahren noch ein stolzblickender Mann, sah kummervoll und gebeugt aus. Die Aufregungen und Strapazen des Krieges hatten tiefe Furchen in seinem Gesichte zurückgelassen, und den paar alten Männern, welche seine Umgebung bildeten, merkte man nicht weniger die Sorgen und den Kummer an, die ihnen am Herzen nagten. Die Fluren um das Dorf herum, die früher wohl angebaut waren, lagen brach, wüste und verödet. Die Spuren des Krieges waren überall deutlich zu sehen. Wie groß der Mangel bei den Maori geworden sein mußte, ergiebt sich wol am besten daraus, daß Thompson nichts mehr besaß, um seinen Gast nach Gebühr bewirthen zu können und daß er sich deshalb bei ihm entschuldigen mußte. Eine leere Ausrede war dies sicherlich nicht, denn die Maori halten noch Etwas auf die Gastfreundschaft.

Der Hauptgegenstand der Unterredung betraf natürlicher Weise die Landkonfiskationen, die besonders Thompson sehr hart betroffen hatten. Er erklärte jedoch, daß er sich in sein Schicksal finden würde, und daß er nur hoffe, die Regierung werde ihm nach abgeschlossenem Frieden einen Theil seines Eigenthums zurückgeben. Nun scheint es, als ob Graham in

dieser Beziehung bestimmte Zusicherungen gemacht habe, und Grey's Brief, den Thompson später veröffentlichte, enthält gleichfalls eine, auf eine solche Eventualität hinweisende Stelle. Es heißt nämlich darin: „Auch wird die Regierung von den Mitteln Gebrauch machen, welche sie jetzt in Händen hat, um die harten Verluste, welche der Minister erlitten, möglichst zu ersetzen." Dennoch hat Thompson nie wieder Etwas von den ihm konfiszirten Ländereien zurückerhalten, obwol er in eigner Person kurze Zeit nach der Unterredung mit Graham bei den feindlichen Vorposten erschien, und vor den besonders dazu ernannten Beamten feierlich seinen Unterthanen-Eid erneuerte. Der König und Rewi ließen sich nicht zu einem solchen Schritte bewegen; sie erklärten jedoch, daß sie die Landkonfiskationen anerkennen und nichts Feindliches gegen die Regierung oder deren Truppen unternehmen wollten, wenn man sie unbelästigt auf Rewi's Besitzungen im Innern der Insel lassen wollte.

Die Mörder Völkner's wurden, wie versprochen, ausgeliefert und von dem englischen Gericht zum Tode verurtheilt; dieses Urtheil ward auch zur Ausführung gebracht, ohne daß irgendwo im Lande eine Stimme dagegen oder zu Gunsten der Mörder laut geworden wäre, und nachdem noch verschiedene kleine Insurgentenbanden verjagt waren, die in Taranaki und an der Ostküste ihr Wesen getrieben hatten, wurde der Krieg als beendet angesehen.

Die englischen Truppen verließen Neu-Seeland; nur in Auckland und in Wellington verblieb vorläufig je ein Regiment, bis die neuseeländische Miliz organisirt sein würde, zu deren Bildung man ungesäumt schritt, nachdem die englische Regierung mit Bestimmtheit erklärt hatte, daß die Kolonisten in Zukunft sich selber zu schützen und bei einem etwaigen Wiederausbruch der Feindseligkeiten nicht mehr auf die Hülfe des Mutterlandes zu rechnen hätten. Allerdings verfügte die Kolonialregierung bekanntlich auch über die Militärkolonisten, deren Zahl durch neue Anwerbungen fortwährend im Zunehmen begriffen war, sowie über einige Kompagnien angeworbener Truppen. Auch glaubte man wirklich, sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, die Maori würden jetzt so schnell keinen neuen Aufstand wagen, und so werde man sehr leichte Arbeit damit haben, sie von nun an in der Unterwerfung zu erhalten. Wie wenig diese letztere Hoffnung begründet war, sollten die Ereignisse der nächsten Zukunft bereits zeigen. Das Feuer des Rassen-Hasses war nicht ausgelöscht, sondern nur zugedeckt; man wollte es freilich zum Ersticken bringen, aber es glimmte unter der Asche fort, um bei der nächsten günstigen Gelegenheit wieder in hellen Flammen aufzuschlagen.



Die Maori im Hinterhalte. (Der Buschkrieg auf Neu-Seeland.)

5. Die Rückkehr der nach den Chatham-Inseln Verbannten.

Die Verschwörung. — Landung der Gefangenen auf Neu-Seeland. — Erneuter Kampf. — Schließlicher Ausgang desselben. — Das Aussterben der Maori.

Nicht zum zweiten Mal wollte man die während der letzten Monate des Krieges gemachten Gefangenen in Grey's Verwahrung geben, sondern beschloß vielmehr, diese Kriegsgefangenen nach den Chatham-Inseln (Warrekauri) zu schicken. Die genannten Inseln werden nämlich von den Engländern als zu Neu-Seeland gehörig betrachtet, seitdem in den Dreißiger Jahren die Maori einen Kriegszug gegen die Bewohner jener Inseln ausgeführt und viele derselben getödtet, die übrigen aber zu Sklaven gemacht hatten. Wenn man die gefangenen Maori dorthin brächte — so tröstete man

sich — wären sie außer Verbindung mit ihrer Heimat und demzufolge auch für alle Zeiten unschädlich gemacht.

Wie groß mußte deshalb das Erstaunen und die Ueberraschung für die Bewohner Wellington's und der ganzen Kolonie sein, als man erfuhr, die nach Warrekauri deportirten Maori hätten sich befreit und seien auf einem der Regierung gehörigen Schiffe wieder auf Neu-Seeland angekommen!

So verhielt es sich jedoch in der That.

Der Schooner „Rifleman" war gegen Ende Juni 1868 nach den Chatham-Inseln gekommen, um den die Deportirten überwachenden Soldaten verschiedene Vorräthe zu bringen. Die Maori, unter denen sich viele Anhänger der Pai-marire-Religion und sogar einige Propheten der neuen Lehre befanden, hatten bereits vorher, heimlicher Weise, die erforderlichen Verabredungen getroffen und beschlossen, sich dieses Schiffes zu bemächtigen. Sie wußten nämlich aus früherer Erfahrung, daß ein solches Schiff alle Vierteljahre ankommen müsse, und konnten demgemäß alle Einzelnheiten des Planes vorher in Ueberlegung ziehen. Te-Kuti, einer der Propheten, war der Anführer der Verschworenen. Sobald das Schiff vor Anker lag, gab er das verabredete Zeichen und das Nächste, was geschah, war, daß alle Gefangenen über die Wachen herfielen und die Soldaten an Händen und Füßen banden. Einer, welcher Widerstand leisten wollte, wurde alsbald mit einem Keulenschlage getödtet; es war das einzige Opfer, welches die Rebellion forderte. Der oberste Beamte auf den Inseln, Kapitän Thomas, wurde gleichfalls gefesselt und die Anführer setzten sich in Besitz seiner Verwaltungsgelder im Betrage von 400 Pfund Sterling. Gleichzeitig bemächtigten sich die Aufständischen des Schiffes und seiner Mannschaft, die an Bord des Fahrzeugs scharf bewacht wurde. Alles gelang aufs Beste. Die wenigen Eingeborenen von Warrekauri und die paar dort lebenden Europäer waren zu jedem Widerstand zu schwach und mußten es sogar dulden, daß die Rebellen aus ihren Häusern Geld, Flinten und Schießbedarf wegnahmen. Zuletzt brachten die Maori ihre Frauen und Kinder auf das Schiff und segelten am 4. Juli 1868 ab. Es waren in Allem 163 Männer, 64 Frauen und 71 Kinder. Drei Männer und eine Frau wollten sich nicht mit einschiffen und blieben zurück. Die Bemannung des Schiffs wurde genöthigt, die Empörer nach Turanga an der Poverty-Bai zu bringen. Dort landeten sie und begaben sich ruhig zu ihren Stämmen und Angehörigen zurück; das Schiff ließen sie ziehen. Es darf auch sicher angenommen werden, daß, wenn man sie in Ruhe gelassen hätte, Alles ganz friedlich verlaufen wäre. Wenigstens ist ganz klar erwiesen, daß sie auf den Chatham-Inseln und während der Ueberfahrt keine Grausamkeit gegen irgend Jemand begangen hatten. Vielmehr hat ein Beamter, welcher an Ort und Stelle geschickt wurde, um einen Bericht über dieses merkwürdige Ereigniß abzustatten, besonders betont, daß „diese Bande siegreicher Fanatiker" eine bewunderungswürdige Umsicht und eine preiswürdige Mäßigung bei der Ausführung ihres Planes bewiesen, und von Rachsucht keine Spur gezeigt habe. Als z. B. Kapitän Thomas sich

beklagt hatte, daß die Stricke, mit welchen er gebunden worden, zu fest angezogen seien, hätten die Maori ihm dieselben lockerer gemacht.

Statt nun von der Rückkehr dieser Kriegsgefangenen gar keine Notiz zu nehmen, wurden bewaffnete Konstabler, Freiwillige und mehrere Kompagnien Soldaten gegen sie ausgeschickt, um sie zu ergreifen und nach dem Orte ihres Exils zurückzubringen.

Seitdem begannen die Scharmützel von Neuem. Die Maori bildeten Banden, überfielen die Kolonisten in ihren Besitzungen, und mordeten erbarmungslos Alles, was ihnen in die Hände fiel, Männer, Weiber und Kinder; sie zerstreuten und vertrieben die Herden, brannten die Häuser und Scheunen bis auf den Grund nieder und verwandelten ganze Distrikte, die der Kultur für alle Zeiten gewonnen zu sein schienen, wiederum in furchtbare Einöden und traurige Wildniß.

Das Kriegsglück war sehr wechselvoll. Bald entflohen die Maori, bald mußten die Truppen vor dem Feinde das Feld räumen.

Am 8. Aug. vertrieb Oberst Whitmore die Rebellen aus einem Pa, den sie an der Poverty-Bai errichtet hatten. Da sich jedoch die Maori in die nordöstlich von dieser Bai gelegene Wildniß zurückzogen, so mußte von ihrer Verfolgung Abstand genommen werden. Am 7. Nov. griff Whitmore mit 300 Europäern und 80 freundlich gesinnten Eingeborenen den Pa Okutuku an der Wairoa in der Hawkes-Bai an; er wurde mit großem Verluste zurückgeschlagen. Während aber die Soldaten von dieser Seite die Eingeborenen nach dem Innern drängen wollten, unternahmen diese von ihren Verstecken aus einen Ueberfall gegen eine der europäischen Ansiedlungen an der Poverty-Bai, wobei alle Bewohner der Niederlassung getödtet wurden bis auf einen achtjährigen Knaben, dem es noch rechtzeitig gelang, sich zu verbergen, und der einige Tage nach dem Blutbade von benachbarten Ansiedlern gefunden wurde. Vier Wochen später, am 5. Dez., gelang es den Maori, die Eskorte zu verjagen, welche den Engländern an der Poverty-Bai Vorräthe zuführen sollte; bei dieser Gelegenheit erbeuteten sie acht Wagen voll Pulver und eine große Menge Waaren.

Unterdessen hatte auch der Krieg an der Westküste in der Gegend von Wanganui wieder begonnen. Dort hatte Oberst Mac Donnell eine Anzahl kleiner Dörfer zerstört, nachdem von einem der Rebellenanführer, Tito Kowaru, ein englischer Posten bei Waihi angegriffen und versprengt worden war. Am 20. August überfiel und zerstörte der Oberst Mac Donnell mit 350 Soldaten einen Pa; aber am 7. September erlitten die Weißen eine empfindliche Niederlage. Diesmal hatten sich die Maori vorgesehen und einen schmalen Waldpfad besetzt, auf welchem, wie ihnen verrathen worden war, die Engländer kommen würden. Ueberall hinter den Bäumen und zwischen den Aesten versteckt, warteten sie mehrere Stunden lang den Anmarsch des Feindes ab. Und in der That kam den Engländern dieser Ueberfall so überraschend und plötzlich, daß einige Zeit verstrich, ehe sie sich zur Wehre setzten. Fünf Offiziere blieben gleich Anfangs auf dem Platze; unter ihnen befand sich auch ein Deutscher, der Major von Tempsky,

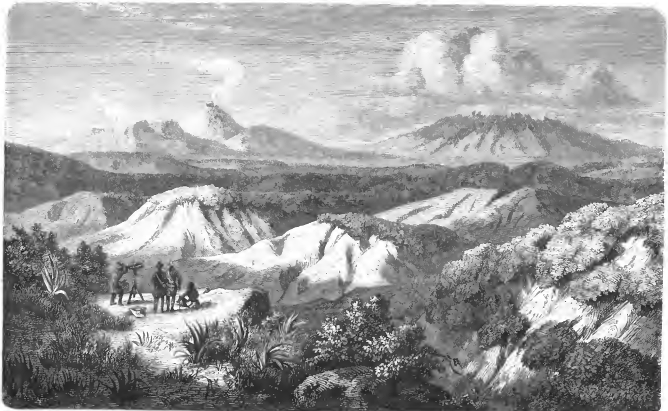
welcher seit Jahren gegen die Maori focht und dessen Name während dieser Zeit in der Kolonie oftmals genannt worden war. Er fiel, von der Kugel eines Maori durchbohrt, der sich zwischen den Zweigen eines Baumes versteckt hatte. Den Engländern hielt es überhaupt schwer, die Feinde, von denen sie rings umstellt waren, in ihren Verstecken zwischen Gebüsch und Schlingpflanzen aufzustöbern. Endlich gelang es ihnen, den Rückweg aus dem Walde zu gewinnen. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß alle diese Zusammenstöße ohne rechte Bedeutung blieben. Die Maori brachen bald da, bald dort, in kleinen Abtheilungen hervor, und es ist schließlich als beinahe sicher anzunehmen, daß ihre Zahl von Anfang an viel zu viel überschätzt wurde.

Da jedoch die Empörer über weite Räume zerstreut leben und sich ein einziger großer Schlag gar nicht gegen sie führen läßt, so verzettelt sich Alles und zieht sich endlos in die Länge. Bis Anfang August 1869 waren drei Expeditionen gegen die Eingeborenen ausgesandt worden; die Kolonisten hatten große Ausgaben dafür gehabt, ohne daß irgend ein nennenswerther Erfolg davon sichtbar geworden wäre. Der Aufstand schien vielmehr damals noch im Wachsen begriffen zu sein und große Unruhe herrschte im Lande. Ein Vierteljahr später berichteten dagegen die neuseeländischen Zeitungen, daß es in dem Rebellendistrikte anfange ruhiger zu werden; insbesondere hätten in den letzten paar Wochen keine so furchtbaren Niedermetzelungen von Kolonisten mehr stattgefunden, wie solche vorher an der Tagesordnung gewesen seien. Dennoch fand die Regierung es immer noch angezeigt, für alle Fälle geeignete Vorsorge zu treffen, und ließ sich demgemäß von der Gesetzgebenden Versammlung die Unterhaltungskosten für 1500 Mann angeworbene Soldaten auf die Dauer von fünf Jahren bewilligen.

Seitdem hat der Aufstand in der That mehr und mehr abgenommen und die neuseeländischen Blätter vom Januar 1870 geben sogar an, er sei vollständig im Erlöschen begriffen. Te-Kuti, der Hauptheld in diesem Kriege, ist verwundet und soll von den meisten seiner früheren Anhänger verlassen worden sein, sodaß man sogar daran denkt, es werde gelingen, diesen Anführer einzufangen.

Jedenfalls trösten sich die englischen Kolonisten damit, daß der Ausgang des Kampfes unzweifelhaft ist und daß die Maori rascher aussterben, als man vor 20 Jahren nur dachte.

Zu Cook's Zeiten belief sich die Maori-Bevölkerung Neu-Seelands auf mehr als eine halbe Million Menschen. Im Jahre 1842 war dieselbe aber schon auf 106,000 zusammengeschmolzen. Acht Jahre später lebten nur noch 70,000 und nochmals acht Jahre später nur noch 56,000. Wie viele jetzt noch von der ganzen Nation übrig sind, weiß man in der That nicht genau anzugeben, denn über große Strecken Landes, aus welchen die Regierung in früheren Zeiten sehr leicht Berichte hatte erhalten können, erfährt sie jetzt seit Jahren Nichts mehr. Nur so viel steht fest, daß, wenn man eine Verminderung in demselben Maße annehmen wollte,



Tongariro und Ruapahu vom Berge Ngariha aus. Nach von Hochstetter.

wie sie von 1842—1858 stattgefunden, die Urbevölkerung Neu-Seelands sich jetzt, im Jahre 1870, auf etwa 45,000 Menschen belaufen könnte. Nun gesellt sich aber die Dezimirung durch den Krieg dazu, sowie die Noth und das Elend, welches derselbe, wie überall, so auch hier im Gefolge hat, und wenn man dies mit berücksichtigt, so darf wol mit einiger Sicherheit angenommen werden, daß die Zahl der Eingeborenen gegenwärtig nicht mehr als 40,000 betragen wird.

Die Zahl der waffentüchtigen Männer kann höchstens noch 10,000 ausmachen, und von diesen sind Viele mit den Engländern befreundet oder leben wenigstens in Frieden mit ihnen. Die Zahl der feindlich Gesinnten dürfte sich höchstens noch auf den dritten Theil jener Zahl belaufen.

Diese Ueberreste der eingeborenen Bevölkerung sind aber sehr ungleich über die Inseln vertheilt. Weitaus die meisten, vielleicht sieben Achtel von Allen, wohnen in den Provinzen Auckland, Wellington und Hawkesbai; in Taranaki sind vielleicht noch 2000; auf der Südinsel wohnen im Ganzen noch etwa 2000; 250 leben auf der Stewartsinsel und etwa 300 auf den Chatham-Inseln. Eine besonders auffallende Erscheinung ist der Kindermangel bei den Maori. Eine Mutter von vier Kindern war schon vor zehn Jahren eine Seltenheit geworden; wo aber bei einem Volke die Kinder fehlen, ist es sicherlich seinem Untergange nahe. In hundert Jahren wird die Maorirasse wol so ziemlich ausgestorben sein.

Die Maori selbst sind sich dessen auch vollkommen bewußt und sehen mit stumpfer Gleichgiltigkeit ihrem unabwendbaren Geschicke entgegen. Sie sagen: „So wie der Klee das Farrenkraut tödtete, und der europäische Hund den Maori-Hund, wie die Maori-Ratte von der Pakeha-Ratte vernichtet wurde, ebenso wird nach und nach unser Volk von den Europäern verdrängt und vernichtet werden.“ Es ist auch ganz unwahrscheinlich, daß irgend ein Rest dieses Geschlechtes die europäische Civilisation so vollständig in sich aufnehmen könne, daß er neben der mehr und mehr die Oberhand gewinnenden europäischen Bevölkerung fortzubestehen im Stande wäre, denn merkwürdiger Weise sind die Maori nicht fähig, die englische Sprache zu sprechen. Sie vermögen es wol, dieselbe lesen und schreiben zu lernen, aber sie können die englischen Laute, „die wol in ihr Ohr gehen, nicht wieder aus ihrem Munde hervorbringen.“ Daher erklären sich jene sonderbaren Wortveränderungen, wie Nuitireni für New-Zealand, Kariri für Galiläa, Wikitoria te Kuini o Ingarangi für Victoria Queen of England 2c., die zum Theil schon früher Erwähnung fanden. Während in anderen britischen Besitzungen die Eingeborenen sich bequemen müssen, die Sprache ihrer Beherrscher zu erlernen, sind in Neu-Seeland die Engländer gezwungen, die Maori-Sprache zu sprechen, um mit den Eingeborenen verkehren zu können.

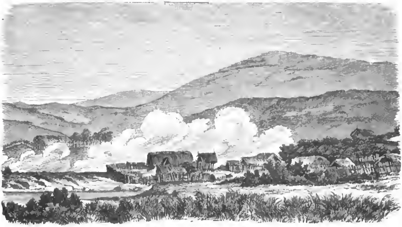
Auch läßt sich wol kaum der Beweis liefern, daß die bisherigen Fortschritte der Maori in der Civilisation zur sittlichen Hebung und Kräftigung dieses Volkes im Großen und Ganzen etwas Wesentliches beigetragen hätten. Man darf dabei nicht nach dem vornehmen Häuptling urtheilen,

der seine Ländereien verkauft und sein Vermögen in englischen Stocks angelegt hat, in der Stadt wohnt und im sorgfältig gewählten schwarzen Anzuge regelmäßig die Börse besucht oder im Kaffeehaus Anstrengungen macht, sich, wie ein Engländer, in die Lektüre der Zeitungen zu vertiefen.

Wenn man erfahren will, wie bei den Maori die europäische Kultur sich ausnimmt, so muß man zu ihnen hinaus aufs Land gehen, wo sie in ihren Dörfern beisammen wohnen, und muß sehen, wie sie dort, in schmuzige, zerlumpte Decken gehüllt, vor ihren Hütten auf dem Boden kauern und sich die Zeit mit Scherzen und Rauchen vertreiben, statt die Feldarbeiten zu besorgen. Allerdings sagen sie, dazu hätten sie ja die Pflüge und andere Geräthe. Das ist wahr, sie haben sogar Mäh- und Dreschmaschinen, Mehl- und Oelmühlen 2c. Wo aber früher 30 Männer ein Stück Land mit dem Spaten bearbeiteten, um es mit Korn oder Kartoffeln zu bestellen, da sitzen diese jetzt, während der Pflug die Arbeit thut, um den Acker herum und plaudern mit einander, wie schön es doch sei, daß die Europäer solche Werkzeuge erfunden haben, damit man nichts mehr zu arbeiten brauche. An eine Ausdehnung ihres Landbaues denken die Maori nicht, wol aber entwöhnen sie sich der Arbeit, von der sie nie große Freunde gewesen, mehr und mehr und sind zuletzt zufrieden, wenn sie Kartoffeln angebaut haben, die nur ausgegraben zu werden brauchen, wenn man sie essen will, und die man nicht erst, wie das Korn, muß in Mehl verwandeln lassen. So ist es gekommen, daß jetzt schon in manchen Gegenden die Kartoffeln die anderen Feldfrüchte verdrängt haben, weil diese mehr Arbeit im Anbau und in der Zubereitung als Nahrungsmittel verursachen.

Wie mit dem Ackerbau, so verhält es sich mit vielen anderen Unternehmungen. Da hat Einer mit großen Kosten eine Mühle gebaut und freut sich, aus seinen Fruchtvorräthen recht viel Mehl mahlen zu können. Seine Nachbarn und Alle, die von der Mühle gehört haben, kommen zu dem Müller auf Besuch, betrachten sich Alles und behandeln nach althergebrachtem Kommunismus sein Mehl als das ihrige. Die Schmausereien dauern so lange, bis das Mehl verzehrt ist, welches der Müller mit großem Gewinne an die Pakeha hatte verkaufen wollen. Für Andere will der Mann aber nicht mahlen, und so steht die Mühle still, das aufgewendete Kapital ist verloren und der Unternehmer, statt reich geworden zu sein, ist ärmer als vorher.

Aehnliche Beispiele ließen sich in großer Zahl anführen. Sie beweisen alle, daß, wie die braunen Söhne Neu-Seelands schon die nächsten Vortheile nicht recht zu gewinnen verstehen, welche sich aus der Uebertragung der mechanischen Arbeit von der Menschenhand auf die Maschine ergeben, sie auch nicht die geringste Vorstellung haben von der hohen kulturgeschichtlichen Bedeutung dieser Uebertragung: der Erhebung des Menschen zu geistiger Freiheit.



Der Badeort Ohinemutu am Roto-rua.

Zweiter Abschnitt.

Wanderungen durch das Land und Schilderungen aus Vergangenheit und Gegenwart.

I. Die Nord-Insel.

Neu-Seelands Lage. — Anblick des Landes vom Meere aus. — Dr. L. Dieffenbach's Reisen. — Ersteigung des Berges Egmont. — Die Kauriwälder. — Am Waikato aufwärts. — Ruapahu und Tongariro. — Besteigung des letzteren. — Der Tauposee. — Orakeikorako. — Der Roto-rua und der Badeort Ohinemutu. — Der Roto-iti. — Der Roto-mahana. — Der kochende Sprudel Te-Tarata. — Grabdenkmale. — Die Sage vom ewigen Feuer am Hawaiki. — Vulkane bei Auckland.

Mitten im südlichen Meere, weit entfernt von allen Festlandsgestaden, erhebt sich die Inselgruppe, welche den Namen Neu-Seeland führt. Diese Inselgruppe erstreckt sich von $34\frac{1}{2}°$ bis zu $47\frac{1}{2}°$ südl. Breite, also durch 13 Breitegrade, und von $166\frac{1}{2}°$ bis $178\frac{3}{4}°$ östl. Länge von Greenwich; sie besteht aus zwei großen und mehreren kleineren Inseln, deren Flächeninhalt zusammen auf 4900 geographische Quadratmeilen berechnet worden ist, eine Länderfläche, fast genau eben so groß, wie diejenige Italiens mit Sizilien, welches zu 4923 geographischen Quadratmeilen gerechnet wird. Auch die Breite Neu-Seelands ist ziemlich eben so groß, wie diejenige Italiens, nämlich 25—30 geographische Meilen, und endlich erinnert die Gestalt der Inseln im Allgemeinen an diejenige dieser europäischen Halbinsel, wenn man sich dieselbe in umgekehrter Lage denkt, so daß Kalabrien auf die lange schmale Halbinsel paßt, in welche der Norden Neu-Seelands in nordwestlicher Richtung ausläuft. Ein Meeresarm, die

Cooksstraße, der an der schmalsten Stelle kaum drei geographische Meilen breit ist, trennt die zwei größten Inseln, Nord- und Süd-Insel genannt; ein anderer, die Foveauxstraße, trennt die letztere von einer dritten, kleineren, der Stewartsinsel. Diese Namen sind nämlich jetzt gebräuchlich und die Bezeichnungen Nord-, Mittel- und Süd-Insel sind eben so außer Uebung gekommen, wie die Namen Neu-Ulster, Neu-Münster und Neu-Leinster.

Der Seefahrer, welcher sich der neuseeländischen Küste nähert, gewahrt schon aus weiter Ferne die in die Regionen des ewigen Schnees hineinragenden Gipfel der vulkanischen Kegelberge im Norden, oder die zerklüfteten, zackigen, eis- und schneebedeckten Hörner und Spitzen der neuseeländischen Alpen im Süden. Führt er aber sein Schiff in einen der vielen guten Häfen des Landes, so wird er mit Staunen erfüllt werden, wenn er in die romantischen Wildnisse des Urwaldes eindringt, oder die Gegenden besucht, in welchen „der Pulsschlag des Erdkörpers“, die Arbeit der nimmer rastenden unterirdischen Kräfte, sich in mannichfaltigeren Formen offenbart, als irgendwo sonst auf der ganzen weiten Erde; oder er wird von Entzücken hingerissen werden von dem Anblick blumiger Wiesen und lachender Fluren, wenn er sich den Wohnstätten der europäischen Kolonisten nähert; oder endlich wird er sich in die wildesten Gegenden der europäischen Alpenwelt versetzt glauben, wenn er die Gletscher Neu-Seelands und seine Bergriesen erklettert.

Bekanntlich waren die Pakeha-Maori, die halbverwilderten Europäer, welche sich unter den Eingeborenen Neu-Seelands niedergelassen hatten, die ersten Erforscher des Landes, oder wenigstens die Ersten, durch welche die Schiffskapitäne von Zeit zu Zeit einzelne dürftige Nachrichten über Land und Leute erhielten. Später gelang es den Missionären, fast bis in die Mitte des Landes vorzudringen, wo sie bereits, umgeben von den zum Christenthume bekehrten Eingeborenen, wohnten, als der erste wirkliche Erforschungsreisende jene Gegenden besuchte. Dies war Dr. Lorenz Dieffenbach, ein geborener Gießener, der vom Jahre 1839 an längere Zeit als Naturforscher der Neu-Seeland-Compagnie die beiden großen Inseln in den verschiedensten Richtungen durchwanderte.

Im August 1839 landete Dieffenbach im Königin Charlotte-Sund, da, wo heute die Stadt Picton steht, und untersuchte zunächst die buchtenreichen Küsten der Cooksstraße und die Umgegend von Wellington, um sich nachher den nördlicher gelegenen Gestaden, zunächst der Küste von Taranaki, zuzuwenden. Hier wollte er den merkwürdigen Puke aupapa (d. h. Kegelberg), von den Kolonisten **Berg Egmont** oder Taranaki-Berg genannt, besteigen, der sich ganz dicht am Meere, aus dem niedrigen, mit ausgedehnten Wäldern bedeckten Flachlande bis zu der kolossalen Höhe von 2695 Meter erhebt und von welchem S. 75 eine Ansicht abgedruckt ist. Die Eingeborenen gaben sich viel Mühe, Dieffenbach von seinem Vorhaben abzubringen. Sie sagten ihm, der Berg sei Tapu, und in den Schluchten und Höhlen desselben hausten schreckliche Ungeheuer, welche den Tollkühnen, der sich bis dorthin wagen sollte, unfehlbar zerreißen und aufzehren würden.

Dennoch gelang es dem Reisenden, einige Maori zu überreden, ihn als Führer zu begleiten, und das Wagestück wurde wirklich unternommen. Dieffenbach kam aber nur bis an die obere Grenze der Wälder; seine Begleiter waren durchaus nicht weiter zu bringen. In jenen Wäldern sah Dieffenbach herrliche Kohlpalmen und traf zu seinem nicht geringen Erstaunen in den dichtesten Waldverstecken gut gepflegte Kartoffelpflanzungen an, die von den Eingeborenen angelegt waren und zu welchen sich diese, wie sie erklärten, zu flüchten pflegten, wenn sie von ihren Feinden am Waikato angegriffen wurden. Der zweite Versuch Dieffenbach's, den Gipfel des vulkanischen Kegels zu erreichen, gelang. Freilich begleiteten ihn die mitgenommenen Maori nur bis an die Schneegrenze. In einer Höhe von etwa 2000 Meter blieben sie, überwältigt von der majestätischen Todtenstille auf dieser Bergeshöhe und aus Furcht vor den Ungeheuern, zurück und überließen es dem kühnen Fremdlinge, in Begleitung eines einzigen Mannes, eines Europäers, die letzten 700 Meter zu erklimmen. Dieffenbach fand den Krater des ehemaligen Vulkans mit Schnee angefüllt; in der Mitte desselben erhob sich jedoch ein hoch aufgethürmter Hügel von Asche und schlackigen Stücken Lava. Der Reisende kam übrigens glücklich wieder herab und damals schon prophezeite er, daß einzelne Gestade Neu-Seelands, darunter namentlich die Gegend am Berg Egmont, einst so berühmt und von Reisenden aus allen Ländern Europa's besucht werden würden, wie die Landschaften Italiens oder die pittoresken Wildnisse der Alpen.

Im Oktober 1840 war Dieffenbach nach einem kurzen Aufenthalte auf den Chatham-Inseln, in Gesellschaft des französischen Kapitäns Bernard, an der Nordspitze des Landes, am Kap Maria van Diemen, gelandet. Hier fanden die beiden Reisenden Missionsstationen und einen europäischen Ansiedler, der sich 300 Eingeborene dienstbar gemacht hatte und sich von denselben das Land klären sowie mit mancherlei Nutzpflanzen bestellen ließ. Dieffenbach und sein Begleiter durchkreuzten das dichtbewaldete Land, in welchem sie bereits hier und da Holzfäger antrafen, welche Kauriholz suchten, bis zur Wangaroabai mit ihren vulkanischen Felsen und Hügeln, und von da bis zur Inselbai in den verschiedensten Richtungen, indem sie zu gleicher Zeit den See von Maupere sowie die erloschenen Vulkane und die Schwefelquellen in der Gegend des Waimato besuchten. Von hier aus führte sie ihr Weg kreuz und quer durch gewaltige Wälder an den Wairoafluß und an den Kaiparahafen; überall trafen sie die Holzfäller und fanden schon damals Ursache, über die Verwüstungen zu klagen, welche von diesen oftmals ganz unnützer Weise in den Wäldern angerichtet werden. Endlich gelangten die Reisenden an den Haurakigolf und hatten damit die beschwerliche Reise durch die nördliche Halbinsel beendet.

Diese Halbinsel ist vorzugsweise berühmt geworden als die Heimat der Kauriwälder. Die Kaurifichte (Dammara Australis), Yellow-Pine der Kolonisten, liefert ein vortreffliches Schiffsbauholz und das Harz des Baumes ist ein gesuchter Artikel zur Bereitung von Firnissen. Während alle anderen Nadelholzbäume Neu-Seelands, wie der Totara-, der Rimu-

baum ꝛc., zu den beerentragenden Podocarpus und Dacrydium gehören, ist die Kaurifichte der einzige Baum auf jenen Inseln, welcher Zapfen trägt. Dieselben sind etwas kleiner als Tannenzapfen und fallen sehr leicht aus einander, sobald sie reif und trocken sind, was meist im Monat Februar der Fall ist. Der Kauribaum kommt merkwürdiger Weise nirgends sonst vor, als auf der nördlichen Halbinsel der Nordinsel und bildet auch hier keine geschlossenen Wälder von nennenswerther Ausdehnung, sondern wächst nur in einzelnen Gruppen oder „Klumpen“ („clumps“) an Thalgehängen, die vor dem Winde geschützt sind und an welchen die feuchte Seeluft noch vorbeistreichen kann. Diese Gruppen von Kaurifichten mit ihren schwarzgrünen, mächtigen Kronen verleihen dem neuseeländischen Walde einen ganz besonders ernsten und majestätischen Charakter. Junge Bäume, d. h. solche bis zu 100 Jahren, mit ihrem spitz-kegelförmigen Wuchs sehen der europäischen Fichte ähnlich; der Stamm läuft, wie bei dieser, gerade von der Wurzel bis zur Spitze der Krone. Bei alten Bäumen aber sind die Seitenäste kräftiger entwickelt, und der Baum erhält mehr das Aussehen der Weißtanne.

Große Strecken, die mit Kaurifichten bestanden waren, sind jetzt gänzlich von Wald entblößt, und wo die Kauriwälder verschwunden sind, wächst nichts mehr. Entweder haben diese alle für das Wachsthum anderer Pflanzen nöthigen Stoffe dem Boden entzogen, oder der magere, zähe Thonboden, auf dem sie so gut gediehen, ist so schlecht, daß gar nichts Anderes darauf fortkommt. So sind in der Umgegend von Auckland die großen Flächen, welche ehedem mit den üppigsten Kauriwäldern bedeckt waren, und auf welchen man jetzt noch große Mengen Kauriharz aus der Erde gräbt, nichts Anderes, als trockene, sonnenverbrannte Heiden von verrufener Unfruchtbarkeit, auf denen nur kümmerliches Manukagebüsch (Leptospermum scoparium) oder dürftiges Farrenkraut (Pteris esculenta) wächst.

Die schönsten Kauriwälder giebt es jetzt noch an dem vielarmigen Kaipara- und am Manukauhafen. Da stehen noch Stämme von 4 Meter Durchmesser, also von 12—14 Meter Umfang und 30 Meter Höhe bis zu den ersten Zweigen oder 50—60 Meter bis zur Spitze der Krone. Solche Bäume sind wol 700—800 Jahre alt. Die von den Holzhauern am meisten gesuchten Bäume sind jedoch die 200—300 Jahre alten, mit einem Durchmesser von etwa einem Meter und einer Höhe von 20—25 Meter. Ueberall im schattigen und immergrünen neuseeländischen Urwald, auf breiten Bergeshalden wie in den unwegsamsten Schluchten, wo sonst die Todtenstille der Wildniß herrschte, hört man die wuchtigen Axtschläge der Holzfäller, den schrillen Ton ihrer Sägen und ihr eigenes, weithin schallendes „Huii!“ Schottländer und Irländer, die vielleicht schon in Kalifornien die Mammuthbäume haben umstürzen helfen, führen auch hier vorzugsweise den Kampf gegen die Riesen des Waldes, und diese werden sicherlich bald ausgerottet sein, denn alle Mühe, die Kauribäume künstlich zu pflanzen und zu kultiviren, sind gänzlich mißlungen.

Die Wälder Neu-Seelands liefern indessen außer Kauriholz noch viele

andere ausgezeichnete Bau- und Nutzhölzer, etwa sechs Nadelhölzer (Podocarpium- und Dacrydium-Arten), mehrere Metrosideros-Arten (Esche und Ulme der Ansiedler), eine Art Sandelholz (Mira salicifolia) ꝛc.

Nachdem Dr. Dieffenbach sich in den jungen Ansiedlungen am Haurakigolf einige Zeit ausgeruht hatte, vereinigte er sich mit Kapitän Symonds zu der großen Reise nach dem Tauposee. Zunächst verfolgten sie die Küste südwärts bis zur Mündung des Waikato, untersuchten den Wangaroahafen, sowie die beiden dicht beisammen liegenden Häfen Aotea und Kawia, und trafen fast an allen diesen Punkten bereits europäische Ansiedler. Vom Kawiahafen aus wendeten sich die Reisenden nach dem Innern des Landes. Auf den ersten Höhen, noch ganz in der Nähe der Küste, fanden sie einen gewaltigen, uralten Ratabaum von vollen 15 Metern Umfang, der nach der Aussage der Maori für Tapu, also für unverletzlich, erklärt war, obschon es sich fand, daß früher in dem mächtigen Stamme eine geräumige Höhle durch Feuer hergestellt worden sein mußte. Später erreichte Dieffenbach mit seinem Begleiter die Missionsstation Otawao im Waipathal, wo sie zum ersten Mal in Neu-Seeland Tabakspflanzungen antrafen, und nachher den Waikato, welchen sie aufwärts bis zum Taupofee verfolgten, um von diesem Platze aus die so überaus merkwürdige vulkanische Region Neu-Seelands nach allen Richtungen zu untersuchen. Durch das Thal des Waiho kehrten die beiden Wanderer endlich nach dem Golf von Hauraki und nach Auckland zurück.



Die Dammarafichte (Dammara australis).

Dr. Ferdinand von Hochstetter hat dieselbe Gegend, welche von Dr. Dieffenbach im Allgemeinen beschrieben worden war, zum Gegenstand eingehender Studien gemacht und einen ausführlichen Bericht darüber, sowie über die geologische Struktur des Landes überhaupt, in seinem großen Werke „Neu-Seeland“ veröffentlicht. Vor ihm war vom Gouverneur Grey eine große Reise durch das Innere ausgeführt worden, und Purchas und Heaphy, sowie James Dana, der Geolog der amerikanischen Explorations-Expedition von 1849, hatten einzelne Theile der Gestade der nördlichen Halbinsel besucht. Die ganze übrige Nord-Insel, namentlich die Ostseite der Provinz Auckland und das Innere Wellingtons und Taranaki's ist, wenn man von

den nothdürftig bekannten Flußläufen absieht, fast vollständig terra incognita, und für spätere Forscher bleibt hier noch eine, sicherlich höchst beschwerliche, aber auch gewiß reichlich lohnende Arbeit übrig.

Die Resultate der Erforschungen der vorhin genannten Reisenden lassen sich in Folgendem zusammenfassen. Die nördliche Insel wird auf ihrer östlichen Seite von einer, in der Richtung von Nordost nach Südwest streichenden großen Gebirgskette durchsetzt, welche in ihren einzelnen Theilen verschiedene Namen führt und eine Höhe von 1400—1700 Meter erreicht, übrigens jedoch fast noch vollständig unerforscht ist. An diese Bergkette lehnt sich westwärts ein ausgedehntes Hochland an, welches sich von der Mitte des Landes aus nach Norden und Süden zu allmählig abdacht. Diese ganze Westseite der Insel ist ausgezeichnet durch den vulkanischen Charakter des Landes. Beinahe im Centrum der Insel erhebt sich auf einem ungefähr 600 Meter hohen, mit Bimssteinstücken übersäten Plateau, weithin sichtbar, ein Kegelberg — der Ruapahu — fast bis zur Höhe des Aetna auf Sizilien.*) Die obere Hälfte dieses Berges ist mit Schnee und Eis bedeckt und den größten Theil des Jahres hindurch in Wolken gehüllt, während seine Basis, wie das dieselbe umgebende Tafelland, auf meilenweite Entfernung im Umkreis mit großartigen Massen Bimssteingeröll überlagert ist. Der Ruapahu ist unzweifelhaft ein Vulkan, und wenn auch die Eingeborenen nichts von einem Ausbruch desselben zu erzählen wissen, so wird der Berg doch offenbar von ihnen gefürchtet, da sie ihn mit Tapu belegt haben. Ganz nahe bei dem Ruapahu aber erhebt sich majestätisch der an 2000 Meter hohe, fortwährend Dampf auswerfende Vulkan Tongariro, von dessen Auswurfskrater im Dezember 1859 ein Theil zusammenstürzte, sodaß man jetzt, wenn man den Berg von der Westseite aus betrachtet, gleichsam in den Krater hinein sehen kann. Verschiedene andere Kegelspitzen in unmittelbarer Nähe des Hauptgipfels dampfen gleichfalls von Zeit zu Zeit und dem Seitenabhang eines dieser Kegel entströmen fortwährend mächtige Dampfwolken. Die Eingeborenen erzählen, daß dort gewaltige schwefelhaltige und kochend heiße Quellen dem Boden entspringen. Nördlich von beiden Bergriesen endlich, an den Ufern des Tauposees, erhebt sich noch eine ganze Anzahl kleinerer, gleichfalls als erloschen geltender Vulkane, welche die Eingeborenen als die Weiber und Kinder der beiden großen ansehen und bezeichnen.

Schon Dr. Dieffenbach wollte den Vulkan Tongariro besteigen. Nachdem aber Bidwell im März 1839 dieses Unternehmen heimlicher Weise ausgeführt hatte und dies später den Maori bekannt geworden war, wurde von dem berühmten Häuptling Te-Heu-Heu ein sehr strenges Tapu auf den Berg gelegt, das selbst heute noch nicht aufgehoben ist, so daß noch Niemand in Begleitung von Eingeborenen diese Besteigung unternehmen konnte. Trotzdem ist der Berg im Jahre 1851 von Dyson wieder erstiegen worden, und Dyson fand den Gipfel noch ziemlich eben so, wie Bidwell

*) Der Aetna ist 3314,66 Meter, der Ruapahu 2801,75 Meter hoch.

ihn im Jahre 1839 beſchrieben hatte. Auf der Spitze des aus loſer Aſche und Bimsſteintrümmern beſtehenden Kegels gähnt nämlich ein furchtbarer Krater von wenigſtens 400 Metern Durchmeſſer*) und einer ganz enormen Tiefe; denn es dauerte öfter 7—10 Minuten, ehe man hörte, daß hinabgeworfene Steine irgendwo den Boden oder die Wand des Schlundes berührt hatten; von vielen anderen hörte man aber gar nichts. Gewaltige Dampfwolken wirbelten aus der Tiefe und ein unheimlich dumpfes, murmelndes Geräuſch drang von der unterirdiſchen Werkſtätte herauf. Die überhängenden Felſen der inneren Kraterwand waren von ſublimirtem Schwefel mehr oder weniger gelb gefärbt, aber Dyſon konnte nichts von friſch ausgeworfener Aſche oder Lava bemerken, während Bidwell von einem neuen Lavaſtrom erzählt hatte, der an dem oberen Kegel herabgefloſſen war. Jene Lava war ſchwarz, glänzend und von ſehr dichter Beſchaffenheit.

Von den beiden Bergrieſen im Innern Neu-Seelands ſenkt ſich das Hochland nach Norden ſehr raſch bis zum Taupoſee, der nur 380 Meter über dem Meere gelegen iſt. Die Gegend von dieſem See bis hinüber ans Meer, die Bay of Plenty, eine Strecke von wenigſtens zehn geographiſchen Meilen, iſt an mehr als tauſend Stellen von den vulkaniſchen Kräften der Tiefe durchbrochen, die noch heute gewaltig arbeiten, ohne daß es indeſſen, ſo weit die Eingeborenen zu erzählen wiſſen, zu Ausbruchserſcheinungen gekommen wäre, welche größere Dimenſionen angenommen hätten als die fortwährend ſichtbaren.

Lange Reihen heißer Quellen, welche zum Theil, wie die Geyſir auf Island, intermittiren, und nach kürzeren oder längeren Pauſen ſiedendheiße Waſſermaſſen in dampfenden Fontänen in die Höhe ſchleudern, heiße, Sinter abſetzende Waſſerbecken, Fumarolen, Solfataren und Schlammvulkane ſind in der großartigſten Mannichfaltigkeit über das ganze genannte Gebiet zerſtreut, und in der vorhin erwähnten Bai ſelbſt hat die Inſel Whakari („die Weiße Inſel“, von den dort befindlichen Bimsſteinlagern ſo genannt) einen fortwährend brennenden Berg.

Der Taupoſee iſt durch den Einſturz unterirdiſcher, mit dem Vulkanismus der Umgegend in Zuſammenhang ſtehender Höhlen entſtanden. Sein weſtliches Ufer wird von ſenkrechten Felswänden gebildet, die bei Karangahape, einem weit in den See hinausſpringenden Vorgebirge, eine Höhe von mehr als 300 Meter erreichen. Eine Landung auf dieſer Seite des Sees iſt nur an Stellen möglich, welche zugleich den Mündungsplatz von Bächen oder Flüſſen bilden und von dieſen ausgewaſchen ſind. Die öſtliche Küſte wird durch einen breiten, ſandigen Strand gebildet, hinter dem auf große Strecken hin die weißen, an einzelnen Stellen bis 100 Meter ſenkrecht in die Höhe ſteigenden Klippen des vorhin (S. 120) erwähnten Bimsſteinlagers ſichtbar ſind. Die lockeren Maſſen dieſes Geſteins werden bei Stürmen leicht von den Fluten des Sees unterwühlt, ganze Wände ſtürzen dabei ein und

*) v. Hochſtetter hält dieſe Schätzung für zu hoch gegriffen; er glaubt, daß der Krater höchſtens 150 Meter weit ſei.

überdecken den See mit ihren Trümmern, welche schließlich der Waikato bis in das Meer hinaus mitnimmt. In einer Entfernung von vier bis sechs Stunden östlich vom See erhebt sich ein dunkelwaldiges Gebirge, und dahinter ragen nackte Felsenpyramiden von vielleicht 2000 Meter Meereshöhe hervor, welche mit ihrem unverkennbaren Alpencharakter einen merkwürdigen Gegensatz zu den regelmäßigen Kegelformen der vulkanischen Bildungen an der Südseite des Sees bilden. Aus diesen gewaltigen, noch vollständig unerforschten Bergen erhält der Tauposee seine meisten Zuflüsse. Die malerische Seite des Sees ist jedoch an seiner Südküste. Eine ganze Reihe prächtiger Kegelberge umsäumt hier die blauen, klaren Fluten, hinter welchen sich die Bergriesen Tongariro und Ruapahu erheben.

Das Klima am Taupo-See ist nicht so milde, wie man bei der geringen Erhebung desselben über die Meeresfläche erwarten sollte. Aus den Thälern und Schluchten der verschiedenen Küsten brechen leicht äußerst heftige Windstöße hervor und fegen über den See dahin, und wo auf dem erregten Wasser sich solche Windstöße treffen, da entstehen Wirbel, in welchen das Wasser hoch aufspritzt, die gebrechlichen Fahrzeuge der Eingeborenen mit Verderben bedrohend. Die Maori sind darum äußerst vorsichtig, das trügerische Wasser zu befahren, und unternehmen eine längere Reise nur, wenn mit Sicherheit auf gutes Wetter zu rechnen ist. Dennoch sind die Fälle häufig, in welchen sie dem bösen Seegeist, von dem die Sage bei ihnen geht, zum Opfer fallen. Merkwürdig ist der Umstand, daß nach den durch v. Hochstetter aufs Sorgfältigste angestellten Messungen das Wasser des Sees zur rauhen Herbstzeit um einige Grade wärmer war, als das Wasser der in denselben mündenden Flüsse und Bäche, sodaß man auf die Vermuthung kommen könnte, der See — insbesondere eine, in der Mitte desselben befindliche, an dem weißen Schaume leicht kenntliche Stelle — stehe mit den unterirdischen vulkanischen Kräften in näherer Beziehung, wenn man nicht annehmen will, daß sich diese erhöhte Temperatur des Seewassers aus dem Vorhandensein einer beträchtlichen Anzahl von heißen Quellen an seinem Süd- und Nordufer erklären lasse.

Die erste dieser beiden Stellen liegt östlich von dem Orte Pukawa, fast in der südwestlichen Ecke des Sees. Dicht am Strande sieht man hier heißes Wasser von 52°, 62° und 67° C. aus den Felsen hervorsprudeln, und in solcher Menge, daß die Eingeborenen dasselbe in künstliche Bassins geleitet haben, um sich Badeplätze herzurichten. Etwa 150 Meter über diesen Quellen dampft aber der Berg aus unzähligen Klüften und Sprüngen und unter einem betäubenden Lärm, „wie wenn Hunderte von Dampfmaschinen im Gange wären", strömt siedendheißer Wasserdampf und kochendes Wasser überall hervor. Der ganze Bergabhang ist von Wasserdämpfen durchweicht, und im Jahre 1846 ist wirklich ein Theil davon, in Schlamm verwandelt, herabgerutscht und hat das Maoridorf Te-Rapa vollständig verschüttet. Die Bewohner eines anderen Dorfes auf der Höhe benutzen die Dampflöcher, um ihre Speisen darauf zu kochen.

Merkwürdiger noch ist der große Dampfsprudel Pirori bei dem Maori-

Dorf Tokanu in der südöstlichen Ecke der Bucht von Pukawa. Aus einer kesselförmigen Vertiefung an der Uferwand des Tokanuflusses steigt nämlich eine Säule siedendheißen Wassers von einem halben Meter Durchmesser unter gewaltigem Zischen und Sprudeln oft mehr als 12 Meter in die Höhe. Ganz nahe dabei ist ein natürlicher, am Rande mit Kieselsinter überzogener Kesselbrunnen, in welchem das Wasser fortwährend kocht, und auf der andern Seite des Baches finden sich dicht beisammen drei Kessel, die offenbar in Verbindung mit einander stehen. In dem mittleren dieser drei Kessel kochte ein graulich-weißer Schlamm, während die beiden links und rechts mit klarem, kochendem Wasser gefüllt waren, als v. Hochstetter dieselben besuchte. Die Eingeborenen erzählten aber, daß im März und April 1848 aus dem mittleren Kessel eine heiße Wassersäule an 40 Meter hoch geworfen worden sei, welche das Dorf übergossen hätte. Ein großer Theil des Bodens dieses Quellengebiets ist mit einem opalartigen Kieselsinter bedeckt, unter dem ein feiner Thonschlamm liegt. In kleineren Löchern, aus denen nur heißer Wasserdampf ausströmt, zeigt das Thermometer 98° C., und die Eingeborenen benutzen nicht nur diese Löcher zum Kochen, sondern haben sich auch für den Winter auf dem warmen Boden Hütten errichtet.

Das Gebiet heißer Quellen an der Bai von Pukawa und bei Tokanu ist aber nur eines und dazu eines der kleineren solcher Gebiete auf der Strecke zwischen dem Tauposee und dem Meere.

Auch am Nordende des Tauposees dampft es der ganzen Küste entlang, und das Wasser des Sees hatte hier zur Herbstzeit in der Nähe des Ufers eine Temperatur von 38° C. Einige Stunden weiter vom See entfernt, im Thale des Otumaheke aber, ist der aus rothem, eisenschüssigem Thon bestehende Boden förmlich weich gesotten, durchlöchert und zerrissen, sodaß es gefährlich ist, ihn zu betreten. In den Klüften sieht man überall einen grauen Brei kochen und brodeln und an einigen Stellen sucht sich der Wasserdampf unter gewaltigem Brausen und Zischen einen Ausweg. Die größte Dampffontäne heißt Karapiti; hier strömt hochgespannter Wasserdampf aus einer engen Röhre im Grunde eines kreisförmigen Loches und in etwas schiefer Richtung mit solcher Gewalt hervor, daß in den Dampfstrahl geworfene Farrenkrautbüschel acht bis zehn Meter hoch in die Luft fliegen.

Eine andere, nicht minder merkwürdige Gegend liegt etwas weiter nördlich am Waikato, da, wo derselbe aus seinem nach Nordosten gerichteten Laufe nach Nordwesten umbiegt. Die steil abstürzenden Berge treten hier von beiden Seiten ganz dicht an den Fluß, dem sie nur ein ganz schmales, tief eingerissenes Thal übrig lassen, durch welches die Wogen, eine Stromschnelle hinter der andern bildend, schäumend und brausend dahin schießen. An beiden Ufern aber steigen auf einer Strecke von beinahe einer halben Stunde überall weiße Dampfwolken empor, und eine Menge Brunnen, alle von einer weißlichen Steinmasse umschlossen, wird sichtbar. Die Brunnenwände, aus mannichfach gestalteten Kieselsintermassen bestehend, sind überall von dem Wasser selbst aufgebaut worden. Da erhebt sich plötzlich aus einem dieser Brunnen ein dampfender Wasserstrahl vielleicht

acht bis zehn Meter hoch in die Luft, nach einigen Minuten sinkt die Springquelle wiederum und fast in demselben Augenblick fängt eine zweite zu spielen an; manchmal springen drei oder vier zu gleicher Zeit, eine unten am Fluß, die andere auf einer höher gelegenen Terrasse, die dritte gegenüber auf dem anderen Ufer, und so geht das wunderbare Spiel unaufhörlich fort. Das sind die Springbrunnen von Orakeikorako. Der Boden zu beiden Seiten des Flusses ist mehr oder weniger durchweicht von den heißen Wasserdämpfen und der Besuch dieses merkwürdigen und durch seine Großartigkeit imposanten Quellengebiets ist deshalb mit nicht geringen Gefahren verbunden, zumal an solchen Stellen, auf welchen keine Sinterdecke das Erdreich auf der Oberfläche hart gemacht hat, und zwischen dichtem Gebüsch ausgedehnte kochende Schlammtümpel versteckt liegen. An anderen Plätzen dieses Thales finden sich auch Bassins, die wol früher selbständige Quellen gebildet haben, jetzt aber durch die Abflüsse benachbarter Sprudel gefüllt werden und vortreffliche Badebassins abgeben.

Die Sinter-Ablagerungen schillern in den buntesten Farben, weiß, gelb und roth, und bedecken manchmal ziemlich große Strecken, besonders wo sie im Laufe der Zeit von höher gelegenen Brunnen an den niedrigeren Terrassen herab sich allmählig ausbreiten konnten.

Aehnliche Springbrunnen, wie bei Orakeikorako, finden sich auch bei dem etwas weiter nordwärts gelegenen Roto-rua oder Lochsee. Dieser See ist ziemlich kreisrund und hat etwa eine geographische Meile im Durchmesser. Fast genau in seiner Mitte erhebt sich ein kleiner Felskegel Mokoia, bis zu einer Höhe von 130 Metern über dem Wasserspiegel des Sees selbst. „Die Kreisform, die Insel in der Mitte, die an den Ufern da und dort aufsteigenden Dampfwolken, alles Das", sagt v. Hochstetter, „könnte verleiten, den Roto-rua für einen ehemaligen Vulkankrater anzusehen, während in Wirklichkeit dieser See, ebenso wie alle übrigen Seen des Seedistriktes, durch Einsenkung des Bodens in dem vulkanischen Plateau entstanden ist." In der südwestlichen Ecke dieses Sees, an der Ruapekabucht, liegt das Maoridorf Ohinemutu, das seiner heißen Quellen und warmen Bäder wegen in Neu-Seeland weit und breit berühmt ist. Den Mittelpunkt dieses Quellengebietes bildet die Ruapekabucht selbst. Da siedet und sprudelt es dem Ufer entlang aus Hunderten von Oeffnungen, und die Menge des ausgestoßenen Wasserdampfes und der ausgehauchten schwefeligen Säure ist so groß, daß die ganze Atmosphäre in und um Ohinemutu zu jeder Jahreszeit von Wasserdämpfen und schwefeligen Gasen erfüllt ist. Eine einzige der vielen heißen Quellen aber reicht hin, das Wasser der Ruapekabucht zu erwärmen, sodaß dieselbe längst, auch vor der Ankunft der Europäer schon, ein beliebter Badeplatz geworden war. Diese Quelle ist die berühmte Waikiti-Quelle, eine intermittirende Springquelle, welche mit sechs oder sieben kleineren am südlichen Ende der Bucht und auf der rechten Seite des Puaranga-Baches gelegenen Brunnen das merkwürdige Geysirgebiet von Whakarewarewa bildet, und deren enorme Quantitäten kochend heißen Wassers durch jenen Bach in die Bucht abfließen.



Die heißen Quellen von Orakeikorako.

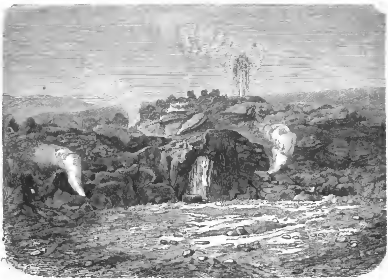
Nicht alle Springbrunnen von Whakarewarewa sind fortwährend thätig; nur manchmal, bei heftigem Ostwind, sollen sie alle zu gleicher Zeit spielen. Der größte davon, der erwähnte Waikiti-Sprudel, hat indessen alle zehn Minuten eine Eruption. Für einige Augenblicke ist das Wasser in dem gewaltigen Becken ganz ruhig, weiße Dampfwolken steigen in die Höhe, dann wallt es mächtig auf und plötzlich wird eine, fast einen Meter im Durchmesser haltende Wassersäule in die Höhe geschleudert. Am großartigsten soll sich das Schauspiel in den Monaten Januar und Februar zeigen, zu welcher Zeit nach den Angaben des Missionärs Spencer, welcher Jahre lang am Roto-rua lebte, der Waikiti 10—14 Meter hoch springt; manchmal erhebt er sich indessen nur einen bis zwei Meter über den Rand des fünf Meter hohen Sinterkegels, welchen die Quelle sich selbst aufgebaut hat.

Dicht bei dem Waikiti liegt der Pohutu-Sprudel, der auf einer sieben Meter aufsteigenden, von Spalten durchzogenen und zerbrochenen Anhöhe von Kieselsintermassen hervorbricht und in dessen Nähe sich noch verschiedene Solfataren und Dampfausströmungen befinden, wie solche die Abbildung zeigt.

Außer diesen großartigen Springbrunnen giebt es aber bei **Ohinemutu**, auf einem Gebiete von einer halben Stunde Ausdehnung, noch eine so gewaltige Menge heißer Quellen und diese sind in solch hohem Grade ergiebig, daß sie nicht nur zwei geräumige Teiche das ganze Jahr hindurch mit warmen Wasser gefüllt erhalten, sondern daß die Eingeborenen sich auch besondere Badequellen und wirkliche Dampfbäder eingerichtet haben, während sie andere Quellen zum Kochen ihrer Speisen und wieder andere zum Waschen ihrer Wäsche benutzen.

Nordöstlich vom Roto-rua und von diesem durch eine kaum zehn Minuten breite Landhöhe getrennt, liegt ein anderer, der „kleine See", Roto-iti, zwischen waldigen Anhöhen versteckt, der sich in der Richtung von West nach Ost anderthalb geographische Meilen weit ausdehnt, während er an vielen Stellen nur eine Viertelstunde breit ist. Der Roto-iti verdient als einer der schönsten Seen Neu-Seelands erwähnt zu werden. Die zahlreichen Vorgebirge und Halbinseln, welche seine Ufer umsäumen und bald grün bewaldet, bald mit schroffen, steil abstürzenden Felsenklippen geschmückt sind, bieten dem entzückten Auge eben so viele durchaus malerische und bei jeder Wendung des Blicks neu erscheinende Landschaftsbilder. Doch hat auch dieser See ein besonderes geologisches Interesse durch die große Menge von Solfataren und brodelnden Schlammtümpel, welche südlich von demselben ein ganzes Thal ausfüllen und so dicht zusammengedrängt sind, daß es gewagt erscheint, den Boden um die, manchmal 15—20 Meter im Durchmesser haltenden, Wasserbecken herum zu betreten. Ueberall besteht nämlich der Grund aus schwarzem Schlamme, mit Bimssteinsand, Schwefelkrusten und zerbröckelten Sinterstücken vermischt und überlagert, und überall entwickelt sich Schwefelwasserstoffgas, schwefelige Säure und Wasserdampf aus demselben. Eines jener Schlammbassins, der Ruahine,

liegt in einer kraterähnlichen Vertiefung, und der schwarze Schlamm, der darin kocht, wird von den aufsteigenden und zerplatzenden Dampfblasen mehrere Meter hoch in die Luft gespritzt, während der Rand des Kessels, aus vielfarbigem Thon bestehend, mit gelben Schwefelblumen über und über inkrustirt ist. Das Thal von Roto-iti aber darf als ein wahres Höllenthal bezeichnet werden.



Pohutu, Solfatare und intermittirender Sprudel zu Whakarewarewa am Roto-rua-See.

Südlich von Roto-rua und Roto-iti liegt noch eine Gruppe von Seen auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, welche nicht minder interessante geologische Erscheinungen aufzuweisen hat, als die bisher erwähnten. Der größte unter den Seen, der Tarawera, ist anderthalb geographische Meilen lang und eine Meile breit und hat seinen Abfluß durch den Tarawerafluß in die Plenty-Bai. Der Tarawerasee nimmt gleichzeitig die Abflüsse von fünf verschiedenen Seen auf, die um ihn umher liegen; nämlich von Südost den gemeinschaftlichen Abfluß des Roto-mahana und Roto-makiriri (des „warmen" und „kalten Sees"), von Nordwest die Ausflüsse des Okataina und Okarekasees und von Westen her den aus dem Roto-kakahi abfließenden Bach Wairoa, der einen 24 Meter hohen malerischen Wasserfall bildet und sich durch eine enge Felsschlucht in den See ergießt. Die ganze umgebende Landschaft ist pittoresk und wild romantisch in hohem Grade; herrliche, bewaldete Bergeshöhen umsäumen die blauen Fluten und nur hier und da schauen braune oder schwarze Klippen aus dem Waldesgrün hervor.

Unter allen diesen Seen ist unstreitig der Roto-mahana der merkwürdigste. Nicht wegen seiner Ausdehnung; der See ist sehr klein, kaum

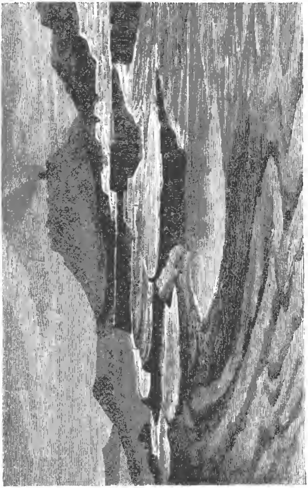
1200 Meter lang und 400 Meter breit; auch nicht wegen der landschaftlichen Schönheit seiner Umgebungen, seine unregelmäßigen Ufer sind vielmehr durchaus sumpfig, mit Riedgräsern bewachsene Untiefen strecken sich an manchen Stellen fast bis in die Mitte des schlammigen, mit schmuzig grünem Wasser gefüllten Sees, und die benachbarten baumlosen Hügel endlich sehen öde und traurig genug aus mit ihrem niedrigen Farrengestrüpp. Die Merkwürdigkeit des Roto-mahana besteht in der ganz ungeheuren Menge kochenden Wassers, welches dem Strande entlang und auf dem Grunde des Sees dem Erdboden entströmt. Ueberall an dem Ufer, wie in den Sümpfen, dampft und brodelt es aus unzähligen Riffen und Klüften; an vielen Stellen kann man eine Säule zischenden Wasserdampfes aus dem Boden emporsteigen lassen, wenn man mit einem Stock ein Loch hineinstößt, und das Wasser des ganzen Sees ist durchaus warm, an vielen Stellen 40° C. und mehr. Da indessen auch einige Bäche mit kaltem Wasser in den See fließen, so erklärt es sich, daß die Temperatur nicht überall gleichmäßig ist, sondern in der Nähe jener Einflüsse, welche nur 9—10° C. haben, auch nur 15—20° C. beträgt.

Sicherlich ist es keine allzu gewagte Behauptung, wenn man sagt, daß der Roto-mahana dermaleinst — vielleicht schon nach Verlauf von einigen Jahrzehnten — ein weltberühmter Badeort werden wird, zu welchem Tausende und aber Tausende, Kranke wie Gesunde, von allen Enden der Welt her wallfahrten werden, um Genesung von ihren Leiden zu suchen oder die Wunderwerke der rastlos schaffenden Natur anzustaunen.

Das Wunder am Roto-mahana ist aber ein kolossaler kochender Sprudel mit außerordentlich vielen, weit in den See hineinreichenden Sinter-Terrassen, welchen der Sprudel seinen neuseeländischen Namen, Te-Tarata, „der tätowirte Fels", verdankt. Dieser Sprudel liegt 25 Meter, also haushoch, über dem See, an der Ostseite desselben und an einem mit Farrenkraut bewachsenen Abhange einer Anhöhe, aus welcher an vielen durch Eisenoxyd gerötheten und darum schon von Ferne leicht kenntlichen Stellen heiße Wasserdämpfe entweichen. Der kraterförmige, nach der Seeseite, d. h. also nach Westen offene Kessel mit den steilen Wänden von eisenhaltigem Thon, welcher das Hauptbassin des Sprudels bildet, ist oval, 25 Meter lang und 18 Meter breit, und dieses Bassin ist bis zum Rande mit vollkommen klarem, durchsichtigem und schwach salzigem Wasser gefüllt, welches in dem schneeweiß übersinterten Becken wunderschön blau erscheint. Am Rande des Bassins ist das Wasser 84° C. heiß, in der Mitte jedoch sieht man es aufwallen und dort wird es demnach wirkliche Siedehitze haben. Ungeheure Dampfwolken wirbeln auf und gestatten selten den Anblick der ganzen Wasserfläche. Nach der Versicherung der Eingeborenen soll aber manchmal plötzlich die ganze Wassermasse dieses Beckens mit ungeheurer Gewalt herausgeworfen werden, sodaß man 10 Meter in die Tiefe blicken könne. In kurzer Zeit fülle sich darnach das Becken wieder.

Das Wasser zeigt eine merkwürdige Fähigkeit, Sinter abzusetzen, und der ganze Abhang von der Sprudelschale bis hinab zum See, eine Fläche

von mehr als drei Acker Land, ist im Laufe von Jahrhunderten in ein System von Kieselsinter-Terrassen von verschiedener Höhe verwandelt worden, die weiß, wie aus Marmor gehauen, einen ungemein malerischen Anblick gewähren.



Te-Tarata am Roto-Mahana.

Die Terrassen werden durch eine Anzahl halbrunder Becken gebildet, jedes mit einem erhöhten Rande, von welchem feine Tropfsteinfiguren auf die tiefere Stufe herabhängen, während die Bassins selbst mit dem durchsichtigsten, klarsten, blau schimmernden Wasser gefüllt sind. Diese Becken bilden die schönsten natürlichen Badeplätze; man kann sie sich auch tief und seicht aussuchen, und einige davon sind groß genug, um bequem in ihnen herumschwimmen zu können. Auf der höchsten Terrasse befindet sich ein

breiter Seitenrand, und in dessen Mitte erhebt sich ein noch etwa vier Meter hoher Felsen, der mit Manukagebüsch (Leptospermum) und Farrenkraut bewachsen ist und von welchem man in den dampfenden und kochenden Sprudel hineinsehen kann.

Etwas südlich vom Te-Tarata-Sprudel arbeitet ein kleinerer, der Ngahapu-Sprudel, der von dichtem Buschwerk rings umgeben ist, sich indessen schon aus einiger Entfernung durch die hohe Dampfsäule bemerkbar macht, welche ihm entsteigt. Der Kessel dieses Sprudels ist kleiner, zehn Meter lang und sieben Meter breit; das Wasser ist gleichfalls klar und durchsichtig, aber fast unaufhörlich in furchtbarer Aufregung. Es schäumt häufig auf und wird oftmals mit furchtbarer Gewalt unter gewaltigem Sausen und Brausen drei bis vier Meter in die Höhe geworfen; die hohen Wände der Sinterschale verhindern jedoch in der Regel das Ueberfließen desselben. Das Wasser hat 96° C.

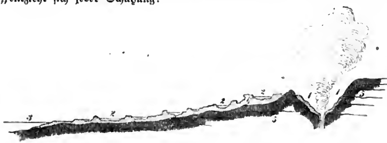
Eine kleine Schlucht, die sich mehrere hundert Meter weit und bis zu einer Höhe von 30 Metern über dem See erstreckt, führt zu einem Bassin voll schmuzig-grünen Wassers, dem „Grünen See", Roto-punamu, der wol ein abgestorbener Sprudel sein mag, während es in der Schlucht selbst überall zischt und brodelt und vollständig wie in dem Krater eines Vulkans aussieht. Die nackten, vegetationslosen Wände sind furchtbar zerrissen und zerklüftet; abenteuerlich geformte Felszacken ragen noch hier und dort in die Höhe, die letzten Reste des von heißen Dämpfen zersetzten Grundgesteins. Der Boden der Schlucht wird von feinem, weichem Schlamme gebildet; dicke, geborstene Sinterplatten liegen umher, wie Eisschollen nach einem Eisgang, und der Wanderer möge sich wohl vorsehen, daß er nicht irgendwo in die unter dünner Kruste verborgenen Schlammmassen einbreche. An einzelnen Stellen fehlt die Decke und da sieht man entweder in einen tiefen Kessel mit siedendem Wasser oder in einen Höllenpfuhl brodelnden Schlammes, während an einer andern Stelle sich eine ganze Reihe kleiner Kegel von ein bis zwei Meter Höhe erhebt, die mit dumpfem Geräusch heißen Erdbrei auswerfen.

Außer den erwähnten Quellen am Roto-mahana giebt es aber in unmittelbarer Nähe noch eine ganze Anzahl, darunter auch eine, welche dicke Schwefelkrusten an den Rändern absetzt, und der ganze, sich vielleicht 70 Meter über den See erhebende Hügel, an dem sich alle diese Sprudel und Quellen befinden, ist auf einer Fläche von mehr denn einer Stunde Umfang durchaus erwärmt, von den heißen Dämpfen zersetzt und in eine thonige Masse verwandelt, welche die ursprüngliche Beschaffenheit des Gesteins nicht mehr erkennen läßt. Südöstlich von diesem Hügel erhebt sich ein zweiter, mit gleichfalls durch und durch erwärmtem Erdreich, an dessen Westseite aus einer kraterartigen Einsenkung eine mächtige, viel Schwefel absetzende Dampfquelle herausfährt.

Das westliche Ufer des Sees endlich ersteigt man auf ähnlichen marmorartigen Terrassen, wie am Te-Tarata-Sprudel, und erreicht dort in einer Höhe von etwa 20 Meter den großen Sprudel Otukapuarangi, das

Gegenstück zum Te-Tarata. Die Dämpfe, welche aus dem mächtigen Bassin dieses Sprudels aufsteigen, riechen stark nach schwefeliger Säure.

Im Ganzen werden am Roto-mahana von den Eingeborenen 25 größere Sprudelquellen mit Namen unterschieden; die Zahl der kleineren Quellen aber „entzieht sich jeder Schätzung!"



Die Te-Tarata-Quelle. (Durchschnitt des Bassins und der Sinterterrassen.) Nach Hochstetter.
1 Hauptbassin. 2 Bassins auf den Terrassen. 3 Spiegel des Roto-mahana. 4 Kieselsinter.
5 Grundgebirge, aus zersetztem Ryolith bestehend.

Mitten im See liegen zwei kleine Inseln; die größere, Puai, $3\frac{1}{2}$ Meter hoch, mißt 75 Meter in die Länge und 30 Meter in die Breite; die kleinere, Pukura, ist noch unbedeutender in ihren Größenverhältnissen. Auf beiden Inselchen sind verschiedene Hütten für die Besucher des Sees errichtet worden, und diese Häuschen werden in der That von Zeit zu Zeit — manchmal wochenlang — bewohnt, obwol der Boden überall so warm ist, daß man sich nicht für längere Zeit darauf niederlegen kann, und obschon man ohne Unterbrechung in der Erde sausen und brausen, zischen und kochen hört. Die beiden Inselchen sind in der That nichts Anderes, als durch heiße Dämpfe förmlich gar gekochte Felsen, die jeden Augenblick zu zerfallen drohen. Rings um dieselben sprudelt heißes Wasser hervor, und siedend heißer Wasserdampf fährt zischend überall heraus, wo man in den weichen Thonboden mit einem Stock ein Loch stößt.

Die Maori bedienen sich hier, wie auch sonst in dem ganzen Distrikt, der heißen Quellen und Fumarolen und der ihnen entströmenden Dämpfe zum Kochen. Ihr Ofen ist jedesmal schnell fertig. Sie brauchen nur ein wenig in die Erde zu graben oder die Felsspalten von den Krusten, welche sie bedecken, zu reinigen, um Fleisch oder Kartoffeln, auf Farrenkrautwedeln ausgebreitet und mit solchen bedeckt, über der entstandenen Oeffnung, aus der die heißen Dämpfe hervorbrechen, kochen zu können.

Daß übrigens in dem so überaus merkwürdigen Quellengebiete Neu-Seelands auch Unglücksfälle nicht zu den Seltenheiten gehören, beweisen die an verschiedenen Orten aufgestellten Grabdenkmale an Stellen, an welchen Menschen in dem heißen Schlamm versanken und umkamen. Solche Denkmäler werden aus Holz geschnitzt und sind etwa einen Meter hoch; gewöhnlich werden dem Holzblock einige Kleidungsstücke oder Tücher umgehängt und in früherer Zeit wurde, wenn der Verstorbene ein bedeutender

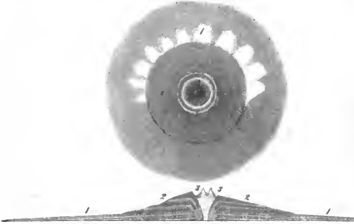
Häuptling war, die Tätowirung seines Gesichts auf dem Grabmal kopirt. Das genügte, um den Maori die Person und den Namen des hier Begrabenen kenntlich zu machen.

Bei den Eingeborenen am Tauposee hat sich eine bedeutungsvolle Sage über die Entstehung der ganzen vulkanischen Gegend auf der Strecke vom Ruapahu bis zur Bai of Plenty erhalten. Unter den ersten Einwanderern, welche von Hawaiki nach Neu-Seeland kamen, befand sich nämlich auch Ngatiroirangi, das heißt: der am Himmel Wandernde. Er war bei Maketu an der Plentybai gelandet und machte sich mit seinem Sklaven Ngauruhoe auf den Weg, das Land zu untersuchen. Er durchwanderte die Gegend, stampfte in dürren Gegenden Wasserquellen aus der Erde, erstieg Hügel und Berge und erblickte von einem derselben gegen Süden den großen Berg Tongariro. Diesen Berg wollte Ngatiroirangi ersteigen, um von ihm aus das ganze Land überblicken zu können. An den kleinen Seen vorüber kam der Wanderer an den großen Tauposee und erkletterte darauf wirklich den Tongariro. Dort oben war es aber so kalt, daß Ngatiroirangi und sein Sklave in Gefahr geriethen, zu erfrieren. Deshalb rief der Häuptling seinen Schwestern, die auf der Insel Whakari in der großen Meeresbucht zurückgeblieben waren, sie sollten ihm Feuer schicken. Die Schwestern hörten seinen Ruf und sandten ihm von dem heiligen, unauslöschlichen Feuer, welches sie von Hawaki mitgebracht hatten. Sie schickten das Feuer unter der Erde her durch die beiden Taniwha (Berg- und Wassergeister), Papu und Te-Haeata, und das Feuer kam gerade noch rechtzeitig, um den Häuptling zu retten. Als dieser es aber seinem Sklaven reichen wollte, damit er sich erwärmen könne, war der arme Ngauruhoe schon todt. Von jener Begebenheit her heißt der Krater des Vulkans heute noch Ngauruhoe, und da das Feuer heilig und unauslöschlich war, so brennt es auch heute noch fort und brennt auf der ganzen Strecke von Whakari bis zum Tongariro, bei Motu-Hara, Oka-karu, Roto-ehu, Roto-iti, Roto-rua, Roto-mahana, Orakeikorako und an allen den Orten, wo es aufsprühte, als die Taniwha dasselbe unterirdisch weiter trugen.

Das Gebiet vulkanischer Thätigkeit zwischen dem Tongariro und dem Meere ist allerdings das großartigste auf Neu-Seeland; es ist indessen nicht das einzige.

Außer dem bereits erwähnten Berg Egmont und der gleichfalls erwähnten kleinen vulkanischen Gruppe an der Inselbai ist ein anderer ausgedehnter Herd vulkanischer Thätigkeit in der unmittelbaren Nähe Aucklands anzutreffen. Diese Stadt liegt an der schmalsten Stelle eines Isthmus, welcher durch zwei sehr nahe zusammentretende Meeresbuchten gebildet wird, von welchen die auf der Ostseite Haurakigolf, die andere auf der West-

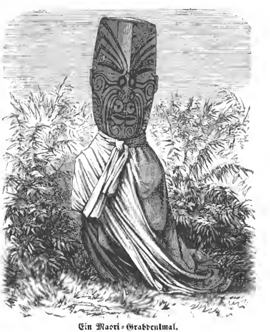
seite Onehunga oder Manukauhafen heißt. Der ganze Isthmus mit den benachbarten Inseln ist überdeckt von Kraterbergen, die meistens nur eine geringe Erhebung, oft nur einige, selten über 200 Meter haben und manchmal mit Wasser gefüllt sind, deren Lavaströme jedoch deutlich über das ganze umgebende Land nach allen Richtungen verfolgt werden können, und von welchen endlich der höchste, auf einer Insel im Angesicht Aucklands gelegen, den gewiß bezeichnenden Namen Rangitoto, d. h. „blutiger Himmel“, führt. Obschon die Eingeborenen nichts von einem stattgehabten Ausbruch desselben zu erzählen wissen, läßt sich der Ursprung dieses Namens doch kaum anders erklären, als daß eine vulkanische Eruption jenes Berges einst den Himmel blutroth gefärbt habe. Sicher ist jedenfalls, daß die Ausbrüche dieses Vulkans, wie diejenigen vieler anderer in der Nähe Aucklands, nach geologischer Zeitrechnung der Jetztzeit angehören; denn die vulkanische Asche bedeckt noch an vielen Orten die Oberfläche der Erde und die jüngsten Lavaströme zeigen noch keine Spur von Zersetzung.



Durchschnitt und Grundriß eines Kraters auf Neu-Seeland. Nach Hochstetter.
1 Tuffkegel. 2 Lavakegel. 3 Aschen- und Schlackenkegel.

Hier ist für den Geologen von Fach ein ungemein ergiebiges Feld zur Anstellung von Forschungen über den Vulkanismus und die Aufeinanderfolge der einzelnen Erscheinungen desselben. Es würde jedoch zu weit führen, auf solche Einzelnheiten hier noch näher einzugehen. Nur eine kleine Bemerkung möge noch beigefügt werden. Der Boden in Neu-Seeland (und in ganz ähnlicher Weise in dem westlichen, gleichfalls vulkanischen Theile des Berglandes von Viktoria in Australien) hat viel weniger Veränderungen durch Menschenhände erfahren als in anderen Gegenden der Erde, die seit vielen Jahrhunderten bereits die Wohnsitze zahlreicher Bevölkerungen geworden sind, und so lassen sich die einzelnen Vorgänge bei vulkanischen Bildungen auf Neu-Seeland viel besser und vollständiger nach-

weisen als z. B. in der Auvergne und der Eifel, oder auf den Phlegräischen Feldern bei Neapel. Ganz besonders gilt dies von der Gegend von Auckland. Hier kann man, wie v. Hochstetter ausführlich darlegt, ganz deutlich die einzelnen Eruptionen von Anfang an verfolgen. Die ältesten Ausbrüche waren wahrscheinlich unterseeisch; sie bestanden aus vulkanischer Asche, klein gemahlenen Trümmern des Grundgebirges und losen Schlackenstückchen, und der Auswurf selbst mußte sehr kontinuirlich erfolgen, da die Eruptionsmassen sich gleichmäßig und schichtenweise um die Auswurfsstelle herum ablagerten und flach ansteigende, niedrige Hügel, die sogenannten Tuffkegel bildeten, welche selten einen Krater zeigen. Während der Entstehung dieser Tuffkegel scheint sich nun das Land langsam aus dem Meere erhoben zu haben, so daß in der Folgezeit die vulkanischen Ausbrüche über dem Meere stattfanden. Man darf dies um so sicherer schließen, als die aus oder neben den älteren Tuffkegeln hervorgebrochenen steilen Lava- und Schlackenkegel überall den tiefen, trichterförmigen Krater des feuerspeienden Berges zeigen und deutlich erkennen lassen, daß die von ihnen ausgeworfenen, manchmal ganz kolossalen Lavamassen in feurig-flüssigem Zustande hervorgequollen und allmählig an der Luft erkaltet sind.



Ein Maori-Grabdenkmal.



Neuseeländischer Flachs und Kohlpalme.

II. Die Thierwelt Neu-Seelands.

Oede Gegend um Auckland. — Mangel an vierfüßigen Thieren. — Große Fische und Eidechsen. — Die straußartigen Vögel. — Der Vogel Ruc. — Riefeneier des Aepiornis von Madagaskar. — Kiwi und Moa. — Jagdzüge gegen die letzteren. — Ihre Ausrottung. — Ursprung des Kannibalismus bei den Maori.

Der Isthmus von Auckland nimmt nicht nur als Schauplatz gewaltiger vulkanischer Erscheinungen ein hervorragendes Interesse in Anspruch; auch in mannichfachen anderen Beziehungen ist derselbe eine merkwürdige Gegend.

Es ist bereits erwähnt worden (vergl. S. 118), daß die Umgebungen Aucklands heutzutage fast baumlos sind. Hier und da in den erloschenen Kratern der Vulkane oder in tief eingerissenen Schluchten sind noch einzeln Reste des ehemaligen Urwaldes verborgen, der die ganze Landenge einstmals bedeckte, und das Kauriharz, das überall auf der Heide zu finden ist, giebt Zeugniß, daß die luftigen Höhen, von denen aus man nach beiden Seiten das unendliche Meer erblickt, auch die Lieblingsplätze für die Kaurifichten, die schönsten Bäume Neu-Seelands, waren. Jetzt wachsen wol noch einige Pohutukauabäume (Metrosideros tomentosa) auf den steilen Klippen des Waitemata-Hafens und diese, im Verein mit der einzigen Kohlpalme (dem Ti-Baum der Maori, Cordyline australis) von zehn Meter Höhe, die vereinsamt an der Landstraße von Auckland nach Onehunga steht, sind die letzten noch vorhandenen Zeugen von der ursprünglichen üppigen Vegetation des Landes.

Mit dem Urwald ist auch die Thierwelt der alten Zeit verschwunden und ebenso ist die ursprüngliche Bevölkerung dieser Gegend fast vollständig ausgestorben.

Die Lavahöhlen der Vulkane sind angefüllt mit den Gerippen der Unglücklichen, die in den mörderischen Kriegen getödtet wurden, mit welchen Hongi die Nord-Insel überzog (vergl. S. 41), und was damals übrig geblieben, ist seitdem der europäischen Kultur erlegen. Von 20,000—30,000 Menschen, welche einst am Manukau-Hafen gewohnt, sind nur noch wenige Familien übrig, die östlich von Auckland am Orakei-Hafen in einem Dorfe beisammen wohnen.

Die Urbewohner dieser Landenge hatten, wie die Eingeborenen Neu-Seelands überhaupt, außer den Früchten, welche sie dem Boden durch Anbau abgewannen, wie namentlich Taro und Bataten, auch noch mancherlei Nahrungsmittel im Lande selbst gefunden. So vor Allem die eßbaren Wurzeln einer Art buschförmig wachsenden Farrenkrauts (Pteris esculenta), welches große Strecken Landes bedeckt und gleichfalls schon frühzeitig angebaut wurde, und Waldbeeren mancherlei Art. Die Flüsse waren reich an Fischen; der Meeresstrand bot Ueberfluß von nahrhaften Mollusken; Vögel und einige vierfüßige Thiere bevölkerten endlich den dichten Urwald.

Die letzteren haben allerdings auf Neu-Seeland keine große Verbreitung gehabt und der Ersatz, der diesem Lande dafür in einigen Vogelarten zu Theil geworden ist, erscheint eben so merkwürdig als befremdend.

Der Mangel an vierfüßigen Thieren muß um so mehr auffallen als bekanntlich auf anderen, gleichfalls von weiten Meeren umspülten Inseln, wie auf den Marianen, Hirsche, große Fledermäuse, fliegende Hunde und andere Thiere vorkommen, und die Vermuthung nahe liegt, daß die ausgedehnte, mit schützenden Wäldern bedeckte und mit reicher Flora geschmückte Länderfläche der neuseeländischen Inselgruppe solchen oder auch anderen Vierfüßlern hätte Nahrung in Ueberfluß darbieten müssen. Diese Vermuthung wird jedoch nicht durch die Erfahrung bestätigt; denn die wenigen auf Neu-Seeland lebenden Thiergeschlechter treten in der Regel auch in unbedeutender Anzahl auf, so daß es den Forschern noch nicht einmal gelungen ist, alle Säugethiere, für welche die Maorisprache Namen besitzt, wirklich nachzuweisen.

So war es bis vor wenig Jahren der Fall mit einem Thiere, welches die Maori Waitoreke nennen und von welchem sie berichteten, daß es an Seen und Flüssen wohne, wonach freilich anzunehmen war, daß das Thier otterähnlich oder robbenartig sein möchte. Mehrere Jahrzehnte lang war es trotz eifrigen Suchens keinem Europäer gelungen, dieses Thier zu sehen, und erst im Jahre 1861 hat Haast die Existenz desselben nachgewiesen. Danach ist der Waitoreke von der Größe eines starken Kaninchens, hat einen glänzenden braunen Pelz und gehört wahrscheinlich zu den Ottern.

Während solchergestalt die Forscher damit beschäftigt sind, ein oder das andere auf den großen Inseln versteckte Thier aufzusuchen, fangen andere Thiergeschlechter an auszusterben, und einige davon sind schon dem

völligen Verschwinden nahe. Das Thier, bei welchem die Ausrottung zuerst nachgewiesen wurde, war die kleine einheimische Ratte (Kiore), die von der mit den fremden Schiffen nach Neu-Seeland gekommenen europäischen (norwegischen) Ratte verjagt und, wenigstens in den kolonisirten Distrikten, vernichtet worden ist. Aehnlich verhält es sich mit dem „eingeborenen" Hunde (Kararehe), der gleichfalls in den bewohnteren Gegenden fast ganz verschwunden ist. Ob dieses Thier als ein auf Neu-Seeland ursprünglich einheimisches gelten muß, oder ob dasselbe in historischer Zeit, vielleicht mit den ersten Einwanderern, dahin gekommen ist, läßt sich wol nur schwer ermitteln, ist aber auch, im Grunde genommen, einerlei. Jedenfalls ist sicher, daß der einheimische Hund bereits von den ersten, auf Neu-Seeland gelandeten Europäern, und zwar häufig, angetroffen wurde, und daß die Maori selbst denselben als ein ihnen seit undenklichen Zeiten bekanntes Geschöpf ansehen. Letzteres ergiebt sich namentlich aus dem Umstande, daß die Eingeborenen in ihren Sagen für den Hund, wie für viele andere Naturgegenstände, einen besonderen Schöpfer annehmen.

Auch die See-Säugethiere, die Wale, Delphine und Robben, welche die Maori recht gut zu unterscheiden wußten und mit besonderen Namen bezeichneten, waren einst zahlreich an den Küsten Neu-Seelands und nehmen alljährlich mehr ab. Die Gestade der Nord-Insel boten früher beliebte Tummelplätze für Scharen von Seehunden, aber schon seit Jahrzehnten werden dieselben von ihnen gemieden und nur die wild zerrissene, unbewohnte Südwestküste der Süd-Insel scheint jenen Thieren noch hinreichende Stille und Einsamkeit zu gewähren.

Dagegen sind die, die Inseln bespülenden Gewässer, sowie die Buchten und Häfen des Landes, reich bevölkert mit Fischen. Mehr als hundert Arten sind bereits in den zoologischen Verzeichnissen angegeben worden und immer werden noch neue bekannt. Die Süßwasserseen und die Flüsse hingegen bergen nur wenige Gattungen. Unter ihnen sind Aale von solch kolossalen Dimensionen vorherrschend, daß Fische von $1\frac{1}{2}$ Meter Länge und 20 Pfund Gewicht nicht mehr als etwas Außerordentliches gelten, seitdem man weiß, daß in den großen Seen der Provinzen Nelson und Canterbury aalartige Fische von mehr als einem halben Centner Gewicht gefangen wurden. Von diesen Seen geht auch die Sage, daß sie riesenhafte schwarze Salamander oder krokodilartige Geschöpfe beherbergen, und mehrere Kolonisten wollen solche Thiere an verschiedenen Orten gesehen haben. Auch Taylor erwähnte bereits in seinem Werke über Neu-Seeland eines molchartigen Reptils, indessen können erst spätere Nachforschungen sicherere Kunde bringen. Eine riesenhafte Eidechse (Hatteria punctata, Gray) existirt auf Neu-Seeland; sie soll ungemein scheu sein. Schlangen und Schildkröten giebt es jedoch gar nicht und die am Wanganui aufgefundenen Landschildkröten sind unzweifelhaft von irgend einem Seefahrer an jenem Platze ausgesetzt worden. Den Eingeborenen waren die Thiere völlig fremd.

Merkwürdiger als alle diese Eigenthümlichkeiten sind diejenigen, welche die Vogelwelt Neu-Seelands aufzuweisen hat.

Neben verschiedenen Papageien, unter welchen der Nestor (Nestor australis) durch seine dunkle Färbung und falkenähnliche Haltung eine besonders auffällige Erscheinung darbietet, Tauben, hühnerartigen Vögeln, von welchen die Weka der Eingeborenen (Ocydromus australis) noch auf der Süd-Insel häufig vorkommt, Enten, Reihern und verschiedenen anderen, lebten nämlich und leben zum Theil noch einige straußartige Vögel auf Neu-Seeland, die von dem allergrößten Interesse sind.

Die straußartigen Vögel haben alle ihre abgeschlossenen Verbreitungsbezirke und gehören sämmtlich der südlichen Hemisphäre an mit einziger Ausnahme des afrikanischen Straußes, der auch nördlich vom Aequator vorkommt. Alle diese Vögel zeichnen sich bekanntlich durch den verkümmerten Bau ihrer Flügel aus, die zum Fliegen völlig untauglich sind, sowie durch ihre mächtig entwickelten Beine, die sie besonders zum Laufen befähigen.

Aus den Zeiten, bevor Menschen die Erde bevölkerten, haben sich bis jetzt nur sehr spärliche Anzeichen von der dermaleinstigen Existenz ähnlicher Vogelriesen gefunden. In Connecticut in Nordamerika hat man Fährten im bunten Sandstein entdeckt, die vermuthlich Vögeln angehörten. Wenn diese Vermuthung richtig ist, so müssen dies Vögel von gewaltiger Größe gewesen sein, „deren Schritt 5 Fuß ($1\frac{1}{2}$ Meter) maß und die beim Austreten den schlammigen Grund auf beiden Seiten emporpreßten, als ob Elephanten herum gewatet wären." — Die Knochenreste eines anderen großen fossilen Vogels (des Gastornis parisiensis) sind im Pariser Becken gefunden worden; alle übrigen Riesenvögel gehören aber nach der Zeitrechnung der Geologie der Jetztwelt an, obschon manche Arten im Kampfe mit dem Menschen bereits wieder verschwunden sind, sodaß es jetzt im Ganzen nur noch etwa 12 Arten solcher Vögel giebt. Davon leben zwei oder drei in Afrika, es sind die eigentlichen Strauße; drei, Kasuare genannt, worunter der Mooruk von Neu-Britannien, haben ihre Heimat in Südasien; drei andere, die Nandu, bevölkern die Steppen Südamerika's; zwei, die Emu, finden sich in den Wildnissen Australiens, und drei oder vier Arten endlich, die Kiwi (Apteryx), kommen auf Neu-Seeland vor. Unter all diesen ist der afrikanische Strauß der bei weitem größte Vogel.

Viel bedeutender war aber die Zahl der straußartigen Vögel, welche die Inseln von Madagaskar bis hinüber nach Neu-Seeland bevölkerten und erst in historischer Zeit ausgestorben sind. Unter ihnen kommen aller Wahrscheinlichkeit nach die gewaltigsten Riesen der Vogelwelt vor.

Marco Polo, der berühmte Venetianer, brachte die erste nähere Kunde von der Existenz solcher Riesenvögel in das Abendland. Er erzählte nämlich, daß der wißbegierige Großkhan der Tartaren an den Grenzen des Himmlischen Reiches von dem Riesenvogel Ruc gehört und Boten nach der Heimat dieses Vogels abgeschickt habe, welche ihm genauere Nachrichten über diesen merkwürdigen Vogel bringen sollten. Die Boten hätten auch die Heimat des Vogels, die Insel Madagaskar, glücklich erreicht und bei der Rückkehr von dort eine Feder des Vogels mitgebracht, „90 Spannen lang und 2 Palmen im Umfang."



Kiwi und Moa.

Marco Polo's Erzählung wurde aber von seinen Zeitgenossen als ein Märchen verlacht und, wie so Vieles, was der kühne Reisende von seiner großen Weltfahrt berichtete, als eine leere Erfindung angesehen. Sein

Bericht und der Vogel Ruc war aber längst in Europa vergessen, als mit einem Mal die Kunde kam, daß auf Madagaskar ein riesenhafter Vogel lebe. Eingeborene von dieser großen Insel waren nach Mauritius gekommen, um Rum zu kaufen, und hatten als Gefäße Vogeleier mitgebracht, von welchen ein einziges zwei Gallonen (d. h. also 9 Liter) fassen konnte. Die Leute erzählten, daß in ihrem Lande solche Eier im Schilf gefunden und die Vögel manchmal auch gesehen würden. Im Jahre 1851 kam denn auch ein solches Riesenei in die Pariser Sammlungen. Dasselbe hat $2^{3}/_{4}$ Pariser Fuß (875 Millimeter) Umfang, bei einer Länge von 15 Pariser Zoll (406 Millimeter), und faßt $10^{1}/_{2}$ Liter; es ist dabei so wohl erhalten, als wäre es unlängst gelegt worden. Marco Polo's Vogel Ruc erhielt jetzt den Namen Aepiornis maximus; aber den Vogel selbst haben Europäer noch nicht zu sehen bekommen, obwol die Madegassen behaupten, daß er in den tiefsten Urwäldern ihres Landes noch jetzt hause.

Auf den Inseln Bourbon, Mauritius und Rodriguez lebten, wie Bartlett durch die im Jahre 1855 gesammelten Knochengerüste nachgewiesen hat, drei Vögel von sehr sonderbarem Aussehen: die Dronte oder der Dodo (Didus), der Einsiedler (Pezophaps) und ein anderer, viel größerer Vogel, für welchen noch kein Name festgestellt ist. Alle drei Arten sind völlig verschwunden; indessen ist von den beiden ersten aufs Unzweifelhafteste erwiesen, daß sie am Schluß des 16. Jahrhunderts noch in ungeheurer Menge auf den genannten Inseln vorkamen. Die Matrosen des Admiral Wybrand von Warwick, dessen Schiff 1598 vom Sturme an die Küste von Mauritius getrieben worden war, erschlugen ganze Scharen der dummen, unbehülflichen Dronten, und die Mannschaft eines anderen Schiffes, welches dieselbe Insel im Jahre 1607 besuchte, lebte während 23 Tagen von Drontenfleisch und Schildkröten. Im Jahre 1638 ist sogar ein lebender Dodo nach England gebracht und dort öffentlich gezeigt worden. Der Balg dieses Vogels wurde später in einem Museum aufbewahrt, aber leider weggeworfen, als er schadhaft geworden war.

Die erstaunlichsten Funde von straußartigen Vögeln sind aber auf Neu-Seeland gemacht worden. Da gab es Straußen-Zwerge und Riesen, wie man vordem noch keine gesehen hatte; — die Kiwi und Moa der Eingeborenen.

Bereits im Jahre 1812 kam der erste Balg eines Kiwi nach England. Der Vogel war nur so groß wie ein Huhn, ohne Flügel und Schwanz, mit vierzehigen Füßen und langem, schnepfenartigem Schnabel, am Körper bedeckt mit langen, zerschlissenen braunen Federn. Bis zum Jahre 1833 war er der einzige seiner Art, und man hielt das Geschlecht für ausgestorben, bis man in neuerer Zeit erfuhr, daß er nur in der Nähe der besiedelten Distrikte ausgerottet, in den Wildnissen der Gebirgsgegenden aber noch in großer Zahl anzutreffen sei. Er wird gewöhnlich als Apteryx australis (Shaw) bezeichnet. Eine andere Art, Apteryx Mantelli (Bartlett), die etwas kleiner und mehr rothbraun gefärbt ist, kommt auf der Nord-Insel in einzelnen Gegenden noch häufig vor, und eine dritte, noch kleinere, ...n gefärbte Art, Apteryx Owenii (Gould), war auf der Süd-Insel in

gebirgigen Gegenden der Provinz Nelson vor zehn Jahren noch so häufig, daß — im Jahre 1861 — ein Reisender mit Hülfe von zwei Hunden in jeder Nacht 15—20 Stück einfangen konnte. Endlich soll auf der Süd-Insel noch ein viel größerer Vogel leben, welchen die Eingeborenen Roa-Roa (d. h. groß) nennen. Er ist im Jahre 1859 von dem General-Landvermesser John Rochfort als ein Vogel von der Größe eines Truthahns beschrieben worden, mit einem starken Sporn an den Füßen, mit welchen er sich so geschickt gegen die Hunde zu vertheidigen im Stande wäre, daß die letzteren oft die Flucht ergreifen müßten. Auch Julius Haast hat die Fährten eines großen Vogels in dem wilden Gebirgslande der Buller-Kette, im Schnee abgedrückt, gesehen und während der Nacht einen eigenthümlichen Vogelruf gehört; er war jedoch nicht im Stande, einen solchen Vogel zu erjagen, da er keine Hunde bei sich hatte.

Alle Kiwi-Arten sind, so viel sich aus dem bis jetzt Bekannten schließen läßt, Nachtvögel, welche den Tag in Erdlöchern, am liebsten unter den Wurzelstöcken großer Waldbäume verborgen, zubringen, und des Nachts auf Nahrung ausgehen. Diese besteht aus Insekten, Würmern und Pflanzensamen. Die Kiwi leben paarweise; das Weibchen legt immer nur ein Ei, welches mehrere Wochen bebrütet werden muß. Die Vermehrung der Vögel geht demnach nur sehr langsam voran und es ist darum sehr wahrscheinlich, daß alle Kiwi-Arten den vielfachen gegen sie unternommenen Verfolgungen in einigen Jahrzehnten erliegen werden und damit das Schicksal ihrer größeren Verwandten, der Moa, theilen, welche allem Vermuthen nach erst seit vielleicht 200 Jahren ausgestorben sind.

Die ersten Nachrichten über diese, so überaus merkwürdigen Vögel erhielten die Missionäre von den Eingeborenen, welche ihnen abenteuerliche Schilderungen von riesigen Vögeln und den Kämpfen ihrer Ahnen mit denselben entwarfen. Die Maori bezeichneten namentlich bei einem großen Totarabaume am Roto-rua eine Stelle, an welcher von ihren Vorfahren der letzte Moa nach hartnäckigem Kampfe getödtet worden sei. Zum Beweis der Wahrheit ihrer Erzählung zeigten die Eingeborenen den Missionären als die Reste der gewaltigen Vögel große Knochen, welche zerstreut an den Rändern des Sees, in Sümpfen, an der Meeresküste und in Kalksteinhöhlen gefunden wurden. Im Jahre 1839 kam zum ersten Mal ein solcher Knochen nach England; man hätte ihn für einen Rindsknochen halten können, so stark war er; der berühmte Anatom Owen bewies aber aus der Struktur desselben, daß er von einem Vogel stammen müsse. Einige Jahre später gelang es denn auch diesem Forscher, aus verschiedenen Knochenresten die über $1\frac{1}{2}$ Meter hohen Beine eines dieser Riesen (des Dinornis giganteus) zu konstruiren, der demnach eine Höhe von mindestens drei Meter gehabt haben mußte. Ja, man glaubt nach anderen Knochen auf Vögel von vier Meter Höhe schließen zu dürfen.

Vom Jahre 1847—1850 wurden von Walker Mantell mehr als tausend Knochen und Bruchstücke von Eierschalen gesammelt, und aus diesem reichen Material durch Owen viele Skelette von verschiedener Größe

gebaut. Owen bestimmte schon eine ganze Reihe von Arten und jetzt kennt man drei Gattungen, Dinornis, Palapteryx und Aptornis, und unterscheidet 12—14 verschiedene Arten von Moa.

Die auf Neu-Seeland gefundenen Moa-Eier sind viel größer als Straußeneier, ohne jedoch die Größe der Rieseneier des Aepiornis zu erreichen. Ein fast vollkommenes Ei war $^3/_{10}$ Meter lang, $^1/_4$ Meter dick und hatte demnach mehr als $^3/_4$ Meter Umfang.

Mit den Knochen zusammen werden immer Häufchen von kleinen, abgerundeten Steinen, gewöhnlich Chalcedone, Opale, Achate, gefunden, welche die Eingeborenen als Moa-Steine bezeichnen, und von denen man wol mit Recht annimmt, daß sie aus dem Magen der Riesenvögel stammen, welche, ebenso wie die Strauße und die australischen Emu, die Gewohnheit hatten, zur Unterstützung der Verdauung Steinchen zu verschlucken. Diese Annahme wird fast zur Gewißheit, seitdem bei einigen Skeletten, die in einer Schicht Kalksinter entdeckt wurden, die Steinhäufchen an dem Platze lagen, an welchem früher der Magen des Vogels gewesen.

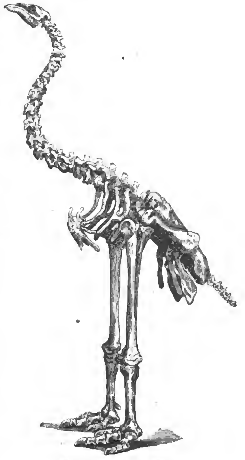
Aus der ganz enormen Menge von Knochenresten, die sich in Sümpfen, Höhlen 2c. noch an vielen Stellen der nördlichen und südlichen Insel finden, läßt sich schon schließen, und geht ebenso aus den Erzählungen der Eingeborenen deutlich hervor, daß die Moa früher außerordentlich zahlreich gewesen sein müssen, und da die Knochen nur in der allerjüngsten Formation oder ganz unbedeckt auf der Oberfläche, und mit Knochenresten von anderen Thieren untermischt, vorkommen, welche jetzt noch auf Neu-Seeland leben, so weist dies untrüglich darauf hin, daß diese Vögel erst in der jüngsten Zeit, wahrscheinlich erst vor wenig Generationen, von der Erde verschwunden sind, und endlich, daß ihre Vernichtung hauptsächlich durch die Hand des Menschen geschah.

Vor Jahrhunderten bevölkerten die Moa alle Ebenen und Thäler Neu-Seelands; ihre Zufluchtsstätte fanden sie in den dichten Waldungen oder in Erdhöhlen. Zur Nahrung dienten ihnen ohne Zweifel Vegetabilien, namentlich die Farrenkrautwurzeln, die ja überall in Fülle wuchsen. Die Vögel ihrerseits boten den eingewanderten Maori die Fleischnahrung, bei der sich die letzteren im Laufe der Zeit zu einer nach Hunderttausenden zählenden Nation vermehren konnten. Daß dem so war, beweisen zur Genüge die Traditionen der Neu-Seeländer. Nach diesen Ueberlieferungen schilderte der Entdecker Neu-Seelands, als er nach Hawaiki zurückgekehrt war, das neue Land als von Scharen riesiger Vögel bewohnt, und die Maori besitzen jetzt noch Gedichte, in welchen die Jagdzüge und die festlichen Schmausereien beschrieben werden, welche nach beutereichen Moa-Jagden veranstaltet wurden. Es sind sogar ganze Knochenhügel, die Ueberreste solcher großen Mahlzeiten, aufgefunden worden.

Nun ist sehr leicht erklärlich, wie im Laufe von mehreren Jahrhunderten, bei den argen und im Verhältniß der Zunahme der Bevölkerung immer heftiger werdenden Verfolgungen, diese Vögel völlig vertilgt werden konnten, zumal wenn man bedenkt, daß auch andere Umstände, wie vulkanische

Ausbrüche ꝛc., zur Verminderung derselben beigetragen haben mögen. In dem Sumpfe bei Waikouaiti auf der Süd-Insel hat man aufrecht stehende Beine von Moa gefunden, und dies, sowie die außerordentliche Menge von Moaknochen in den Sümpfen überhaupt, erklärt sich vielleicht daraus, daß die Vögel bei Wald- oder Steppen-Bränden sich in die Sümpfe zu retten suchten und darin umkamen.

Verschiedene Umstände machen es wahrscheinlich, daß die letzten Moa in der Mitte des 17. Jahrhunderts lebten; obschon ein Robbenjäger, Meurant, noch im Jahre 1823 im Molyneux-Hafen auf der Süd-Insel Moa-Knochen mit dem Fleisch daran gesehen haben will, und sich auch die Möglichkeit nicht absprechen läßt, daß in den noch völlig unbekannten Gebirgsgegenden im Südosten der Nord-Insel, oder in den Wildnissen des südlichen Theiles der Süd-Insel, noch einige letzte Repräsentanten dieses Riesengeschlechtes ihr Leben fristen mögen, wie solches von den Eingeborenen hin und wieder behauptet wird.



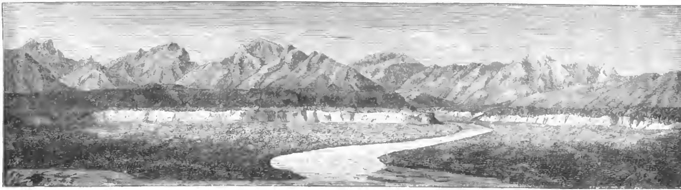
Skelett der kiwiartigen Moa.

Die Frage liegt nahe: Was sollten die Neu-Seeländer beginnen, nachdem die Moa von der Erde vertilgt waren? wo sollten die vielen Menschen, welche die Insel bevölkerten, ihre Fleischnahrung hernehmen, an welche sie gewöhnt waren? Und die Beantwortung dieser Frage führt auf die Ursache und Entstehung des Kannibalismus, der bei den Neu-Seeländern keinen anderen Grund hat, als der Kannibalismus von Europäern, welche das Unglück hatten, an einer öden Küste schiffbrüchig zu werden, oder sich in der Wildniß eines unbekannten Landes zu verirren, und in der Verzweiflung des Hungers Hand an ihre Unglücksgefährten

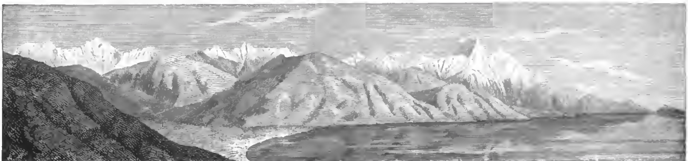
legten *). Aus den Ueberlieferungen der Maori geht ganz unzweifelhaft hervor, daß der Kannibalismus lange Zeit nach ihrer Einwanderung auf Neu-Seeland, erst in den letzten Jahrhunderten, aufkam. Auf welche Art, ist freilich nicht bekannt, läßt sich aber unschwer erklären. Mit der Zunahme der Bevölkerung entstanden um die Jagdgebiete und das Ackerland, oder um die Fischereiplätze, Streitigkeiten zwischen einzelnen Stämmen, die zum Kriege führten. Nun ist es ein ganz allgemein giltiger Satz, daß der Krieg die Menschen nicht besser macht, sondern daß er ihre Sitten verwildert und die niedrigsten Leidenschaften in dem Einzelnen wie in der Gesammtheit des Volkes erregt. So erging es naturgemäß auch den Maori. Während der Dauer solcher Kriege wurde außerdem der Ackerbau vernachlässigt und Hungersnoth brach herein. Haß und Rachedurst erfüllte die Gemüther der erbitterten Krieger und brachten sie im Vereine mit der Noth zu der ersten schrecklichen That, auf dem Schlachtfelde die erschlagenen Feinde zu verzehren. Die Kriege dauerten aber fort, der Mangel wurde drückender und allgemeiner, und was Anfangs nur in der höchsten Noth und in der äußersten Aufregung der Leidenschaft vorgekommen, wurde nach und nach ein fürchterlicher Brauch, bis zuletzt die Kriege nur noch zu dem Zwecke unternommen wurden, Schlachtopfer zu erbeuten.

Wer dem Kannibalismus der Neu-Seeländer steuern wollte, mußte also zuerst anstatt der ausgestorbenen Riesenvögel für andere Nahrungsmittel sorgen, und dadurch allmählig die Menschenschlächterei zum Aufhören bringen. Vornehmlich galt es, Thiere einzuführen, von deren Fleisch die Menschen leben konnten, und der Erste, welcher den Maori diese große Wohlthat erwiesen hat, war Cook. Dieser Seefahrer hat nämlich bei seiner zweiten Reise, wie bereits S. 8 berichtet, außer den Kartoffeln und verschiedenen Sämereien, die ersten Schweine nach Neu-Seeland gebracht und dort in Freiheit gesetzt. Diese Thiere, welche in dem milden Klima gar keiner Wartung und Pflege bedurften, gediehen ganz ausgezeichnet und durchzogen bald in großen Rudeln die Wälder. Und genau in demselben Maße, wie die Eingeborenen die ihnen eröffnete neue Nahrungsquelle kennen und schätzen lernten, verschwand bei ihnen allmählig auch der Kannibalismus. Der letzte Fall davon wäre im Jahre 1843 am Katikatifluß an der Taurangabai vorgekommen, wenn man von den durch die neueren Kriege wieder heraufbeschworenen Grausamkeiten und Sittenverwilderungen absehen könnte.

*) Vergl. „Australien", S. 104 u. fg.



Die westlichen Gebirgsketten der Provinz Nelson am Zusammenflusse des Grey und des Mawhera-iti.



Christmann, Australien. Leipzig: Otto Spamer.

Die südlichen Alpen. Ansicht von der Mündung des Grey-Flusses, nach J. Haast.



Dunedin, Hauptstadt von Otago.

III. Die Süd-Insel.

1. Geographische Skizze des Landes.

Kapitän Stokes. — Hamilton und Spencer. — Thomson. — Auf dem Gipfel des Mataura. — Die Kolonie am Jakobsfluß. — Julius Haast's Reisen. — Die neuseeländischen Alpen. — Das Klima Neu-Seelands. — Der Franz-Joseph-Gletscher. — Verwitterung des Gebirges. — Merkwürdige Flußbildungen. — Die Alpenpässe. — Reiseabenteuer. — Unglückliche Unternehmungen Whitcombe's und Howitt's. — Die Stewartinsel.

Wie sich Dr. Ferdinand von Hochstetter durch sein Prachtwerk über Neu-Seeland um die Kenntniß der geologischen Verhältnisse der Nord-Insel die bedeutendsten Verdienste erworben hat, so gebührt einem anderen Deutschen, einem geborenen Frankfurter, Julius Haast, der Ruhm, durch seine vielen Reisen auf der großen Süd-Insel, sowie durch die dabei ausgeführten Messungen, Zeichnungen und Aufnahmen, weitaus das Meiste zur Kenntniß der neuseeländischen Alpenwelt und ihrer von den Menschen bis in die neueste Zeit so ängstlich gemiedenen Wildnisse beigetragen zu haben.

Einzelne Flußthäler sind allerdings von verschiedenen Reisenden schon früher untersucht und beschrieben worden. So zog Kapitän Stokes im Jahre 1850 das Thal des Orete entlang, eines Flusses, welcher in die Foveaux-Straße mündet und dessen grasreiche Ebenen zur Ansiedlung einluden, sodaß seitdem die Stadt Invercargill dort angelegt wurde. Hamilton und Spencer bereisten den Mataura- und Jakobsfluß, welche gleichfalls der Südküste zueilen, und durchwanderten in 16 Tagen das Land vom Mataura bis Otago, jeder mit einem Felleisen bepackt, das 30 Pfund schwer wog, so lange es trocken war, aber vielleicht 70 Pfund, nachdem es vom Regen durchnäßt worden. Es regnete aber fast unausgesetzt und die schlüpfrigen Pfade sowie die Last des Gepäcks verursachten den Reisenden

ungeheure Strapazen. Das Land war im Allgemeinen wellenförmig und meist offen, an einzelnen Stellen auch hübsch bewaldet, und schien auf der ganzen Strecke anbaufähig zu sein. Die Reisenden hatten Gelegenheit, in einer vereinsamt auf der Steppe angelegten Maori-Niederlassung die ungemein große Fruchtbarkeit des Bodens zu bewundern. Die Einwohner dieser Niederlassung zeigten ihnen nämlich Kartoffeln von ganz enormer Größe, viel größer als die von Bischof Selwyn auf den Chatham-Inseln gezogenen, welche bis dahin als die größten Exemplare galten, die auf der südlichen Hemisphäre kultivirt worden waren.

Die Schluchten und Thalgehänge, in deren Tiefen die schäumenden Fluten der wasserreichen Flüsse dem Meere zueilten, waren über alle Beschreibung malerisch. Gigantische Felsenmassen von wunderbarer Regelmäßigkeit der Formen waren kühn über einander gebaut oder wild durch einander geworfen; allerdings bereitete in dem einen wie in dem anderen Falle das Ueberschreiten solcher Flußthäler den Reisenden auch die äußersten Schwierigkeiten.

Seit Hamilton's und Spencer's Reisen sind verschiedene Ansiedlungen von Europäern in den von ihnen durchzogenen Gegenden gegründet worden, wie z. B. an der Vereinigung des Manukerekia und Molyneux (oder Clutha) die beiden Goldgräberstädte Dunstan oder Obere Stadt und Hartley oder Untere Stadt, beide vorerst nichts Anderes als „Leinwandstädte", deren Häuser aus hölzernem Rahmenwerk bestehen, das mit dem billigsten Kaliko überspannt wird. Eine solche Behausung gewährt weder Schutz vor dem Regen noch vor dem Staube, der zur heißen Sommerszeit von der weiten unbebauten Ebene in großen Wolken aufgewirbelt wird. Wenn aber einmal an den steilen Felsenhängen längs des Flusses eine gute Fahrstraße hinführt und die Ebene dereinst, von fleißigen Menschenhänden bebaut, reiche Ernten liefert, dann werden auch die armseligen Hütten verschwinden, stattliche steinerne Wohnhäuser werden sich in den Fluten des Molyneux widerspiegeln und die großartige Alpenlandschaft im Hintergrunde wird ihre richtige Ergänzung und einen wohlthätigen Gegensatz finden.

Die Gegenden am Orete aufwärts und hinüber bis zu der alten Walfischfängerstation am Jakobsflusse untersuchte im Jahre 1857 Turnball Thomson, der Hauptlandvermesser von Otago. Am 6. Januar 1857 verließ derselbe mit zwei Gefährten, Drummond und Lindsay, die Stadt Dunedin, und segelte nach der Mündung des Orete in der Foveaux-Straße. In Invercargill mietheten sie sich Packpferde und brachen in das Innere auf. Auf ihrem Wege kamen sie an mehreren Ruinen von Maori-Kochöfen vorbei, wie solche vor dem Bekanntwerden der Eingeborenen mit dem Feldofen der Weißen allgemein im Gebrauche waren. Thomson hält diese Ueberbleibsel für ein Zeichen, daß die Gegend früher dichter bevölkert gewesen sein müsse, und da die Eingeborenen ihre Oefen stets in der Nähe der Wälder angelegt hatten, um das Holz nicht weit herschleppen zu müssen, jene Oefen aber weit vom Walde entfernt waren, so zieht der Reisende aus diesem Umstande den weiteren Schluß, daß durch verheerende Brände ausgedehnte Waldungen zerstört worden sein müßten.



An der Vereinigung des Manukerelia und Molyneux.

Der Maori-Kochofen, „Hangi-maori", ist übrigens nichts als ein in die Erde gegrabenes Loch von ein bis anderthalb Meter Tiefe und Breite, dessen Boden und Seitenwände mit großen Steinen ausgekleidet sind. Wenn der Ofen in Gebrauch genommen werden sollte, so mußte man zuerst die Steine erhitzen, dann wurde eine Lage Blätter darüber ausgebreitet, hierauf kamen die Speisen, Fleisch, Kartoffeln, Bataten oder dergl., welche gekocht werden sollten, wiederum eine Lage Blätter, und zuletzt wurde das Ganze mit Wasser begossen und rasch mit heißen Steinen und Erde zugedeckt. Der sich entwickelnde Wasserdampf, welcher durch die dicke Erdschicht nicht entweichen konnte, machte die Speisen bald weich.

Thomson zog über die Hokonuihügel und nach dem Domeberg am oberen Mataura, von dessen Gipfel, 1370 Meter über dem Meere, er eine prachtvolle Rundsicht genoß. Nach Norden und Westen war der Horizont begrenzt durch schneebedeckte und wild zerklüftete Alpenketten, aus deren tiefen Schluchten die Quellflüsse des Mataura, des Orete und anderer Flüsse hervorkamen, um dem südlichen Meere zuzueilen; nach Süden und Osten aber war die Aussicht unbegrenzt und das entzückte Auge konnte ungehindert über die niedrigeren Vorberge, wie über die weiten, prachtvollen Ebenen hinausschweifen auf die Fluten des Ozeans. Nach Südwesten war nicht nur die Tewaiwaibai, sondern auch die mehr als 25 geographische Meilen entfernte kleine Felseninsel Solander deutlich sichtbar, nach Süden ruhte der Blick auf den dunkeln Wäldern und zackigen Spitzen der Stewart-Insel und ostwärts reichte er weit über die Molyneuxbai hinaus, bis wo in endloser Ferne die Bläue des Himmels und des Wassers in unbestimmtem Schimmer in einander überfließen. Das Ländergebiet, welches die Reisenden vom Domeberge aus mit einem einzigen Blicke überschauen konnten, wurde von ihnen auf ungefähr 180 geographische Quadratmeilen geschätzt; davon gäben mindestens 120 geographische Quadratmeilen guten Ackerboden oder herrliche Weidegründe; zur Zeit aber, als Thomson die Gegend bereiste, war sie von höchstens 400 Menschen, Eingeborene und Europäer zusammen genommen, bewohnt, wenn man die paar europäischen Ansiedlungen an der Meeresküste nicht mitrechnete.

Fünf Wochen nach ihrer Abreise von Invercargill fanden die Reisenden eine gastliche Aufnahme bei den Ansiedlern am Jakobsfluß, welche Thomson mit ihren einfachen Sitten an die Shetländer erinnerten. Diese Kolonisten sind die Abkömmlinge von Walfischfängern und Seeleuten, die sich hier unter den Maori niederließen und ein einsames und entbehrungsreiches, aber unabhängiges Leben führen. Die Maori in der Ansiedlung hatten sich auch europäische Häuser gebaut, dieselben enthielten aber nur einen Raum im Innern und Stühle waren damals bei ihnen noch nicht in Gebrauch gekommen; sie hockten sich noch auf die Erde.

Am 26. Februar 1857 brachen Thomson und seine Begleiter vom Jakobsflusse auf und erreichten die Waiauebene, sowie den Fluß gleichen Namens. Undurchdringlicher Urwald bedeckte alles Land westwärts von Uferrand des Flusses und vom Meeresstrand bis hinauf zur Grenze

des ewigen Schnees, und verbot bei den beschränkten Hülfsmitteln der Reisenden ein weiteres Vordringen in dieser Richtung, obschon sie von einem Herrn Howell, der in dieser Wildniß eine Ansiedlung gegründet hatte, die Kunde erhielten, daß an der Waiau aufwärts durch tiefnächtige Gebirgsschluchten ein Maoripfad bis hinüber an den Milfordsund an der Westküste führe. Die Reisenden durchforschten das Land in nordöstlicher Richtung, kamen nochmals an den Domeberg und kehrten zum zweiten Mal in der Station am Jakobsflusse ein, von wo sie im April wiederum in Dunedin eintrafen. Fast zu derselben Zeit hatte der Distrikts-Landvermesser Kerrow, während er nur wenige Stunden Wegs weiter nordwärts vordrang, die großartigen Alpenseen der Provinz Otago aufgefunden und — so weit es ihm vor Eintritt der schlechten Witterung möglich war — erforscht.

Im Norden der südlichen Insel endlich war der alte Maoripfad durch die Schlucht des Hurunui hinüber nach dem Teramakau längst bekannt. Derselbe wurde im Jahre 1855 von dem Ingenieur Dobson untersucht und eine besonders schlimme Stelle, die nur mit Hülfe von Flachsstricken und Leitern zu passiren war, so hergerichtet, daß sie für Pferde passirbar wurde, und dieser Weg galt bis dahin und noch für einige Jahre später als der einzige Paß über das wilde, schluchten- und wasserreiche Gebirge.

Hiermit sind so ziemlich alle Unternehmungen zur Erforschung der Süd-Insel bis zum Jahre 1860 aufgeführt. In dem genannten Jahre begannen Haast's Reisen in Neu-Seeland. Auf der ersten derselben, die in den ersten Monaten von 1860 zur Ausführung kam, untersuchte Haast die ganze Westseite der Provinz Nelson, ging am Motueka aufwärts, am Buller und Greyfluß abwärts, verfolgte den letzteren bis zu seiner Mündung, erforschte die prachtvollen Gebirgslandschaften des gewaltigen, etwa 3000 Meter hohen Bergstocks vom Mount Franklin nach ihrer geographischen Lage und ihrer geologischen Zusammensetzung und konnte damals bei seiner Rückkehr nach Nelson bereits sagen, daß er eine zweite Schweiz entdeckt habe. Die Schönheit und Großartigkeit der von Haast durchzogenen Landschaften wetteiferte mit derjenigen der europäischen Alpenwelt, und insbesondere bot das zum Theil schon besiedelte Thal des Motueka dem Reisenden den lieblichsten Anblick. Mit saftigen Thalwiesen, auf denen prächtiges Vieh weidete, wechselten wogende Getreidefelder; zwischen herrlichen Obstgärten versteckt lagen die Wohnungen der Ansiedler, unter welch letzteren Haast viele blauäugige und blondlockige Deutsche antraf. An den sanft gewölbten Höhen der Vorberge zogen sich dunkle, schattige Wälder hinan und darüber thürmten sich himmelanstrebend die Felsenburgen des Hochgebirgs mit den schimmernden Schneefeldern in majestätischer Pracht. Während des Monats Juni und dann wieder vom Oktober bis Dezember des Jahres 1861 nahm Haast die Kowaikohlenfelder nebst Umgegend einschließlich des Mount Torlesse auf, und vier Wochen später, im Januar 1862, begab er sich in das Herz der südlichen Alpen, die Gegend am Mount Cook, wo er innerhalb vier Monaten die Aufnahme des ausgedehnten Flußsystems vollendete, welches die Seen Tekapo, Pukaki und Ohau bildet.

Vor und nach dieser großen Reise wurden mehrere kleinere ausgeführt und gegen Schluß des Jahres 1862 machte Haast noch eine besonders bedeutsame Entdeckung, indem er den Makarora, einen Zufluß des Wanakasees, aufwärts verfolgend, die tief eingeschnittene Schlucht auffand, welche den niedrigst gelegenen, nach seinem Entdecker genannten Paß von 491 Meter Meereshöhe über die neuseeländischen Alpen bildet.

Die Reisen bis zum Ende des Jahres 1862 können eigentlich als der erste Abschnitt der Haast'schen Forschungsreisen angesehen werden, insofern durch sie die Konfiguration des ganzen Landes im Großen dargelegt ist. Die Resultate dieser Reisen lassen sich wie folgt kurz zusammenfassen.

Wie die Nord-Insel durch ihren vulkanischen, so ist die Süd-Insel durch ihren alpinen Charakter ausgezeichnet. Die ganze Insel wird nämlich von einer gewaltigen Gebirgskette durchzogen, die in ihrem höchsten Punkte, dem Mount Cook (4025 Meter), nicht viel unter der Höhe des Montblanc zurückbleibt, und an vielen Punkten die Schneegrenze überschreitet, während in den Thälern gewaltige Gletscher sich weit herab schieben, so daß alle Erscheinungen der Hochgebirgsnatur in einem Grade entwickelt sind, welcher einen Vergleich der neuseeländischen Alpen mit den Alpen Europa's sehr wohl zuläßt. Der ganze Gebirgszug fällt steil und schroff zur Westküste ab, an manchen Punkten mit 1000 bis 1200 Meter hohen senkrechten Felswänden. Diese Westküste, wie das Innere des ganzen Berglandes, ist wüst und unbewohnt und mit dichtverwachsenen, fast undurchdringlichen, immergrünen Wäldern bedeckt. Nach Osten sinkt das Gebirge sanfter und stufenweise ab, ausgedehnte Gebirgsseen sammeln die Gletscherwasser und senden zahlreiche Flüsse nach den östlichen und südlichen Gestaden. Anfangs rauschen diese Bergwasser noch durch tiefe, wild zerrissene Thalschluchten; allmählig erreichen sie aber ein terrassenförmig nach dem Meere hin abfallendes Flachland, welches theils dicht bewaldet ist, theils offenen und fruchtbaren Ackerboden bietet, und dessen tiefste, dem Meere zunächst gelegene Stufe auf weiten Räumen bereits für die Kultur gewonnen ist.

Neu-Seeland hat, wie Großbritannien und Irland, ein durchaus ozeanisches Klima, d. h. die Hitze des Sommers wie die Kälte des Winters wird durch das die Inseln umgebende Meer gemildert, und die Extreme dieser beiden Jahreszeiten werden dadurch bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen. Da nun die neuseeländischen Inseln unter derselben Breite auf der südlichen Erdhälfte liegen, wie die italische oder die griechisch-türkische Halbinsel auf der Nordhälfte, so darf man mit einiger Sicherheit darauf schließen, daß das Wetter auf Neu-Seeland, an den Küstengegenden wenigstens, im Allgemeinen freundlich und stetig sei. So verhält es sich auch in der That; nur macht die gebirgige Westküste der Süd-Insel eine Ausnahme, deren Ursache sich indessen ziemlich leicht nachweisen läßt. Die an der ganzen Westküste des Landes einen großen Theil des Jahres hindurch fast ausschließlich wehenden Westwinde müssen nothwendigerweise ungeheure Wolkenmassen herbeiführen, und diese Wolken, in ihrem Zuge [illegible] die hohe Bergkette aufgehalten und von ihr angezogen, bewirken in

dem Berglande selbst einen außerordentlich bedeutenden Niederschlag, je nach der Jahreszeit, in Form von Regen oder von Schnee.

Während sieben Monaten, Juni bis Dezember 1863, wurden von Dr. Hector an der Südwestküste 87 Zoll Niederschlag beobachtet, während derselbe in Dunedin an der Ostküste für dieselbe Zeit nur 23,25 Zoll betrug. In Hokitika an der Westküste fiel während der acht Monate Mai bis Dezember 1865 96,136 Zoll Regen, während die Menge des in derselben Zeit zu Canterbury an der Ostküste gefallenen Regens nur 17,395 Zoll ausmachte. Diese Erscheinungen sind nicht ohne Analogien in anderen Welttheilen; an der portugiesischen Küste nördlich von Lissabon, da, wo die Sierra Estrella bis dicht an das Meer herantritt, beträgt der jährliche Niederschlag 127,2 Zoll, und in der Grafschaft Cumberland in England, in welcher die schweren und tiefgehenden Wolken an den bewaldeten Höhen anstoßen, erreicht die jährliche Regenmenge gar 142,5 Zoll.

Man darf aber getrost annehmen, daß der Niederschlag auf den höher gelegenen Theilen, sowie auf den Kämmen der Alpen von Neu-Seeland, noch viel bedeutender ist; man kann dies schon aus dem Umstande schließen, daß die Berggipfel oftmals in Regenwolken gehüllt sind, während sich die Küstenbewohner des schönsten Wetters erfreuen, sowie daraus, daß die Flüsse gewaltige Anschwellungen erfahren zu einer Zeit, in welcher im Küstenlande kein Tropfen Regen gefallen ist.

Die so viel häufigere und anhaltendere Bewölkung des Himmels, sowie die große Menge des herniederfallenden Wassers und Schnees auf der Westseite der neuseeländischen Alpen bedingt aber zugleich eine beträchtlich niedrigere Sommer-Temperatur und diese ist hinwiederum die Ursache, daß die Schneegrenze auf dieser Seite des Gebirgs bedeutend tiefer liegt als auf der Ostseite und als in der alten Welt unter gleichen Breitegraden. Auch diese merkwürdigen Thatsachen festzustellen war Haast vorbehalten. Bei einer Küstenfahrt, welche der genannte Reisende im Juni 1865 von Hokitika aus nach Süden zu unternahm, gelangte derselbe nämlich an einen, zu Ehren des Kaisers von Oesterreich Franz Josef getauften Gletscher, dessen unteres Ende bis 222,5 Meter über den Meeresspiegel herabreicht. Dieser Gletscher ist unter 43° 35′ südl. Breite gelegen, auf der nördlichen Erdhälfte entsprechen also seiner Lage Livorno, Nizza, Marseille, Montpellier, Pau, Alles Orte, bei welchen Orangen, Wein, Feigen und andere köstliche Früchte gedeihen. Auch in den viel weiter nördlich gelegenen europäischen Alpen reicht das Ende großer Gletscher nur ausnahmsweise bis auf 1200 Meter herab, und erst noch 20 Breitegrade weiter nordwärts, in Norwegen, finden sich Gletscher, die eben so weit ans Meer herunterziehen, wie der Franz-Josef-Gletscher. Was aber fast noch merkwürdiger erscheint, ist die weitere Thatsache, daß das untere Ende des weit größeren Tasmangletschers an dem Ostabhange desselben Gebirgsstocks 876,86 Meter über dem Meere, d. h. 654,36 Meter höher liegt, als der entsprechende Punkt des vorhin genannten Gletschers auf der Westseite des Gebirges.

Mit dem erstaunlich feuchten Klima der Westküste der großen Süd-

Insel Neu-Seelands hängt noch eine andere bemerkenswerthe Erscheinung zusammen, nämlich die starke Verwitterung und Abschwemmung der oberen Bergschichten. Allerdings tragen dazu noch etliche andere Umstände bei, nämlich das leichte Gefüge des Sandsteines und der Schieferplatten, aus welchen das Gebirge besteht, dann aber auch die häufig vorkommenden Lawinen, die von heftigen Regengüssen begleiteten fast tropischen Gewitter, deren Blitzstrahlen die Felsen zerschmettern, und insbesondere endlich die Nachtfröste.

Auf den Höhen über 800 Meter ist die Temperatur für wenigstens sechs Monate im Jahre zur Nachtzeit unter dem Gefrierpunkte, während es bei Tage warm wird. Es ist einleuchtend, daß eine solche rasch und oftmals wechselnde Temperatur von den zerstörendsten Wirkungen auf die ohnedies leicht verwitternden Felsen sein muß. Die Oberfläche derselben ist denn auch, wo festes Gestein zu Tage steht, von Myriaden kleinen Rissen und Sprüngen durchzogen, in welchen das bei Tage eingesickerte Wasser des Nachts gefriert und verursacht, daß kleine Stückchen Fels abgesprengt werden und gelegentlich in die Tiefe rollen, worauf in einer der nächsten Nächte dasselbe Spiel sich erneuern kann. Die beigefügte Illustration, welche eine Landschaft am Wakatipusee in der Provinz Otago darstellt, zeigt deutlich die von der Erddecke entblößten Felsen, während es in anderen Gegenden des Landes vorkommt, „daß Berggehänge von 1500—1800 Mtr. Höhe über dem Thale oft vom Fuß bis zum Gipfel von einer ununterbrochenen Schutthalde bedeckt sind, so daß man keinen anstehenden Fels sieht."

Wenn nun aber der Winterschnee eine solche Schutthalde zugedeckt und unter sich begraben hat, und die Frühjahrssonne mächtige Lawinen loslöst, die mit donnerndem Getöse in die Tiefe stürzen, dann mag wol einmal ein Theil des Bergschuttes mitrollen und es entsteht sofort das Bette eines Wildbaches, der fließt, so lange der schmelzende Schnee auf den Höhen nachhält. Das jäh herabstürzende Wasser reißt die herabgerollten Steinbrocken mit sich fort und führt sie dahin, wo noch mehrere auf ähnliche Art entstandene Bäche sich mit dem ersten vereinigen. Jetzt schwellen die Wasser mächtig an und sind sie nur erst stark genug, so wühlen sie sich nicht nur durch Schutt und Gerölle, sondern bahnen sich auch durch den Fels des Gebirges einen Weg zum Thale, d. h. sie waschen die Felsen aus, und solche in die Felsen gegrabene Flußbetten, ganz regelmäßig in Terrassen abgetheilt, von 1,5 bis 20 Meter Höhe, im Ganzen mehr als 300 Meter über das heutige Flußbett hinaufreichend, sind von Haast thatsächlich nachgewiesen worden. Der Bergstrom, welcher die Felsenwände so glatt geschliffen hat, daß die zusammengehörigen Ränder auf beiden Seiten des Thales ganz unzweifelhaft zu erkennen sind, gelangt vielleicht in eine Hochebene; er füllt sie aus und bildet einen Alpensee, dem er die ganze Masse des von dem Hochgebirge abgewaschenen Schuttes zuführt. Dadurch und durch die alljährlich erfolgenden Zuflüsse steigt der Wasserspiegel des Sees mehr und mehr, er erreicht endlich die Höhe des tiefsten Punktes an der Seitenwand des Hochthales, oder diese Seitenwand hält den Druck der Wassermasse nicht mehr aus und nun stürzt der mächtige Abfluß des Sees



Der Wakatipusee auf Neu-Seeland.

über die Vorberge hinab, indem er das alte Spiel wiederholt und furchtbare Gesteintrümmer mitschleppt bis in die Ebene. Ist die Bergwand, welche den Rand des Sees bildet, fest genug, so entsteht nur ein Abfluß; ist dagegen der Druck des Wassers mächtiger, so wird mit der Zeit die Wand vollständig ausgewaschen und der Alpensee entleert sich allmählig wieder ganz und gar und hinterläßt alsdann nur die Spuren seiner ehemaligen Existenz an den zahlreichen Stufen, welche das tief am Boden des früheren Sees liegende Flußbett ringsum einfassen.

In dem einen wie in dem anderen Falle wird aller Schutt, der aus dem Gebirge herabgeschwemmt worden, in der Ebene zu beiden Seiten des Flusses abgelagert; wo die Ablagerungen aufhören, hört das Bette des Stromes gleichfalls auf —; er breitet sich über die Ebene aus; aber die Massen von Schutt wachsen mit jedem Jahre mehr und mehr an, sie werden immer weiter mit hinaus geführt und zuletzt liegt das Flußbette auf einem oft stundenbreiten und mehrere Fuß hohen, auf beiden Seiten von festen Wällen eingefaßten Damme von Kieselsteinen.

Diejenigen Flüsse, welche die merkwürdigsten Beispiele für die hier so eben geschilderte Ausspülung (Erosion) des Gebirges, sowie für die später erfolgende Ablagerung des fortgeschwemmten Schuttes abgeben, sind der Waimakariri, der Rakaia, Ashburton, Rangitata und Waitangi. Wol nirgends sonst in der ganzen Welt, auch nicht in Norwegen und an den deshalb so oft schon gerühmten Flüssen der lombardischen Ebene, am Po und an der Etsch, sind die berührten, im Einzelnen oft wunderbaren Bildungen des fließenden Wassers in solch hoher Vollkommenheit zu studiren, wie an den erwähnten neuseeländischen Gewässern, bei welchen die alten, in Zeiträumen von tausend und aber tausend Jahren geschaffenen großartigen Werke der Natur nicht durch die ändernde und nivellirende Hand des Menschen allmählig — zum Theil bis zur Unkenntlichkeit — umgebildet worden sind.

Haast's Untersuchungen über die Ufer- und Terrassenbildungen der neuseeländischen Flüsse würden ganz allein schon genügt haben, jenem Manne den Ruhm eines sorgfältigen und eifrigen Beobachters zu sichern. Haast steuerte aber noch auf ein anderes Ziel los.

Nach der Entdeckung des großen Goldfeldes an der Westküste bei Hokitika (vergl. S. 174) war es von der höchsten Wichtigkeit geworden, wenn irgend möglich, eine Landverbindung dieser Gegend mit den östlichen Ansiedlungen, insbesondere mit Christchurch, der Hauptstadt der Provinz Canterbury, herzustellen, d. h. einen praktikabeln Weg über die neuseeländischen Alpen aufzufinden. Bei den verschiedenen Anstrengungen, welche zu diesem Zwecke gemacht wurden, durfte Haast nicht fehlen, und es gelang ihm in der That, auch hierbei seine Ueberlegenheit in der Kenntniß der neuseeländischen Alpenwelt zu zeigen. Jene Anstrengungen führten nämlich zu dem überraschenden Resultate, daß außer dem oben erwähnten, Teramauka-Sattel genannten Maoripfad, welcher mit seinem höchsten Punkte 988 Meter über dem Meere liegt, in dem nördlichen und mittleren Theile der Provinz Canterbury noch drei Uebergänge nach der Westseite bestehen, nämlich erstens

der vom Ingenieur Browning aufgefundene, nach ihm selbst benannte Paß von den nördlichen Quellen des Rakaia nach dem Brunnerfluß, in 1415,75 Meter Meereshöhe; zweitens: der von dem unglücklichen Whitcombe entdeckte Paß am südlichen Quellarm des Rakaia aufwärts in 1283,75 Meter Höhe, und drittens endlich der von Haast im April 1865 erforschte Arthur-Paß, 919,83 Meter über dem Meere, welcher aus dem oberen Theile des Waimakariri durch die Otiraschlucht nach dem Teramakauthale hinüberführt.

Der Arthurpaß ist, wie aus den mitgetheilten Höhen ersichtlich wird, der niedrigste von allen und es wurde beschlossen, alsbald den Bau einer Straße über denselben in Angriff zu nehmen. Oberingenieur Dobson, der Erbauer des Eisenbahntunnels an der Banks-Halbinsel (vergl. S. 165), wurde damit beauftragt, und obwol der Weg durch dichten Urwald, über reißende Flüsse, oder an steilen Berglehnen und tiefen Abgründen hinführte und oftmals meilenweit in harte Felsen gesprengt werden mußte, so brachte es doch die Unermüdlichkeit und Ausdauer der Kolonisten in Neu-Seeland fertig, daß bereits im Oktober des Jahres 1865 die 35 geographische Meilen lange Straße so weit hergerichtet war, daß der Entdecker dieses Alpenüberganges in einem bequemen Wagen denselben Weg fahren konnte, den er sechs Monate zuvor, keuchend unter der Last seines Gepäcks, zu Fuß durchzogen hatte! Die Rückreise machte Haast damals über den Browningpaß und schon von 975 Meter Höhe an fand er noch Ende Oktober tiefen Schnee, wie es überhaupt Staunen erregend ist, welche ungeheuren Schneemassen hier unter dem 43.° südl. Breite und in einer so geringen Meereshöhe angetroffen werden. — Seitdem arbeitet der Entdecker des Arthurpasses an weiteren Rekognoszirungen des Landes in den verschiedensten Richtungen, und sammelt das erforderliche Material, um eine Spezialkarte der neuseeländischen Alpen zu vollenden, in welcher er das reiche Detail seiner vieljährigen Arbeiten niederzulegen beabsichtigt. Hoffentlich wird es ihm bald gelingen, diese lohnende und für die Geographie Neu-Seelands ungemein wichtige Arbeit nach seinen Wünschen zu Ende zu führen.

Aus dem Umstande, daß Haast und Thomson den Gefahren, welche ihnen öfter gedroht hatten, jedesmal glücklich entkommen sind, darf man nicht etwa den Schluß ziehen, daß das Reisen in Neu-Seeland, namentlich in dem Alpengebiete, eigentlich nicht so arg gefährlich sein könne. Die beiden genannten Reisenden waren nur bei ihren Unternehmungen sehr vorsichtig und vorsorglich, und diesem Umstande verdankten sie hauptsächlich die glückliche Durchführung ihrer strapazenreichen Wanderungen.

Zum Beweise dafür, daß bei Reisen in Neu-Seeland oder bei dem Befahren seiner Küsten auch trotz langjähriger und vielseitig erprobter Erfahrung und unter den anscheinend günstigsten Verhältnissen in Bezug auf das Wetter und die Jahreszeit ganz ungeahnte Schicksale eintreten können, möge nur ein kleiner Zwischenfall erzählt werden, der Haast im Jahre 1866 begegnete.

Damals wollte derselbe die Osterfeiertage benutzen, um einen Ausflug nach der Gegend südlich vom Abut Head zu machen. In Hokitika miethete

er ein Boot und die erforderliche Mannschaft, und bei dem herrlichsten Wetter schaukelte das Schifflein lustig auf den Wogen längs der felsigen, wildzackigen Küste dahin. Plötzlich aber wurden die Reisenden von einem furchtbaren Weststurme überfallen. Mitten durch die tobende Brandung suchte der Schiffer seinen Weg, um hinter einer der vielen Felsenspitzen Schutz vor dem Wetter zu finden, aber — es verstrichen volle acht Tage, ehe er es wagen durfte, das Boot durch den hochaufspritzenden Gischt und Wogenschwall wieder hinauszuführen auf die See!

Glücklicher Weise waren Lebensmittel genug mitgenommen worden, um diese Gefangenschaft aushalten zu können, und der ganze Schaden war, daß Haast um acht Tage später nach Christchurch zurückkehrte.

Andere Reiseunternehmungen auf Neu-Seeland hatten einen viel schlimmeren Ausgang und es muß ausdrücklich wiederholt werden, daß alle Reisen durch unbekannte Gegenden in Neu-Seeland, wenn sie auch, mit den großen Explorations-Expeditionen auf dem australischen Festlande verglichen, von geringerer Ausdehnung sein mögen, doch sicherlich nicht weniger mühsam als jene sind. An den zerklüfteten, manchmal meilenweit mit losem Geröll und verwittertem Gestein überdeckten Berghängen, im dichten undurchdringlichen Urwald, in dem Ungestüm der Gebirgsbäche, die sich durch so enge Schluchten drängen, daß der Wanderer oft keinen anderen Weg finden kann als im Bette des Baches selbst, und endlich auf Feldern von Schnee und Eis; — überall lauert die Gefahr!

Das Wasser der Flüsse donnert mit solch unbezwinglicher Heftigkeit von den steil abstürzenden Höhen, daß Menschen, welche selbst bekannte Furten passiren wollen, manchmal widerstandslos weggeschwemmt werden, so daß das Ertrinken unter die natürlichen Todesursachen auf diesen Inseln gerechnet wird. Das Jahr 1863 war besonders reich an Unglücksfällen unter den Männern, welche ihr Weg im öffentlichen Dienste in die Berge führte und sie veranlaßte, Seen und Flüsse zu kreuzen.

In den ersten Monaten des genannten Jahres gingen, wie schon erwähnt, mehrere Expeditionen von Christchurch aus, um verschiedene Wege über das Gebirge nach der Westküste aufzusuchen und theilweise zu bahnen. Eine davon stand, wie gleichfalls bereits erwähnt, unter der Führung des Kolonialgeometers Whitcombe, die andere unter dem Kommando Charlton Howitts, des Bruders des berühmten A. Howitt, welcher die Reste der Burke'schen Expedition gerettet hat (vergl. „Australien“, S. 268 fg.).

Whitcombe brach am 16. April auf und gelangte vier Tage später ins Thal des Rakaia bis zu einem ausgedehnten Gletscher, der die immer enger werdende Thalschlucht versperrte. Von hier aus brach er am 22. April nur von einem einzigen Manne, dem Schweizer Louper begleitet, nach einem Seitenthale auf, in dem eine tiefe Spalte zu bemerken war. Die zwei Männer verfolgten ihren Weg; ein großer reißender Fluß durchströmte das enge Thal; man sah keinen Strauch und auch keinen Gletscher mehr, nur hohe Berge zu beiden Seiten, mit Schnee beladen, aber ohne Eis. Gegen Mittag zogen sich Wolken zusammen, es fing heftig an zu regnen

und bald darauf fiel Schnee in großen Flocken, der Alles bedeckte. Der höchste Punkt des Sattels wurde am Mittag um 1 Uhr erreicht. Bis an diesen Punkt könnte, wie Louper berichtete, eine Straße gebaut werden. Nun aber, erzählte Louper weiter, begann ein Abhang, der zwar nicht steil, aber überall durchaus zerrissen und zerklüftet war. Das Thal verengte sich mehr und mehr, Wasser sprang aus allen Felsenritzen hervor, von beiden Seiten des Thales stürzten kleine Wasserfälle beinahe senkrecht herab und in Kurzem bildete sich ein großer Strom. Die Reisenden folgten demselben so rasch als möglich und suchten eifrig nach einem Strauch, der ihnen Brennholz hätte liefern können, denn es war kalt geworden. Vergeblich! Die Nacht brach herein und die beiden Männer hatten keine andere Wahl, als sich auf einen Stein niederzulassen und sitzend, in ihre Decken gehüllt, die Nacht im Schneegestöber zuzubringen, nachdem sie an diesem Tage unter den größten Strapazen einen Weg von drei geogr. Meilen zurückgelegt hatten.

Am anderen Morgen hatte der Schneefall noch nicht nachgelassen. Im Flußbette lagen gewaltige Felsblöcke, über welche die Reisenden hinwegklettern mußten. Dann bildete der Fluß fortwährend Wasserfälle und bei jedem derselben ein ziemlich tiefes Becken; die Seitenwände der Schlucht erhoben sich aber beinahe senkrecht an tausend Meter hoch und waren ganz unmöglich zu erklimmen, wenn schon da und dort Gesträuch daran haftete. Das Spritzwasser von den Felsen durchnäßte Alles. Der Zucker war flüssig geworden, die wollenen Decken und die Kleider waren davon getränkt und der Zwieback war eine breiige Teigmasse. Diesmal konnte am Abend ein Feuer angezündet werden, auch schneite es den folgenden Tag, am 24., nicht mehr. Die Sonne schien hell, aber die Reisenden konnten nicht trocken werden wegen der vielen Sturzbäche, die sie in beständiger Nässe hielten. Endlich erreichten sie einen Platz, an welchem sie eine Strecke in die Höhe klettern konnten, um dem Spritzwasser zu entgehen. Sie breiteten Alles zum Trocknen aus und schliefen. Aber am selben Abend fing es wieder zu regnen an und der Regen hielt die ganze Nacht hindurch und auch den folgenden Tag an; der Fluß schwoll gewaltig, der Weg wurde immer schlechter. Die senkrechten Uferwände waren mit dichtem Gebüsch bewachsen und die Felsblöcke, über welche die Reisenden hinwegklettern mußten, wurden immer umfangreicher. Am fünften Tage Vormittags kamen sie an eine Stelle, an welcher der Fluß über eine hohe Felsenwand hinabstürzte, und unten ein tiefes, breites Becken bildete. Sie mußten das Ufer erklettern, das zwar fast senkrecht, aber so dicht mit Gebüsch bewachsen war, daß sie sich festhalten konnten. Das kostete einen ganzen Tag harter Arbeit und brachte die Reisenden nur um 200 Ellen auf dem Wege vorwärts. Unterdessen war der Zwiebackteig sauer geworden und das mitgenommene Fleisch war zu Ende. Waldhühner oder Ratten ließen sich nirgends erspähen, und so blieb den beiden Wanderern nichts übrig, als von dem sauren und schimmeligen Teige zu leben. So ging es unter unsäglichen Strapazen weiter bis zum zehnten Tage, an dem die Hoffnung der Männer sich neu belebte, da sie von ferne das rollende

Getöse der Brandung des Meeres hörten. Aber volle fünf Tage mußten sie sich noch durch Morast und Dickicht hindurchkämpfen, ehe sie die Küste erreichten. Dort machten sie ein großes Feuer, um sich endlich zu trocknen, denn während der ganzen Zeit waren sie nicht aus der Nässe herausgekommen. Die Vorräthe waren alle aufgezehrt. Dennoch verloren sie den Muth nicht, sondern brachen nach Norden auf. In dem Garten einer verlassenen Maorihütte wühlten sie sich eine Hand voll Kartoffeln aus der Erde und fanden etwas Kohl; das war die letzte Mahlzeit, welche die zwei Männer zusammen hielten. Am Abend durchschritten sie den Brunnerfluß und gelangten bald nach Mitternacht an den Teramakau, wo sie ein Schiff zu finden gehofft hatten. Es regnete wieder beständig. Als sie am Morgen sich umschauten, war aber weit und breit kein Schiff zu sehen und der Maori-Pa am gegenüber liegenden Ufer war verlassen, denn es stieg kein Rauch aus demselben auf. Da aber Whitcombe zu sehr erschöpft war, um noch den Fluß aufwärts in den Busch zurückzukehren, wo doch wahrscheinlich Vögel hätten erlegt werden können, so blieb nichts Anderes übrig als über den tiefen, breiten und reißenden Strom zu setzen, um die Maori-Niederlassung am Greyfluß zu erreichen.

Nach längerem Suchen fanden sich zwei schadhafte Kanoe, deren Lecke Louper nothdürftig mit Flachs verstopfte und welche mit einigen aufgefundenen Pfählen zusammengebunden wurden. Um 4 Uhr vertrauten sich die beiden Männer dem gebrechlichen Fahrzeuge an. So lange sie im stillen Wasser fuhren, blieben die Kanoe über dem Niveau, doch drang das Wasser rasch ein und mußte fleißig ausgeschöpft werden. Kaum waren sie aber in die Strömung gerathen, als die Kanoe sich füllten und untersanken. Whitcombe rief: „Wir sind Beide verloren, es ist Alles meine Schuld!“ Darauf zog er seinen Rock aus, warf ihn ins Wasser und sprang dann selbst hinein. Durch den Rückstoß, den er verursachte, schlugen die Kähne um und Louper, der nicht schwimmen konnte, hielt sich für verloren. Er packte jedoch eine der Stangen, welche die Kanoe mit einander verbanden, und wurde mit ihnen in die Brandung hinaus getrieben. Unterdessen war es finstere Nacht geworden. Plötzlich fühlte Louper sich von den Wogen, die schon über ihn hinweggegangen waren, in die Höhe gehoben und merkte, daß er auf dem Scheitel der Welle getragen werde. Er wurde beständig hin- und hergeworfen, bekam ein Mal einen heftigen Schlag auf den Kopf, ein anderes Mal auf den Rücken und sein linker Arm war eingeklemmt, aber die Dunkelheit hinderte ihn, irgend Etwas zu sehen. So war er ein paar Stunden im Meere herumgetrieben; erstarrt vor Kälte und aufgeschwollen von verschlucktem Seewasser, daß er kaum athmen konnte, ließ er die Hoffnung auf Rettung mehr und mehr sinken. Die Verzweiflung wollte ihn packen, da fühlte er, daß das Fahrzeug an etwas Festes anstieß, der Stoß wiederholte sich, und er merkte festen Boden unter seinen Füßen. Mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte erreichte er das Land, aber unfähig, noch irgend Etwas zu thun, blieb er liegen, sobald er sich auf dem Trocknen fühlte. Der Fieberfrost schüttelte seine Glieder und eine Art Betäubung kam über ihn.

Erst spät am anderen Tage konnte sich Louper aufrecht setzen, und nachdem er eine Menge Seewasser, Sand und Galle erbrochen hatte, war er im Stande, sich weiter zu schleppen. Er befand sich etwa eine halbe Stunde von dem Platze, an welchem sie über den Fluß hatten setzen wollen. Von Kleidern hatte er nichts mehr als das wollene Hemd und die Beinkleider, alles Andere war im Meere geblieben. Während er die Küste entlang weiter ging, fand er Whitcombe's Stock und ein Päckchen Tabak und sah ein Paar Stiefel im Sande stecken. Er eilte an die Stelle und gewahrte mit Entsetzen, daß Whitcombe hier im Sande begraben lag. Louper räumte, so schnell er konnte, den Sand hinweg; aber Whitcombe war eine Leiche. Nachdem Louper seinen verunglückten Gefährten begraben hatte, verließ er am folgenden Morgen diesen Ort des Schreckens und wanderte durch dichten Wald am Teramakau aufwärts. Erst am nächsten Tage traf er, fürchterlich ausgehungert, eine Maorifamilie, von welcher er gegen Tabak einige Kartoffeln und drei Fischchen eintauschte.

Am Abend erblickte Louper fünf Maori in einem Kanoe, die ihn auf seine Bitten über den Fluß brachten, sodaß er noch an demselben Abende die Goldwäschen erreichen konnte, wo er zwei Maori mit ihren Frauen antraf. Sie hatten kaum für sich selbst Etwas zu essen; doch gaben sie dem halbverhungerten Weißen ein Stück von einer gebratenen Waldhenne, und so gelang es diesem endlich, am dritten Tage den Brunnersee und Howitt's Expedition daselbst zu erreichen. Nun war Louper gerettet. Er erhielt trockne Kleider, und nachdem er sich ausgeruht und genügend gestärkt hatte, trat er mit zwei Pferden, welche Howitt zurückschicken wollte, die Rückreise über den Teramakaupaß an, die ohne weiteren Unfall verlief.

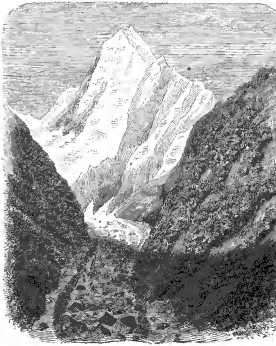
Gewiß dachte Louper nicht, als er Howitt verließ, daß dieser selbst kurze Zeit darauf aus der Reihe der Lebenden scheiden würde, ohne daß ihm Hülfe und Rettung gebracht werden konnte.

Howitt hatte, während Whitcombe seine unglückliche Reise ausführte, nicht weit von der Nordgrenze der Provinz Canterbury das Gebirge überschritten, einen Weg längs des Teramakau gebahnt und am Brunnersee seine Standquartiere aufgeschlagen, wie dies im Voraus beabsichtigt war. Von hier aus sollte die Straße durch den dichten Wald weiter nach Westen durchgeschlagen werden, und Alles ging trotz des schlechten Wetters — es regnete nämlich fast fortwährend — ziemlich nach Wunsch.

Donnerstag, den 27. Juni, wollte Howitt mit zwei Leuten aus ihrer Vorrathskammer, welche sich noch am jenseitigen Ufer des Sees befand, Lebensmittel holen; ein Mann, Hammet, blieb in der Arbeitshütte an der Straße zurück; aber die drei nach dem See gegangenen Männer kehrten nicht wieder! Am Freitag in der Frühe machte sich Hammet auf und ging an den See; er fand nichts als Howitt's Decke, in ein Zelttuch gewickelt, am Ufer liegen; — sonst keine Spur! Hammet eilte zurück an die Straße; Niemand war da; wieder trieb es ihn an das Ufer des Sees; er durchsuchte die ganze Gegend ringsum; Alles vergeblich. Howitt und seine zwei Gefährten waren und blieben spurlos verschwunden!

Sie müssen in dem gebrechlichen Fahrzeuge, welches von ihnen früher zum Ueberfahren des Sees gebaut worden war, in dem See versunken und ertrunken sein. Wie und wo aber eigentlich das Unglück geschah, das weiß kein Mensch.

Die südlichste Insel endlich (Rakiura oder Stewartsinsel) ist eigentlich nur von Kapitän Stokes, der die Küstenaufnahme Neu-Seelands leitete, im Jahre 1850 einmal besucht worden. Die Ost- und Nordseite der Insel bietet nach Stokes' Angabe gute Häfen; das Ufer ist überall mit großen Rata-, Totaro-, Rimu- und anderen Bäumen bewachsen, und einzelne Gegenden schienen ausgezeichnetes Weideland abzugeben. Auf einer schmalen Landzunge fand Stockes 12 Europäer, die etwas Rindviehzucht betrieben. Die übrigen Weißen, etwa hundert an der Zahl, lebten zerstreut an der Nord- und Südküste, und manche von ihnen hausten schon mehr als zwanzig Jahre in dieser Einsamkeit mit Maoriweibern; ihre Töchter waren wieder die Frauen von Europäern geworden. Die Maoribevölkerung der Insel betrug im Ganzen nicht mehr als 180 Köpfe und vielleicht halb so viele mochten auf der kleinen Insel Ruapeki in der Foveauxstraße leben.



Mount-Cook und Hooker-Gletscher.



Der Goldgräber Auszug.

2. Die Niederlassungen in ihrem jetzigen Zustande und die Goldfelder.

Geschichtliches. — Gründung von Canterbury. — Verfassung von 1853. — Bevölkerungsverhältnisse. — Eisenbahntunnel bei Christchurch. — Die Provinz Westland. — Auckland. — Das erste Gold in Neu-Seeland. — Goldentdeckung am Koromandelhafen. — Das Aorere-Goldfeld. — Die Tuapeka-Goldfelder in Otago. — Neue Entdeckungen an der Westküste. — Hokitika. — Die Themse-Goldfelder.

Aus dem früher über die Natur des Landes auf der Süd-Insel Mitgetheilten läßt sich schon der Schluß ziehen, daß die große Süd-Insel sowol für den Ackerbau als für die Viehzucht ganz vorzüglich geeignete Länderstrecken darbieten müsse, so daß es hinlänglich erklärlich wird, warum ein großer Theil der europäischen Kolonisten die Ansiedlung auf der südlichen Insel vorzog, zumal hier die Ureinwohner der Ausdehnung der europäischen Niederlassungen, wie auch bereits S. 53 hervorgehoben wurde, niemals irgendwelche Hindernisse in den Weg gelegt haben.

Seitdem nun im Verlaufe des letzten Jahrzehntes sich in den mächtigen Glimmer- und Thonschieferlagern an den Ausläufern und Abhängen des Gebirges im Norden, wie im Süden, jene kostbaren goldhaltigen Anschwemmungen und Quarzadern gefunden haben, welchen die Provinzen Nelson, Otago und Westland ihren Reichthum verdanken, sind die Kolonien auf der Süd-Insel in einer Weise erstarkt, daß jetzt mehr als fünf Achtel der europäischen Bevölkerung Neu-Seelands hier wohnen, obwol die Besiedlung der Süd-Insel viel später in Angriff genommen wurde als diejenige der Nord-Insel.

Es ist bereits S. 45 erwähnt worden, daß eigentlich drei verschiedene Kolonisationen in Neu-Seeland unternommen worden waren, die der Missionäre, diejenige der Neu-Seeland-Compagnie und die der Regierung selbst.

Die Ansiedlungen der Neu-Seeland-Compagnie, welche während der Zerwürfnisse mit Rauparaha und seinen Genossen arg Noth gelitten hatten, begannen nach Beendigung dieser Streitigkeiten sich langsam wieder zu erholen. Dennoch konnten die Unternehmungen der Gesellschaft niemals zur rechten Blüte gelangen, da die Einwanderer ausblieben und der Landverkauf fast ganz darnieder lag. In den Jahren 1847 und 1848, zu einer Zeit, wo mehr als zehntausend Irländer nach Neusüdwales gingen, waren im Ganzen 1005 Kolonisten aus England in Neu-Seeland eingetroffen.

Der letzte von der Neu-Seeland-Compagnie unternommene Versuch war die Gründung der Kolonie Canterbury mit den beiden Städten Lyttleton und Christchurch. Sechshundert Personen, Leute aus der vornehmen Gesellschaft, darunter sogar Söhne von Peers, waren die Gründer dieser neuen Niederlassung. Sie verließen ihr Vaterland aus Verdruß über die kirchlichen Verhältnisse, nachdem nämlich die vom Papste im Jahre 1850 versuchte Ernennung eines Erzbischofs von Westminster und zwölf englischer Bischöfe vom Parlamente für ungiltig erklärt und der Erzbischof ausgewiesen worden war.

Am 16. Dezember 1851 landeten die vornehmen Auswanderer an der neuseeländischen Küste. Die englische Regierung hatte ihnen gestattet, für sich eine beliebige Verfassung einzuführen; nur die Oberaufsicht über die Kolonie war ihr vorbehalten. Der junge Staat hatte von Anbeginn an eine aristokratische Grundlage von der schlimmsten Art; es gab nämlich nur Reiche, die nicht arbeiteten, und Heloten, die besitzlosen Diener der Ersteren. In Canterbury wurde nämlich das Land weit über seinen damaligen Werth verkauft, zu drei Pfund Sterling der Acker. Davon sollten 20 Shilling für die Gründung von Kirchen und Schulen, 20 Shilling zur Herbeiziehung von Dienstpersonal und Arbeitern aus England und 10 Shill. für den Straßenbau zur Verwendung kommen; die letzten 10 Shilling aber (d. h. also 6 Gulden oder 3 Thlr. 13 Sgr.) von jedem Acker sollten den Gewinn der Canterbury-Assoziation und der Neu-Seeland-Compagnie bilden, welche gemeinschaftlich den Verkauf der Ländereien besorgten. Das Unternehmen war demnach, wie man sieht, genau nach dem Muster von Adelaide (vergl. „Australien", S. 117 ff.) zugeschnitten und theilte auch gar bald das Schicksal der so jämmerlich verunglückten Kolonie von Südaustralien. Bereits nach zwei Jahren war die Canterbury-Assoziation bankerott. Der designirte Bischof von Canterbury kehrte nach Hause zurück und die übrigen Priester wanderten in andere Kolonien; Herr Godley aber, der Leiter der ganzen Niederlassung und Chef der Wakefield'schen Unternehmungen auf Neu-Seeland überhaupt, kam im Jahre 1853 wieder in England an, nachdem im Jahre zuvor auch die Neuseeland-Compagnie sich aufgelöst und ihre Besitzungen der englischen Krone überlassen hatte.

Um dieselbe Zeit hatten die australischen Kolonien Neusüdwales, Victoria und Tasmania, zum Theil nach hartnäckigem Kampfe (vergl. „Australien", S. 98), Verfassungen erhalten, kraft welcher ein großer Theil der öffentlichen Angelegenheiten der Fürsorge der Kolonisten selbst überlassen

wurde, und die Regierung hielt es für angemessen, auch den Europäern auf Neu-Seeland, deren Zahl sich damals auf etwa 30,000 belaufen mochte, eine Verfassung zu geben. Der Kolonialminister, Graf Grey, arbeitete im Februar 1852 den Plan dazu aus; bereits im Juni desselben Jahres beschloß das Parlament die Annahme des vorgelegten Entwurfes und Anfangs 1853 erhielt die neue Verfassung für Neu-Seeland Gesetzeskraft.

Welch gewaltigen Spielraum diese Verfassung der freien Entwicklung der Kolonien gewährt, wird sich aus dem Nachfolgenden beurtheilen lassen. An der Spitze der ganzen Verwaltung und Gerichtsbarkeit Neu-Seelands steht ein von der englischen Regierung ernannter Gouverneur, mit dem ausschließlichen Rechte der Gesetzgebung für die Eingeborenen. Im Uebrigen aber wird nicht nur der ganzen Kolonie in ihrer Gesammtheit, sondern auch den einzelnen Provinzen derselben, eine fast vollkommen unabhängige politische Stellung gewährleistet. Zollwesen, bürgerliche Rechtspflege und Strafgerichtsbarkeit, Münzen, Maße und Gewichte, Postwesen, Hafen- und Schiffahrtsgesetze, Ehe-, Erbschafts- und Eigenthumsgesetze, sowie die Angelegenheiten der Eingeborenen, so weit sie nicht das dem Gouverneur persönlich vorbehaltene Gebiet betreffen, gehören vor die Kolonialregierung, welche neben dem Gouverneur aus einem in zwei Häusern tagenden Kolonial-Parlamente besteht. In jeder anderen Beziehung haben die Provinzen das Recht der Gesetzgebung und der Selbstverwaltung durch ihre Provinzial-Parlamente, sowie durch den an der Spitze jeder Provinz stehenden Superintendenten, welcher jedoch nicht von der Regierung ernannt, sondern von der Bevölkerung gewählt wird. Die englische Regierung hat sich nur ein Veto vorbehalten, wodurch jeder Akt der Gesetzgebung der Kolonien während zweier Jahre von seinem Datum an annullirt werden kann. Jeder Distrikt, welcher 500,000 Acker Land umfaßt, tausend Einwohner zählt und einen Hafen für Aus- und Einfuhr (einen Zollhafen) besitzt, hat das Recht, sich von der allgemeinen Gesetzgebenden Versammlung zu einer selbständigen Provinz proklamiren zu lassen, ein Recht, das bereits mehrmals angerufen wurde und zur Anwendung gekommen ist. Die Zahl der Provinzen Neu-Seelands betrug Anfangs sechs; jetzt sind es deren zehn, und die Bevölkerungsverhältnisse des Landes ergaben sich bei der letzten Zählung vom 19. Dezember 1867 wie folgt:

Nord-Insel.	Provinz	Auckland	48,321
	"	Taranaki	4359
	"	Wellington	21,950
	"	Hawkesbai	5283
Süd-Insel.	"	Nelson	23,814
	"	Marlborough	4371
	"	Canterbury	38,485
	"	Westland	15,428
	"	Otago	48,569
	"	Southland	7943

Demnach beträgt die europäische Bevölkerung auf Neu-Seeland 218,523 oder mit Zuziehung der 144 auf den Chathaminseln lebenden Europäer und von 1455 Militärpersonen in Allem 220,092 Menschen. Die größten Orte sind Auckland mit 17,606, Dunedin mit 12,776, Wellington mit 7460, Christchurch mit 6647, Nelson mit 5652, Hokitika mit 4866 Einwohnern rc. Ein Europäer vermag nur schwer sich eine klare Vorstellung von der kolossalen Größe der Arbeit zu machen, welche gethan werden muß, bevor solche Städte, ja, bevor nur ganz unbedeutende Ansiedlungen in einer Kolonie entstehen können, welche vordem leeres Land, tiefe, „ungebrochene" Wildniß war, von Urwald bedeckt oder von Sümpfen durchzogen. Die Bäume des Waldes mußten gefällt und zu Balken und Dielen zerschnitten werden, um die ersten Block- oder Zelthäuser zu zimmern. Die Sümpfe mußten frei gelegt und dem Sonnenlichte ausgesetzt werden, damit sie austrockneten. Endlich steht die „Zeltstadt", und das erste Ziel ist erreicht! Noch weit größere Schwierigkeiten sind zu überwinden, wenn an deren Stelle eine Stadt, aus massiven steinernen Häusern bestehend, erbaut werden soll. Da braucht man nicht nur Kalksteine und — wo die Wälder in der Nähe fehlen — Steinkohlen, sondern auch Maurer, Zimmerleute, Schlosser rc., Eisen, Glas, Tapeten, Oelfarben rc., und wenn also, wie es bei den vorhin genannten Städten in der That der Fall ist, die hölzernen Baracken verschwinden und steinernen Gebäuden Platz machen, so muß dies gewiß als ein bedeutsames Zeichen von dem ungemeinen Fortschritte der Kolonien in materieller Beziehung gelten.

Die Einkünfte der ganzen Kolonie betrugen im Jahre 1866 etwas mehr als 1 Million Pfund Sterling und die Kolonie hat eine Staatsschuld von $3\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling, zum weitaus größten Theile durch den Maorikrieg verursacht. Um diese Schuld verzinsen und abtragen zu können, werden hohe Zölle erhoben. Auf Spirituosen und Tabak sind diese wahrscheinlich höher als in irgend einem anderen Lande, und seit dem 1. Januar 1867 ist noch eine erhöhte Brief- und Zeitungstaxe sowie eine Stempelabgabe eingeführt worden, um mit der Schuld des Landes aufräumen zu können. Die erwähnten Abgaben und die hohen Zölle sind demnach vorübergehender Natur. Direkte Steuern für die Regierung werden gar nicht erhoben, aber allerdings städtische Abgaben zur Herstellung der Straßen und ihrer Unterhaltung, zur Errichtung öffentlicher Gebäude rc.

Es mag scheinen, als ob die vorhin erwähnten Bedingungen einer selbständigen Provinzialverwaltung etwas zu leicht gestellt wären, aber es ist sicherlich in einem Lande, dessen Bevölkerung noch auf so weiten Räumen zerstreut lebt, wie diejenige Neu-Seelands, von einer ganz besonderen Bedeutung, daß eine größere Anzahl von Mittelpunkten der Bildung und Gesittung geschaffen wird. Und die bisherige, jetzt also siebzehnjährige Erfahrung auf der Süd-Insel, deren Kolonien ja von der Kriegsnoth verschont geblieben sind, hat aufs Unzweideutigste bewiesen, daß alle diese Kolonien bei der ihnen gewährten freien Entwicklung in einem ganz

erstaunlichen Grade gediehen sind. Nicht nur die oben angeführten Städte, sondern auch noch viele mit einer geringeren Einwohnerzahl unterhalten eine lebhafte Verbindung durch die Schiffahrt mit einander und in einigen kommen und gehen beinahe täglich die Dampfboote. Die direkte Postverbindung zwischen den sämmtlichen Provinzen, den australischen Kolonien sowie mit Europa über Suez war schon seit einer Reihe von Jahren im Gange. Im Oktober 1869 hat nun die Gesetzgebende Versammlung in Wellington den Beschluß gefaßt, den Postzuschuß für diese Linie zu kündigen, dagegen einen Postdienst über San Francisco und New-York nach England einzurichten und, wie man sich ausgerechnet hat, würde man dadurch in nur 37 Tagen die Verbindung zwischen London und Wellington auf Neu-Seeland herzustellen im Stande sein, während sie über Suez jetzt noch etwa 60 Tage, also volle drei Wochen mehr, in Anspruch nimmt. In den Hauptstädten der Provinzen giebt es nicht nur Theater, sondern auch wissenschaftliche Vereine, naturhistorische Museen, botanische Gärten, und in den Städten wie auf dem Lande Kirchen in großer Zahl; nicht zu vergessen der Schulen, die in jedem Distrikt zur Bildung der heranwachsenden Generation eingerichtet sind.

Mit welcher zähen und unbeugsamen Energie die Kolonisten ihre Unternehmungen angreifen und durchführen, davon legt bereits der Straßenbau über die neuseeländischen Alpen (S. 155) ein bedeutsames Zeugniß ab; es ist dies aber durchaus nicht das einzige Beispiel von der riesenhaften Thatkraft der neuseeländischen Kolonisten. Die Ansiedler, welche im Jahre 1851 im Port Cooper gelandet waren, hatten zuerst in dem tiefen und engen, auf drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossenen Thale hinter der Bai die Stadt Lyttleton angelegt. Diese Stadt, amphitheatralisch an den Bergeshöhen hinansteigend, nimmt sich sehr malerisch aus, aber sie wurde bald für die eingewanderte Bevölkerung zu enge. Deshalb beschlossen die Kolonisten, nachdem sie die steilen Berghöhen nördlich von der Stadt überschritten und die herrlichen Ebenen jenseit derselben entdeckt hatten, welche den prachtvollsten Ackerboden und die saftigsten Weiden für Hornvieh und Schafe die Fülle darboten, die Anlage der jetzigen Hauptstadt der Provinz, Christchurch. Einige Jahre, nachdem dies geschehen war, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, diese Stadt, welche, anderthalb geographische Meilen vom Meere entfernt, an einem kleinen Flusse liegt, der nur für leichte Fahrzeuge die gehörige Tiefe hat, eine direkte und rasche Verbindung mit dem Seehafen Lyttleton herzustellen, d. h. also, eine Eisenbahn zwischen beiden Plätzen zu bauen. Ueber den beinahe tausend Meter hohen Berg hätte man dieselbe nicht gut führen können, und um ihn herum schien ein zu großer Umweg zu sein; so wurde beschlossen, auf eine Strecke von fast drei Viertelstunden Wegs einen Tunnel durch den Berg zu treiben. Nach fünfjähriger Anstrengung war diese Arbeit beendet; die Kosten des Tunnels belaufen sich auf mehr als eine halbe Million Pfund Sterling (also vielleicht 7 Millionen Gulden = 4 Millionen Thaler); dieselben werden aber nicht etwa von der Gesammtkolonie getragen, sondern, da jede

Provinz ihre inneren Angelegenheiten nach Belieben selbst besorgt, von den Bewohnern der Provinz Canterbury; d. h. 500,000 Pfund Sterling werden auf eine Bevölkerung von vielleicht 50,000 Menschen *) „austaxirt". Und während desselben fünfjährigen Zeitraumes ließ die Regierung derselben Provinz Canterbury die erste Fahrstraße über die neuseeländischen Alpen bauen, die weitere 135,000 Pfund Sterling (1,600,000 Gulden oder fast eine Million Thaler) kostete und die gleichfalls von den Bewohnern der Provinz zu bezahlen ist.

Allerdings muß hierbei betont werden, daß die Provinz Canterbury diejenige ist, welche sich nach Ueberwindung der anfänglichen Schwierigkeiten am ungestörtesten und ruhigsten entwickelt hatte, sowie daß andere Provinzen der Süd-Insel, wie insbesondere Southland, viel weniger gut vorwärts kamen. Einen ganz fabelhaften, auch in Australien oder Nordamerika unerhörten Aufschwung hat dagegen Westland, das ist der westliche, jenseit des Gebirges liegende Theil der Provinz Canterbury, genommen. In einer Gegend, die vor wenig Jahren noch von Allen, Europäern wie Eingeborenen, als die traurigste Einöde ängstlich gemieden wurde, wohnen jetzt — im Jahre 1870 — an 40,000 Menschen, und die Reichthümer, welche diese binnen wenig Jahren in Gestalt von Goldkörnern und Goldklumpen aus dem Boden gewannen, zählen nach Millionen Pfund Sterling. Die Provinz Otago, in welcher im Jahre 1860 die großen Goldfelder entdeckt wurden, ist gleichfalls wohlhabend, obschon sie, seitdem der große Strom der Goldgräber hinüber nach Westland gezogen ist, einen Theil ihres Ruhmes als Goldland und für den Augenblick auch einen Theil ihres Wohlstandes eingebüßt hat. Dennoch unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß hier, wie in der Provinz Nelson, die sich besonders in den letzten zwei Jahren in ihrem materiellen Wohlstande bedeutend entwickelt hat, eine neue, ungeahnte Periode der Blüte bevorsteht, sobald erst nur einmal Arbeiter genug im Lande sind. Und daß diese kommen, dafür sind jetzt alle Kolonien um die Wette thätig. In England und in Deutschland wird für Neu-Seeland geworben. Die Provinzialregierungen in Neu-Seeland bezahlen sogar recht gern die Ueberfahrtskosten oder einen Theil davon, wenn sich nur die Einwanderer verpflichten, eine bestimmte Reihe von Jahren im Lande zu bleiben.

Auf der Nord-Insel, insbesondere in der Provinz Auckland, ist das Bild freilich trüber. Aber man kann nicht umhin, zu sagen, daß die Bevölkerung dieser Provinz sich den großen Rückschlag in ihrem Wohlstande in gewissem Sinne selbst zuzuschreiben hat. Man darf nämlich nicht vergessen, daß viele, viele der dortigen Bewohner die Kriegsflamme schürten und zum Kampfe aufreizten, indem sie sich der unglücklichen Täuschung hingaben, daß die Provinz, in welcher die Truppen garnisonirt werden würden, dadurch, sowie durch die Lieferungen für Armee und Flotte, an Handelsbewegung gewinnen müßte. Wol ist es einigen Kolonisten

*) Damals war Westland noch nicht von Canterbury getrennt.

in Auckland gelungen, ein ungeheures Vermögen zu erwerben, die Provinz aber ist ohnmächtig geworden und verarmt. Sie vermag ihre Schulden nicht zu bezahlen, viel weniger noch nützliche öffentliche Arbeiten, Hafen- und Straßenbauten oder dergl., zu unternehmen. Die Kolonie hat eben das Vertrauen verloren und trotz der großartigen Goldgruben an der Themse werden Jahre vergehen, ehe dasselbe sich wieder herstellen läßt. Auch in Taranaki haben die Kriegsjahre großes Unheil angerichtet. Die großen Vorzüge, welche das Land bietet, werden aber bald den jetzt nur schwach bemerklichen Fortschritt besser sichtbar machen, und nicht minder verspricht Hawkesbury eine wohlhabende Kolonie zu werden, wenn der Friede nämlich erhalten bleibt. Wellington endlich, das nur wenig vom Kriege zu leiden hatte und wol keine neuen Unruhen mehr zu befürchten braucht, in politischer Hinsicht jetzt die wichtigste Provinz, schreitet sicher und ruhig vorwärts.

Jedenfalls zeigt das Beispiel aller dieser so ganz jungen, zum Theil noch in den allerersten Stadien der Entwicklung befindlichen Staaten in ganz eklatanter Weise, wie in solchen kleinen Gemeinwesen die Kraft und Bedeutung des Einzelnen hervortreten und sich geltend machen kann, und wie schließlich, selbst wenn eine Zeit lang eine verkehrte Richtung eingeschlagen worden, der rechte Weg dennoch gefunden und nachher mit lobenswerther Beharrlichkeit verfolgt wird. Der Wetteifer unter den Provinzen regt sich und jede möchte jetzt schon gerne den anderen die Ehre streitig machen, — zunächst natürlich in Bezug auf den materiellen Wohlstand — als die erste zu gelten. Materieller Wohlstand unter sonst gesunden Verhältnissen hat aber überall als nothwendige Folgerung die Hebung der sittlichen und intellektuellen Zustände der Völker bewirkt, und die Kolonien auf Neu-Seeland werden sicherlich hiervon keine Ausnahme machen. Sollten sich aber, was übrigens kaum zu befürchten, in einer einzelnen Provinz jemals Herrschergelüste regen, so finden diese sicherlich in der Mißbilligung der Bevölkerung der anderen Provinzen das nothwendige Gegengewicht, und so steht mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten, daß die anscheinende Zersplitterung der schwach bevölkerten Provinzen Neu-Seelands sich schließlich besser bewähren und die wahre Volkswohlfahrt sicherer fördern helfen wird, als die centralistische Verwaltung großer Länderstrecken, wie solche in Ostindien, Australien und anderwärts so lange Zeit und mit so geringem Erfolge versucht worden ist.

Bei der Erzählung der Entwicklungsgeschichte der britischen Niederlassungen in Neu-Seeland wurde bereits des merkwürdigen Umstandes gedacht, daß verschiedene neuseeländische Kolonien, gleichwie einige des australischen Kontinentes, **Goldländer** sind. Bereits im Jahre 1842 sind auf der Süd-Insel Goldblättchen und Körnchen gefunden worden, als nämlich eine kleine Expedition unter Kapitän Wakefield's Leitung die Umgegend der Mörderbai Tasman's untersuchte, um, wenn möglich, Kalksteine oder

Kohlen zu entdecken. Damals hatte der Goldfund die einzige Folge, daß der Name der Mörderbucht in „Goldene Bai" umgeändert wurde. Daran, daß in dieser Gegend bauwürdige Goldanschwemmungen aufzudecken wären, dachte zu jener Zeit — Jahre lang vor den großartigen Goldentdeckungen in Kalifornien und Australien — kein Mensch; der Begriff „Goldfelder" fehlte noch vollständig. Nur ist es in hohem Grade merkwürdig, daß selbst später, als die gleichfalls in der Nähe entdeckten Kohlengruben von den Ansiedlern in Bearbeitung genommen wurden, sich keine weiteren Anzeichen des vorhandenen Reichthums ergaben. Nachdem neun Jahre später die australischen Goldminen eröffnet worden waren, die Arbeiter von allen Seiten her jenen glücklichen Gegenden zueilten, und auch Neu-Seeland, das kaum die schwierigen Anfänge seiner ersten Ansiedlung überwunden hatte, entvölkert zu werden drohte, bildete sich, im Oktober 1852, zu Auckland ein sogenanntes Reward-Committee, d. h. eine Gesellschaft, welche dem Entdecker eines werthvollen Goldfeldes in den nördlichen Distrikten der Nord-Insel eine entsprechende Belohnung versprach. Die höchste damals ausgesetzte Prämie betrug 500 Pfund Sterling. Keine acht Tage vergingen, so erhob ein Ansiedler den Anspruch auf diese Belohnung. Er hatte in der That auf der Kap Colvilles-Halbinsel in der Nähe des Koromandelhafens, acht geographische Meilen östlich von Auckland, Gold gefunden, und der Goldenthusiasmus ergriff alsbald die Bevölkerung der Stadt und der Umgegend. Indessen hielt er nicht lange an. Das Goldland gehörte den Eingeborenen. Diese bemerkten aber mit großem Mißfallen den Zudrang der Goldgräber und verwehrten ihnen geradezu jeden Versuch, in ihrem Lande Gold zu graben. Bedenkliche Unruhen drohten, denn die abenteuerliche Schar von Europäern war nicht gewillt, sich das Goldgraben von den braunen Wilden verbieten zu lassen, bis es endlich dem Gouverneur Grey gelang, die Maori dahin zu bringen, daß sie gegen die Zusicherung einer Geldentschädigung das Goldgraben auf ihrem Grund und Boden gestatteten. Die hierdurch nothwendig gewordene hohe Taxe (30 Schilinge oder 18 Gulden = 10 Thaler $8\frac{1}{2}$ Silbergroschen pro Monat) verursachte jedoch, daß sich nach Verlauf der gestatteten Probezeit von zwei Monaten nur etwa fünfzig eigentliche Goldgräber zur Abnahme von Erlaubnißscheinen meldeten, und auch diese stellten die Arbeit bald wieder ein, wol mehr wegen der zwischen ihnen und den Eingeborenen entstandenen Schwierigkeiten, als wegen der Unergiebigkeit des Goldfeldes.

Erst mit Beginn des Jahres 1862 fanden die Koromandelgruben wieder vermehrte Berücksichtigung, nachdem einige neue Entdeckungen in den Bächen der benachbarten Distrikte die Aufmerksamkeit wieder auf diese Gegend gelenkt hatten. Die Eingeborenen warnten jedoch die Unternehmer und protestirten gegen jeden Versuch, neue Diggings anzulegen, und diese Warnung hatte damals um so bedeutenderes Gewicht, als zu jener Zeit die Eingeborenen mit der Regierung ohnehin schon auf ziemlich gespanntem Fuße lebten. Dem Gouverneur Grey gelang es zwar nochmals, unter ziemlich günstigen Bedingungen die Erlaubniß zum Goldsuchen von den

Maori zu erhalten, und in der Folge wurden wirklich viele Goldgruben in dem Quarzgesteine jener Golddistrikte angelegt. Die eigenthümliche Art des Vorkommens des Metalles macht jedoch die Beihülfe vieler Hände nothwendig, wenn die Ausbeute lohnen soll. Deshalb bildeten sich Gesellschaften, welche auf gemeinschaftliche Rechnung arbeiteten und ganz gute, wenn auch gerade keine glänzenden Geschäfte machten. Mit sehr primitiv konstruirten Apparaten gewannen sie nämlich im Durchschnitt 2½ Unzen Gold aus einer Tonne gestampften Quarzes, während man in Australien, allerdings bei viel besserer Maschinerie, es noch lohnend findet, Quarz zu stampfen, der nur eine Unze Gold auf eine Tonne Gestein enthält. Der Werth einer Unze Goldes wechselt zwischen 3 Pfund Sterling 8 Shilling bis 3 Pfund Sterling 10 Shilling (40 Gulden 48 Kr. bis 42 Gulden oder 23 Thaler 9½ Silbergroschen bis 24 Thaler); in einzelnen Fällen stieg er aber bis auf 3 Pfund Sterling 18 Shilling 8 Pence (47 Gulden 12 Kreuzer oder 27 Thaler).

In der Zwischenzeit war auf der Süd-Insel gleichfalls, und in reichem Maße, Gold gefunden worden. Vierzehn Jahre nach der Entdeckung des ersten Goldes an der Mörderbai wurden die Gemüther der Einwohner Nelsons durch die Nachricht in Aufregung versetzt, in Biggs Gully sei ein Goldfeld entdeckt worden. Ein «rush» fand statt, d. h. Jeder, der irgend konnte, verließ seinen Posten und lief in die Goldgruben, wie solches in Australien sich ja auch öfter ereignet hatte. In kurzer Zeit waren an 300 Goldsucher in der Goldschlucht. Die Beute schien indessen zu gering zu sein, und die Meisten zogen bald enttäuscht wieder weg. Im folgenden Jahre, 1857, wurde in einem anderen Distrikte an derselben Bai, am Aorerefluß, wiederum Gold gefunden. Drei Mann hatten in sieben Wochen 100 Unzen Gold (im Werthe von 4000 Gulden oder etwa 2300 Thaler) gewonnen, im Monat Mai waren schon tausend Goldgräber im Flußthale des Aorere und seinen Nebenflüssen und wenig Wochen später war am Hafen bereits die Stadt Collingwood entstanden.

Nun kam der Winter; der Regen durchweichte die ohnedies schlechten Wege, überschwemmte die Bäche und zerstörte die Dämme der Goldgräber; die Lebensmittel wurden wegen der Schwierigkeiten des Transportes, da sie nur durch Packochsen herbeigebracht werden konnten, immer theurer; dadurch wurden Viele entmuthigt und gingen fort. Aber auch im folgenden Frühjahre und später erreichte die Zahl der Goldgräber nicht mehr die anfängliche Zahl, obwol die Arbeit stets lohnend blieb, durchschnittlich 12 Shilling (7 Gulden 12 Kreuzer oder 4 Thaler 3 Silbergroschen) täglich, durchaus keine Abgaben erhoben wurden und sich obendrein herausstellte, daß nicht nur die Thäler der Flüsse und Bäche Gold führten, sondern daß auch das ganze westliche Küstengebiet auf eine Ausdehnung von einigen (geographischen) Quadratmeilen aus nichts Anderem als goldführenden Konglomeraten bestand, welche so viel ertrugen, daß ein Unternehmer jedem seiner 12 Arbeiter einen Tagelohn von 10 oder 12 Shill. (6 bis 7 Fl.) zahlen konnte und doch noch einen ansehnlichen Gewinn herausbrachte.

Der Werth dieses Goldfeldes von Aorere wurde von Hochstetter auf $22\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling berechnet, so daß die bis zum Jahre 1859 davon gewonnenen 150,000 Pfund Sterling nur eine verschwindend kleine Summe ausmachen.

Nördlich und östlich von dieser Gegend wurden andere Goldlager aufgefunden, ohne daß sie im Stande gewesen wären, die Goldgräber in großer Zahl anzulocken. Die neuseeländischen Diggings schienen eben nach den bis dahin gemachten Erfahrungen nicht jenen Reichthum an großen Klumpen (vergl. „Australien" S. 315) zu bergen, welche die Goldgräber zu reizen im Stande sind; war doch der größte «nugget», der an der Goldnen Bai gefunden wurde, nicht ganz zehn Unzen schwer, also höchstens 420 Gulden oder 240 Thaler werth. Nur etliche Farmer in diesen Gegenden pflegten einen praktisch-bescheidenen Gebrauch von den Goldvorräthen zu machen, die in dem Bergschutt ihrer Thalschluchten aufgespeichert liegen. v. Hochstetter erzählt wenigstens von Einem, der, jedesmal einige Tage, bevor er in die Stadt gehen wollte, um Einkäufe zu machen, seine Söhne ins Gebirge schickte, um Gold zu waschen, und fügt hinzu, daß diese stets mit wohlgefülltem Goldbeutel zurückgekommen wären. Seit dem Jahre 1860 wurden diese Gegenden fleißiger von Goldgräbern besucht; es bildeten sich Gesellschaften, die, obgleich sie Tagelöhne von 12 Shillingen bezahlten, dennoch 80 Pfund Sterling die Woche für sich gewannen.

Während dieser Goldfunde an der nordwestlichen Küste wurden auch im Innern der Süd-Insel ähnliche, nur viel großartigere Funde gemacht. Bereits in den Jahren 1857 und 1858 war von dem früheren General-Landvermesser Ligar das Vorkommen von Gold in der Provinz Otago nachgewiesen worden, und man hörte auch zu jener Zeit gelegentlich von Goldfunden am Tuapeka, Pomahaka und anderen Zuflüssen des Molineux- oder Cluthaflusses. Ja, in unmittelbarer Nähe von Dunedin wollte man Gold gefunden haben, aber an all diesen Orten war das Metall nicht in solcher Menge nachgewiesen worden, daß die Regierung von Otago sich entschließen konnte, den auch in dieser Provinz ausgeschriebenen Preis von 500 Pfund Sterling einem der verschiedenen Bewerber zuzusprechen. Im Jahre 1861 änderte sich dies. Schon im Juni des genannten Jahres brachte ein Mann 7 Unzen Gold nach Dunedin und vier Wochen später kamen zwei Leute in dieser Stadt an, beladen mit 87 Pfund reinen Goldes. Diese beiden Goldgräber, James Hartley und David Reilly, hatten sich ihre Erfahrungen früher in Kalifornien gesammelt. Bereits im Februar waren sie von Dunedin aufgebrochen, um den oberen Theil des Molyneux und seine Nebenflüsse zu untersuchen. Ihre Unternehmung war eine sehr gewagte; die ganze Gegend war öde und unwirthlich und nur bewohnt von einzelnen, Meilen weit von einander entfernt lebenden Schafhirten. Die Männer mußten demnach nicht nur für ausreichenden Proviant sorgen, sondern auch darauf bedacht sein, durch ihre Vorbereitungen nicht den Verdacht anderer Goldjäger rege zu machen. Sie führten übrigens ihren vorgenommenen Plan aus, freilich unter Schwierigkeiten und Anstrengungen von ganz ungewöhnlicher Art.



Am Ziel ihrer Reise sahen sie sich aber reichlich belohnt, denn sie fanden das Gold in solcher Fülle, daß sie nach ihren eigenen Worten nichts zu thun hatten, als den Schlämmapparat an das Ufer des Flusses zu stellen und denselben von Morgens bis Abends in Bewegung zu halten. Während der Eine den Sand hineinfüllte, wusch der Andere das Gold heraus. Daß ein allgemeines Goldfieber ausbrach, sobald man nur über den Fundort im Reinen war, versteht sich von selbst. Nach einiger Zeit wimmelte es an den Ufern der genannten Flüsse von Goldsuchern. Besonders vielversprechend war die Gegend am oberen Tuapeka. Dort versammelten sich gegen 2000 Goldgräber in dem öden, vegetationslosen Thale, der sogenannten Gabriels-Gully, und in wenig Monaten entstand eine Stadt von 600 Zelten. Eine Partie erbeutete 38 Unzen in einem Tage, eine andere 90 Pfund Sterling in der Woche für den Mann, vier Bergleute fanden für 1000 Pfund Sterling in vier Wochen und die Aufregung in der Provinz Otago wurde so groß, wie sie je in Viktoria oder Neu-Süd-Wales gewesen. Das ganze Gebiet des Tuapeka und die umliegende Landstrecke war bereits am 1. August 1861 als Goldfeld proklamirt worden, auf welches die „Goldakte" Anwendung zu finden hatte. Demnach wurden „Gold-Kommissäre" bestellt, Eskorten eingerichtet, die das Gold alle vierzehn Tage nach Dunedin bringen sollten 2c. Anfangs September waren 4000 Goldgräber am Tuapeka beisammen, die ganze Bevölkerung des wüsten, meilenweit mit Gerölle und losem Bergschutt überdeckten Goldlandes betrug aber, da viele Arbeiter mit Weibern und Kindern gezogen kamen, schon 12—16,000 Menschen und die Ausbeute übertraf die kühnsten Erwartungen, denn man rechnete 5 Pfund Sterling als mittleren Ertrag für jeden Digger. Einzelne machten fabelhafte Geschäfte. Eine Partie von sieben Mann gewann in drei Wochen 270 Unzen, drei Andere fanden in 14 Tagen 93 Unzen, und bei einer dritten Partie hatte Jeder in zwei Monaten 1000 Pfund Sterling erhalten.

Die Kunde von dem Vorhandensein solcher Reichthümer drang natürlicher Weise auch nach Australien und nicht lange, so begann die Völkerwanderung hinüber in das neue Dorado auf Neu-Seeland. In Melbourne drängte sich Alles zur Abfahrt nach Otago; Mitte September 1861 waren 23 Schiffe zu gleicher Zeit nach dieser Provinz in See gegangen, darunter die besten Australiendampfer und die schönsten Liverpooler und Londoner Klipperschiffe, und brachten etwa 12,000 Menschen ins Land. Der plötzliche Andrang von Menschen an den sonst so stillen Küsten Neu-Seelands war etwas ganz Unerhörtes. Viele sahen sich in ihren Hoffnungen getäuscht; Viele aber fanden auch die Reichthümer, die sie suchten, und besonders war die Ankunft erfahrener Digger aus Viktoria von großem Werthe, weil sie einen besseren Abbau der Goldfelder lehrten. Dieselben begannen das ganze Goldfeld, welches nur auf ein bis zwei Meter Tiefe aufgewühlt war, etwa 40 Meter tief zu bebauen und trafen hier, wie sie ganz richtig vermuthet hatten, auf ein zweites, über alles Erwarten reiches Goldlager.

Bis Mitte 1862 waren bereits an 250,000 Unzen oder eine Million Pfund Sterling Gold aus den Goldfeldern von Otago nach Dunedin gebracht

worden, und was in Privathänden blieb, d. h. nicht zur Umwechselung bei dem englischen Schatzamt kam, darf sicherlich noch als die Hälfte dieser Summe angesehen werden. Schon damals sollen die Ammen in Neu-Seeland den Kindern das Schlafliedchen vorgesungen haben:

„Gold, Gold, Gold! Wangapeka *), Tuapeka,
Schönes feines Gold! Gold, Gold, Gold!"

Seitdem hat sich aber noch ergeben, daß nicht nur die Gegend an der Goldnen Bai und am Tuapeka, sondern eben so eine ganze Anzahl anderer Flüsse westlich von Dunedin goldführend ist, und daß, ähnlich wie in Viktoria, sich auch bauwürdige Quarzadern zwischen den Anschwemmungen hinziehen. Weiter haben aber die eifrigen Forschungen Haast's bereits im Februar 1862 es als höchst wahrscheinlich dargethan, daß auch in einem viel weiter nördlich gelegenen Distrikte, am Tekaposee in der Provinz Canterbury auf dem Ostabhange des Gebirges, Gold existire, und mit Beginn des Jahres 1863 wurde das edle Metall auch an den Ufern des südlichsten großen Alpensee's, am Wakatipusee, durch einen Zufall gefunden. Einige Goldgräber, die in den Wildnissen des Hochgebirges umherzogen, um zu „prospekten", wie der technische Ausdruck für „Goldfelder aufsuchen", lautet, wollten ihr Zelt abbrechen, als sie auf förmliche Nester von Goldklumpen stießen und binnen einer Stunde Reichthümer sammelten.

Die Wahrscheinlichkeit, welche schon damals bestand, daß Neu-Seeland im Vergleich zu seiner Ausdehnung das goldreichste Territorium von allen bis jetzt bekannten Goldbezirken sei, ist seitdem fast zur völligen Gewißheit geworden. Vom Koromandelhafen bis herab zur Mündung des Molyneuxflusses, also in einer Ausdehnung von 200 geopraphischen Meilen, findet man an den verschiedensten Stellen Gold in größerer oder geringerer Menge, und auf der Westseite des Landes sind nicht nur fast alle Gewässer goldführend, sondern es werden auch reiche Ablagerungen dieses Metalles in den zwischen den Flüssen aufgeschwemmten Geschieben angetroffen, so weit nämlich der Glimmerschiefer und Thonschiefer sich erstreckt, welchem jene aus Gerölle und Sand bestehenden Bildungen aufgelagert sind.

Zu Anfang des Jahres 1865 wurde die Goldentdeckung auf dem westlichen Abhange des Gebirges in der Provinz Canterbury gemacht. Das Goldgebiet dehnt sich hier vom Greyfluß südwärts bis zum Bold Head und an den Flüssen dieser Gegend aufwärts bis in die Wildnisse der Bergschluchten hinein. Noch weiter südwärts sind die Goldfelder wahrscheinlich von den später über dieselben hinweggegangenen Gletschermoränen überzogen worden, welche jetzt das Land vom Meere bis an den Fuß der Hauptgebirgskette bedecken, so daß in diesen Gegenden das Gold wol kaum anders als in ziemlich bedeutender Tiefe zu finden sein dürfte.

Nachdem das Vorhandensein von Gold an der Westküste bekannt geworden, wiederholten sich auch hier die bekannten Erscheinungen des Gold-„Rushes". Wer nur irgendwie konnte, brach auf, um auf den neuen Gold-

*) Ein Nebenflüßchen der in die Blindbai mündenden Motueka.

feldern sein Glück zu versuchen. Viele unternahmen die höchst beschwerliche Reise zu Lande und erlagen den ungeheuren Strapazen. Der im Jahre 1855 nothdürftig hergerichtete Weg (vergl. S. 149) führte nämlich am Hurunuiflusß aufwärts über den Teramakausattel, und von da in das Thal dieses Flusses hinab. Die häufigen Regengüsse hatten aber die Straße fast unbrauchbar gemacht; sie glich einem Kanal mit knietiefem Morast, in welchem Wurzeln, Steinblöcke und umgestürzte, halbverfaulte Bäume lagen. Der Fluß war hoch angeschwollen und viele Leute verloren ihr Leben, während sie denselben zu durchkreuzen versuchten. Die Sucht nach Gold siegte jedoch über alle diese Hindernisse, und jetzt ist an der Westküste, etwa unter 43° südl. Breite, die Stadt **Hokitika** entstanden. Freilich ist dies wiederum eine Stadt, deren Häuser zum größten Theile noch aus mit Leinwand überzogenen Holzgerüsten bestehen, aber Tausende von Menschen sind hier bereits ansässig; im Jahre 1867 war schon eine Post, ein Rathhaus und ein Spital gebaut, wenn auch vorläufig nur aus Holz, und in den Kaufmannsläden der „Hauptstadt" der neuen Provinz Westland konnte man bereits jedes Bedürfniß befriedigen. Die Seeküste von der Hauptstadt bis zum Teramakauflusse ist gleich einer großen Landstraße belebt: Packpferde, schwere Fuhrwerke kommen und gehen zu Hunderten, namentlich seitdem die große Straße über den Arthurpaß vollendet ist (vergl. S. 155).

In dem Golddistrikte von Hokitika arbeiten aber wenigstens 20,000 fleißige Menschen, und obwol das wüste, öde und steinige Land bis zum Jahre 1868 weder Getreide noch andere Lebensmittel produziren konnte, ja nicht einmal Futter für das Vieh bot, und demnach Alles, was zur Nahrung dienen sollte, eingeführt werden mußte, so kam die Bevölkerung doch vorwärts. Der Handelsumsatz, welcher unter solchen Umständen natürlich äußerst lebhaft war, erreichte in **einem** Jahre die Summe von $2\frac{1}{2}$ Mill. Pfund Sterling (30 Mill. Gulden oder mehr als 17 Mill. Thaler) und diese Summe mußte also während derselben Zeit in Gestalt von Goldblättchen und Goldkörnchen aus dem Erdboden gegraben werden!

Nicht minder großartig endlich sind die in den neuesten Diggings an der **Themse**, etwas südlich vom Koromandelhafen, im März 1869 entdeckten goldenen Schätze. Alsbald entstand auch hier eine Goldgräberstadt, Shortland, deren Bevölkerung nach Tausenden zählt. Vom April bis Ende Juli wurden hier in einem einzigen Claim 6375 Unzen Gold gewonnen, was einen Werth von mehr als 22,000 Pfund Sterling (265,000 Gulden oder 150,000 Thaler) repräsentirt.

Und genau ebenso, wie einige Jahre zuvor behauptet wurde, die größten Goldschätze seien in Hokitika zu heben, so verkündigen jetzt die neuseeländischen Zeitungen dieselbe Wundermähr von den Themsediggings. Uebrigens steht fest, daß die Anschwemmungen der neuseeländischen Flüsse ganz ungeheure Reichthümer von Gold bergen und daß allem Vermuthen nach Jahrhunderte nicht hinreichen, um dieselben zu Tage zu fördern.

Schluß.

Neu-Seelands Entdeckung (1642) durch den Holländer Tasman fällt mit der Zeit Cromwell's und dem Beginne des Bürgerkrieges in England zusammen. Gleichwie jedoch die Holländer ihre Entdeckungen in Australien unbenutzt ließen, so machten sie es auch mit diesem Lande, das bei ihnen nur durch die Erinnerung an den Kannibalismus der Eingeborenen in einem furchtbaren Andenken stand. Wie Australien, so mußte auch Neu-Seeland durch die Engländer eigentlich von Neuem aufgefunden werden und den Briten sollte es vorbehalten bleiben, auf jener Inselgruppe in der Südsee, in dem Lande ihrer eigentlichen Antipoden, das Fundament zu neuen Staaten der Zukunft zu legen. Die ersten Anfänge der Niederlassungen des angelsächsischen Stammes bestanden aus nicht weniger zweifelhaften Elementen, wie die Bevölkerung der Kolonie Neu-Süd-Wales, obschon betont werden muß, daß von der britischen Regierung niemals Verbrecher nach Neu-Seeland geschickt wurden. Der schlimme Einfluß der ersten Ansiedler hätte sich auch, Dank den Bemühungen der Missionäre, allmählig verwischt, wenn die fortwährenden Kriege der Eingeborenen unter einander diese selbst nur zu einiger Ruhe hätten kommen lassen. So aber folgte Jahre lang eine Streitigkeit der anderen.

Mit dem Abschlusse des Vertrags von Waitangi und der Erklärung Neu-Seelands als Besitzung der britischen Krone versprach man sich endlich geordnete Verhältnisse. Statt dessen ging bekanntlich von da an Alles noch schlimmer als zuvor; es kamen aber wenigstens Einwanderer ins Land und man hätte sich mit Geduld in die langsame Entwicklung der Kolonie finden können. Da brach, um das Maß des Unglücks voll zu machen, der Krieg in Taranaki aus. Die Kolonisten in ihrer Verblendung hatten geglaubt, die Eingeborenen hätten keinen Begriff von der Bedeutung des ihnen verliehenen Rechtes englischer Unterthanen. Auch die Regierung beging eine Reihe von Ungerechtigkeiten gegen die Maori, und als Folge davon sah sie sich plötzlich in einen Rassenkrieg mit diesem trotzigen und kampfgeübten Volke verwickelt. Jahre lang spotteten die Eingeborenen der englischen Kriegskunst und der eingeschulten Truppen. Selbst die englischen Veteranen aus dem Krimkriege erlebten im Kampf mit den Maori Niederlagen, und erst die Entfaltung ganz kolossaler Streitkräfte brachte es im Vereine mit der grausamsten Verwüstung der eroberten Gegenden dahin, daß der Aufstand endlich niedergeworfen wurde.

Die Maori waren — zum Theil lange Zeit vor Ausbruch dieses unseligen Krieges — Christen geworden. Sie hatten an die Religion der Liebe geglaubt; aber ihre Mitchristen hatten einen ungerechten Krieg gegen sie geführt, hatten sie besiegt, gedemüthigt, ihre Kraft gebrochen und ihr

Land geraubt. Haß und Rache erfüllte von nun an die Herzen der Maori gegen ihre Unterdrücker und eine Rotte fanatischer Häuptlinge, im wilden Rausche des mit Menschenblut gestillten Rachedurstes, erfand eine neue Religion, die Friede und Eintracht bedeuten und Segen über das Land der Gläubigen verbreiten sollte, aber die Engländer mit der Vertreibung oder mit Tod und Vernichtung bedrohte.

Wiederum entbrannte der ungleiche Kampf, jedoch nur, um nach kurzer Zeit zu einem hoffnungslosen Guerillakrieg herabzusinken. Unterdessen hat sich die Zahl der Eingeborenen so stark vermindert und ihre Hoffnung, sich neben den Eindringlingen auf ihren schönen Inseln behaupten zu können, ist so schwach geworden, daß sie wehklagend ausrufen: „Wir müssen vergehen vor den Weißen, wie das Farrenkraut vor dem Klee vergeht!"

Die Weißen bebauen jetzt das Land, sie führen die Viehzucht ein, sie gründen Städte, sie legen Eisenbahnen an, sie heben die goldenen Schätze des Bodens und sind jetzt schon die Erben der gesegneten Fluren, obwol die Erblasser noch am Leben sind; diese führen ja nur noch ein Scheinleben! Neu-Seeland aber wird bei der rastlosen Energie, welche die Engländer entwickeln, mehr und mehr an Bedeutung gewinnen und mit der Zunahme seiner Bevölkerung dermaleinst zu einem mächtigen Reiche anwachsen, zu einem Seestaat, wie das Mutterland, zu einem

„Großbritannien der Südsee".



Missionshaus.

Volkszählung von Neu-Seeland vom 19. December 1867.

Provinz:	Europ. Bevölk.:
Auckland	48,321
Taranaki	4,359
Wellington	21,950
Hawke's Bay	5,283
Nordinsel	79,913
Nelson	23,814
Marlborough	4,371
Canterbury[1])	53,843
Otago	48,569
Southland	7,943
Südinsel	138,540
Chataminseln	114

Summe der Civilbev. 218,637. Hierzu 1455 Militärpersonen, incl. Frauen und Kinder, sodass die weisse oder europ. Bevölk. 220,092 Seelen beträgt.

Provinzial-Hauptstädte und Orte mit mehr als 400 Einwohnern am genannten Tage:

Provinz Auckland.

Auckland[2])	17,606
Onehunga	2,177
Otahuhu	552
Howick	640

Provinz Taranaki.

New-Plymouth	2,180

Provinz Wellington.

Wellington	7,460
Wanganui	2,157

Provinz Hawke's Bay.

Napier	1,827

Provinz Nelson.

Nelson	5,652
Westport	1,500
Charleston	1,800
Addison's Flat	1,500
Brighton	1,000

Provinz Marlborough.

Picten	465

Provinz Canterbury.

Christchurch	6,647
Lyttelton	2,510
Kaiapoi	708
Rangiora	1,042
Timaru	1,027

County of Westland.

Hokitika	4,866
Greymouth	1,607

Provinz Otago.

Dunedin	12,776
Port Chalmers	1,348
Oamaru	1,376
Milton	523

Provinz Southland.

Invercargill	2,006

Anmerkung.

1) Die neugebildete County of Westland hat 15,418, der übrig gebliebene östliche Theil der ehemaligen Provinz Canterbury 38,425 Bewohner.

2) Die eigentliche Stadt hat 11,153, die Vorstadt Parnell 3226, Newton 3,227 Bewohner.



Gez. v. L. Ravenstein



Die weisse Bev. nahm seit 1858 um 271 Proz., also durchschn. per Jahr um 30 Proz. zu — die Abnahme der Maori-Bev. dagegen betrug von 1861 bis 1867 jährlich 5 Proz. Denn 1861 schätzte man sie auf 55,336 Köpfe, wogegen zu Anfang 1867 eine approximative Zählung 38,540 ergab. Davon kommen auf die Nord-Insel 37,107, auf die Süd-Insel 1433.

Stärke der einzelnen Maori-Stämme und ihr Verhalten gegenüber den Europäern.

(Nach offiziellen Angaben.)

Nordinsel.

Den Europäern freundlich gesinnt.	
Rarawa	2,761
Ngapuhi	5,840
Ngatiwhatua	709
Wanganui	1,427
Ngatiapa	325
Rangitana	250
Muaupoko	125
Ngatikahungunu	2,952
Te Arawa	1,951
Ngatitiwharotoa	500
Zum Theil freundlich gesinnt.	
Ngatimaru	3,670
Ngaiterangi	1,198
Waikato	2,279
Ngatiawa	1,293
Taranaki	400
Ngatiruanni	750
Ngatiawa	659
Wakatohea	573
Ngatiraukawa	1,071
Rongowhakaata	1,000
Ngatiporou	4,500
Durchweg feindlich gesinnt.	
Ngatimaniapoto	2,000
Ngarauru	400
Te Urewera	500
Unbestimmt.	
Ngaitawarere	300
Ngaitai	—
Whauau Apanui	—

Südinsel.

Ngaitahu / Ngatimamoe	1,500

Die Gesammt-Bevölkerung von Neu-Seeland einschliesslich der Chatham-Inseln besteht mithin aus

weisser Civilbev.	218,637
Militärpersonen	1,455
Eingeborene	38,540
Summa:	258,632 Seelen.

(Nach Petermann's Mittheilungen.)